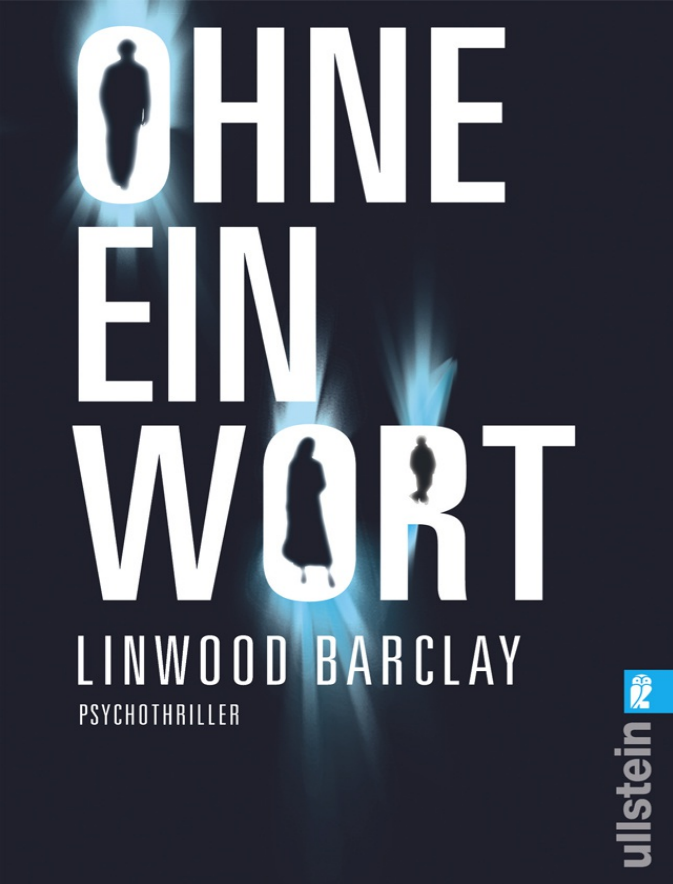


OHNE EIN WORT



LINWOOD BARCLAY

PSYCHOTHRILLER


ullstein

Das Buch

Nach einem Streit mit ihren Eltern wacht die 14-jährige Cynthia morgens in einem seltsam stillen Haus auf. Kein Geklapper aus Bad und Küche, keine Stimmen. Ihre Eltern und ihr Bruder sind verschwunden. Spurlos. Für immer. Zwanzig Jahre später ist

Cynthia mit Terry
verheiratet und hat eine
kleine Tochter, Grace. Das
Trauma ihrer Jugend hat sie
jedoch nie verwunden, und
so beschließt sie, in einer
Fernsehsendung
aufzutreten. Sie möchte
endlich Hinweise
bekommen auf den
Verbleib ihrer Familie.
Unmittelbar nach der

Sendung geschehen
seltsame Dinge,
Kleinigkeiten zuerst – ist es
möglich, dass Cynthias
Eltern vorsichtig Kontakt
zu ihr aufnehmen? Oder
wird sie langsam, aber
sicher verrückt? Dann
werden die Ereignisse noch
bedrohlicher, und Cynthia
stolpert über eine Tote – die
nicht die einzige bleiben

soll.

Der Autor

Linwood Barclay machte 1977 seinen Abschluss in Literaturwissenschaften an der Trent University in Petersborough, Ontario. Anschließend arbeitete er lange Jahre als Journalist

und hatte eine beliebte
Kolumne im Toronto Star.
Neben seiner
journalistischen und
schriftstellerischen
Tätigkeit ist Linwood
Barclay ein vielgebuchter
Redner. Mit seiner Frau
und zwei Kindern lebt er in
der Nähe von Toronto.
OHNE EINE WORT ist
Linwood Barclays erster

Psychothriller.

Von Linwood Barclay sind
in unserem Hause
außerdem erschienen:

Dem Tode nah
In Todesangst

Linwood
Barclay

OHNE EIN WORT

Psychothriller

Aus dem Englischen

von Nina Pallandt

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte
Nutzungen,
wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung,
Speicherung oder Übertragung
können zivil- oder strafrechtlich verfolgt
werden.

Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juni 2007

17. Auflage 2010

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
2007

Copyright © 2006 by Linwood Barclay
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
No Time for Goodbye

(Random House, New York)

Umschlaggestaltung: HildenDesign,
München

Titelabbildung: GBK, Heye Werbeagentur
GmbH

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik,
Berlin

eBook-Konvertierung: CPI – Ebner &
Spiegel, Ulm

Printed in Germany

eBook ISBN 978-3-8437-0154-9

MAI 1982

Als Cynthia erwachte, war es so still im Haus wie sonst nur samstags.

Ach, wenn doch nur Samstag gewesen wäre.

Nie zuvor in ihrem Leben hatte sie sich

sehnlicher gewünscht, es sei ein schulfreier Samstag. Ihr war immer noch speiübel, ihr Kopf fühlte sich an wie Beton, und es kostete sie einige Mühe, ihn überhaupt vom Kissen zu heben.

Igitt, was war denn bitte das da im Papierkorb? Sie konnte sich nicht mal daran erinnern, sich letzte Nacht übergeben zu haben, aber

die verräterischen Spuren
ließen keinen anderen
Schluss zu.

Die Sauerei musste sie
unbedingt wegmachen, ehe
ihre Eltern etwas
bemerkten. Cynthia stieg
aus dem Bett, schwankte
einen Augenblick, nahm
den kleinen Plastikeimer
und öffnete die Zimmertür
einen Spalt. Auf dem Flur

war niemand zu sehen. Sie
schlich am Zimmer ihres
Bruders und dem
Elternschlafzimmer
vorbei – beide Türen
standen offen –, schlüpfte
ins Bad und schloss die Tür
hinter sich.

Sie leerte den Inhalt in
die Toilette, wusch den
Papierkorb in der
Badewanne aus und

musterte sich müde im Spiegel. So also sah eine Vierzehnjährige mit Kater aus. Kein schöner Anblick. Sie erinnerte sich kaum, was Vince ihr alles zu trinken angeboten hatte, lauter Zeug aus der Hausbar seiner Eltern. Zwei Dosen Budweiser, Wodka, Gin und eine bereits angebrochene

Flasche Rotwein. Sie hatte versprochen, eine Flasche Rum von zu Hause mitzubringen, hatte sich am Ende aber nicht getraut.

Irgendetwas war merkwürdig. Sie kam nur nicht drauf, was es war.

Cynthia spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht und trocknete sich ab. Sie holte tief Luft und nahm all

ihren Mut zusammen, für den Fall, dass ihre Mutter bereits auf der anderen Seite der Badezimmertür auf sie wartete.

Tat sie aber nicht.

Cynthia eilte zurück in ihr Zimmer, dessen Wände zum Unmut ihrer Eltern mit Postern von KISS und anderen Seelenzerstörern gepflastert waren; unter

ihren nackten Füßen spürte sie den dicken Teppich. Sie warf einen Blick in Todds Zimmer, lugte ins Schlafzimmer ihrer Eltern. Die Betten waren gemacht. Normalerweise kam ihre Mutter erst später am Morgen dazu, sie aufzuschütteln. Todd machte sein Bett sowieso nie, und Mom ließ es ihm

auch noch durchgehen, aber heute sahen die Betten aus, als hätte überhaupt niemand in ihnen geschlafen.

Cynthia spürte leise Panik in sich aufkommen. War es schon so spät? Wie spät war es überhaupt?

Der Wecker auf Todds Nachttisch zeigte gerade mal zehn vor acht an.

Gewöhnlich verließ sie das Haus erst zwanzig Minuten später, um zur Schule zu gehen.

Im Haus war es totenstill.

Normalerweise konnte sie ihre Eltern um diese Uhrzeit unten in der Küche hören. Selbst wenn sie nicht miteinander sprachen, was öfter vorkam, hörte sie, wie

der Kühlschrank geöffnet
und wieder geschlossen
wurde, wie der
Pfannenheber in der Pfanne
kratzte oder Geschirr in die
Spüle gestellt wurde,
während jemand –
üblicherweise ihr Vater –
die Seiten der
Morgenzeitung umblätterte
und den einen oder anderen
verwunderten Kommentar

vor sich hin murmelte.

Seltsam.

Ihr Blick streifte die Matheaufgaben, die auf dem Schreibtisch lagen. Sie hatte nur die Hälfte der Aufgaben gemacht, bevor sie gestern Abend losgezogen war, und sich gedacht, den Rest könne sie ja auch morgen erledigen, wenn sie früh genug

aufstand.

Falsch gedacht.

Sonst war Todd um diese Uhrzeit nicht zu überhören. Rein und raus aus dem Badezimmer, während Led Zeppelin aus seinen Lautsprechern dröhnte; zwischendurch rief er lautstark nach einer frischen Hose und rülpste vor Cynthias Tür herum.

Er hatte kein Wort davon gesagt, dass er früher zur Schule musste, aber das hätte sie auch eher gewundert. Sie gingen nur selten zusammen zur Schule. In seinen Augen war sie eine uncoole Neuntklässlerin, auch wenn sie ihr Bestes tat, um ihr Image aufzupolieren. Er würde ganz schön staunen,

wenn sie ihm erzählte, dass sie zum ersten Mal so richtig sturzbesoffen gewesen war. Aber vielleicht hielt sie doch besser die Klappe, sonst verpetzte er sie noch, wenn er das nächste Mal etwas ausgefressen hatte.

Okay. Möglich, dass Todd früher zur Schule gegangen war – aber wo

waren ihre Eltern?

Vielleicht war ihr Vater am frühen Morgen zu einer Geschäftsreise aufgebrochen. Er war immer irgendwohin unterwegs, da verlor man völlig den Überblick. Am Abend zuvor war er allerdings leider zu Hause gewesen.

Und ihre Mutter? Hmm,

vermutlich hatte sie Todd zur Schule gefahren.

Sie zog sich an. Jeans, Pullover. Legte Make-up auf. Genug, um nicht völlig fertig auszusehen, aber nicht so viel, dass ihre Mutter wieder mal einen ihrer »Flittchen«-Anfälle kriegen würde.

Als sie die Küche betrat, blieb sie wie angewurzelt

stehen.

Keine Frühstücksflocken, kein Saft, kein Kaffee in der Maschine. Keine Teller, kein Brot im Toaster, keine Tassen, weder Milch noch Rice Krispies. Die Küche sah genauso aus wie am Abend zuvor, nachdem ihre Mutter aufgeräumt hatte.

Cynthia sah sich nach einem Zettel um. Ihre Mom

hinterließ immer eine Notiz, wenn sie das Haus verließ, selbst wenn sie sauer war. »Bin heute nicht da«, stand dann dort, »Mach dir Rührei, muss Todd fahren«, oder einfach »Bin unterwegs, bis später«. Wenn sie böse auf Cynthia war, unterschrieb sie statt mit »Alles Liebe, Mom« nur mit »Mom«.

Aber es war weit und breit kein Zettel zu sehen.

Cynthia nahm ihren Mut zusammen und rief: »Mom?« Ihre eigene Stimme klang fremd in ihren Ohren. Vielleicht weil etwas darin mitklang, was sie sich nicht eingestehen wollte.

Als keine Antwort von ihrer Mutter kam, rief sie:

»Dad?«

Wieder nichts.

Sie kam zu dem Schluss, dass es sich offenbar um eine Strafe handelte, die sie sich für sie ausgedacht hatten. Sie hatte ihre Eltern enttäuscht, und jetzt taten die so, als sei sie Luft, bestraften sie auf die ganz miese Tour mit Schweigen.

Okay, es gab

Schlimmeres. Immer noch besser als jetzt gleich Riesenzoff am Morgen.

Außerdem stand ihr ohnehin nicht der Sinn nach Frühstück; sehr unwahrscheinlich, dass sie es bei sich behalten würde. Sie nahm ihre Schulsachen und trat aus der Haustür.

Der Journal Courier, mit Gummiband

zusammengerollt, lag auf der Fußmatte.

Cynthia stieß die Zeitung mit dem Fuß beiseite, ohne weiter darüber nachzudenken, ging die leere Einfahrt hinunter – sowohl der Dodge ihres Vaters als auch der Ford Escort ihrer Mutter waren nirgends zu sehen – und machte sich auf zur

Jonathan Law Highschool.
Vielleicht konnte sie ja aus
ihrem Bruder
herauskriegen, was los war
und was sie sonst noch
erwartete.

Jede Menge Stress, dachte
sie.

Sie hätte um Punkt acht
Uhr zu Hause sein sollen.
Erstens, weil es ein ganz
normaler Schultag war, und

zweitens hatte am frühen
Abend auch noch Mrs
Asphodel angerufen und
ihre Mutter informiert, dass
sie wiederholt die
Englischhausaufgaben
vergessen hatte und ihre
Versetzung gefährdet war.
Ihren Eltern hatte sie
vorgeschwindelt, sie würde
zu Pam übergehen und mit
ihr zusammen

Hausaufgaben machen,
obwohl das ohnehin reine
Zeitverschwendung
gewesen wäre, und ihre
Eltern hatten eingewilligt,
aber darauf bestanden, dass
sie um acht wieder zu
Hause war. Cynthia hatte
gemault, das sei doch viel
zu wenig Zeit, ob sie etwa
durchfallen solle?

Acht Uhr, hatte ihr Vater

gesagt. Acht Uhr und keine Sekunde später. Mir doch egal, hatte sie gedacht. Ich komme, wann es mir passt.

Als Cynthia um Viertel nach acht noch nicht zu Hause gewesen war, hatte ihre Mutter bei Pam zu Hause angerufen. »Hi, hier ist Patricia Bigge«, hatte sie zu Pams Mutter gesagt. »Kann ich mal kurz mit

Cynthia sprechen?« Und als Pams Mutter überhaupt nicht wusste, wovon die Rede war, hatte Cynthias Vater den alten Filzhut aufgesetzt, ohne den er nie aus dem Haus ging, und in den umliegenden Straßen nach ihr Ausschau gehalten. Er argwöhnte nämlich, dass sie sich mit Vince Fleming herumtrieb, einem

siebzehnjährigen Jungen aus
der elften Klasse, der
bereits einen Führerschein
hatte und einen verrosteten
roten Ford Mustang
Baujahr 1970 fuhr. Clayton
und Patricia Bigge hielten
nicht viel von ihm.
Problematischer Bursche,
zweifelhafte
Familienverhältnisse,
schlechter Einfluss. Vor

einiger Zeit hatte Cynthia ihre Eltern abends über Vince' Vater sprechen hören, der ihrer Meinung nach irgendwie Dreck am Stecken hatte, was Cynthia aber für totalen Schwachsinn hielt.

Es war reiner Zufall, dass ihr Vater den Wagen im hintersten Winkel des Parkplatzes am

Einkaufszentrum in der Post Road erspähte, einen Steinwurf von den Milforder Kinos entfernt. Er zog direkt vor den Mustang und versperrte Vince den Weg. Sie wusste gleich, dass er es war, als sie den Filzhut erblickte.

»Scheiße«, sagte Cynthia. Gut, dass er nicht schon zwei Minuten vorher

aufgetaucht war, als sie geknutscht hatten und Vince ihr sein nagelneues Springmesser gezeigt hatte. Gnadenlos – ein leichter Knopfdruck und urplötzlich schoss eine zehn Zentimeter lange Klinge heraus. Vince hatte das Teil im Schoß gehalten und gegrinst, als wäre es gar kein Messer, sondern etwas

ganz anderes. Dann hatte Cynthia das Messer ausprobiert, es durch die Luft geschwungen und gekichert.

»Hey, Vorsicht«, hatte Vince gesagt.

Clayton Bigge marschierte schnurstracks zur Beifahrertür und öffnete sie. Die Tür quietschte in den rostigen

Angeln.

»Hey, Meister, keine Panik«, sagte Vince, der mittlerweile zwar kein Messer mehr in der Hand hielt, dafür aber eine Bierflasche, was fast genauso schlimm war.

»Quatsch mich bloß nicht blöd an«, sagte Clayton Bigge, fasste seine Tochter am Arm und zerrte

sie mit sich zu seinem Dodge. »O Gott, du stinkst ja wie eine ganze Kneipe«, sagte er.

Cynthia wäre am liebsten auf der Stelle gestorben.

Sie sah ihren Vater nicht an und sagte kein Wort, auch dann nicht, als er sie anherrschte, mit ihr hätte man bloß noch Ärger, sie solle endlich zur Besinnung

kommen, sonst würde sie
ihr ganzes Leben
verpfuschen, was er denn
falsch gemacht hätte, er
habe doch nur gewollt, dass
sie glücklich sei, bla, bla,
bla, und obwohl er
stinksauer war, fuhr er
immer noch, als hätte er
gerade erst den
Führerschein gemacht, hielt
sich stur an die

Geschwindigkeitsbegrenzung und schaltete beim Abbiegen jedes Mal den Blinker an – es war schlicht nicht zu fassen.

Als sie in die Einfahrt einbogen, war sie schon ausgestiegen, bevor er den Wagen zum Stillstand gebracht hatte. Sie stieß die Haustür auf und stürmte ins Haus, vorbei an ihrer

Mutter, die weniger
aufgebracht als besorgt
wirkte.

»Cynthia!«, sagte sie.
»Wo warst du ...«

Sie ließ ihre Mutter
einfach stehen und stürzte
die Treppe hinauf in ihr
Zimmer. Von unten rief ihr
Vater: »Komm sofort
wieder runter! Wir müssen
miteinander reden!«

»Ich wollte, ihr wärt tot!«, schrie sie und knallte die Tür zu.

Daran entsann sie sich nun wieder ganz deutlich. An den Rest des Abends konnte sie sich allerdings nach wie vor nur verschwommen erinnern.

Sie erinnerte sich, wie sie sich auf ihr Bett gesetzt hatte, dass ihr ziemlich

schwindlig gewesen war. Sie war zu müde, um sich zu schämen. Dann beschloss sie, sich hinzulegen und ihren Rausch auszuschlafen; bis sie wieder aufstehen musste, waren ja immerhin noch fast zehn Stunden Zeit.

Zehn Stunden, in denen alles Mögliche passieren

konnte.

Sie meinte sich zu erinnern, dass sie im Halbschlaf jemanden an der Tür gehört hatte. Ein Geräusch, als ob jemand vor der Tür verharren würde.

Später hatte sie das Geräusch noch einmal gehört. Glaubte sie jedenfalls.

War sie aufgestanden, um nachzusehen? Hatte sie überhaupt aufzustehen versucht? Sie konnte sich beim besten Willen nicht erinnern.

Inzwischen war sie fast vor der Schule angekommen.

Und nun meldete sich auch noch ihr schlechtes Gewissen. An einem

einzigem Abend hatte sie
gegen sämtliche Spielregeln
verstoßen. Sie war zu spät
nach Hause gekommen.
Hatte ihre Eltern
angelogen. Mit einem
Jungen herumgeknutscht.
Einem Siebzehnjährigen!
Der letztes Jahr ein paar
Schulfenster eingeworfen
und eine Spritztour mit
dem Wagen des Nachbarn

unternommen haben sollte.

Außerdem waren ihre Eltern gar nicht so schlimm. Meistens jedenfalls. Vor allem ihre Mom. Und ihr Dad, na ja, eigentlich war er ja ganz passabel, wenn er nicht gerade hinter ihr herspionierte.

Vielleicht hatte ihre Mutter Todd zur Schule

gefahren. Wenn er Training hatte und unter Zeitdruck stand, brachte sie ihn manchmal zur Schule und ging anschließend in den Supermarkt. Ab und an trank sie auch einen Kaffee im Howard Johnson's.

In der ersten Stunde – Geschichte – bekam sie so gut wie nichts mit, und in Mathe konnte sie sich erst

recht nicht konzentrieren.
Sie hatte immer noch
Kopfschmerzen. Als der
Mathematiklehrer sie
fragte, ob sie alles
verstanden hätte, sah sie
nicht mal auf.

Während der
Mittagspause verließ sie die
Cafeteria und rief von
einem Münztelefon zu
Hause an, um sich bei ihrer

Mutter zu entschuldigen und ihr zu sagen, wie leid ihr alles tat. Außerdem wollte sie nach Hause, denn ihr war hundeelend. Ihre Mutter würde sich um sie kümmern und ihr eine Suppe kochen. Sie konnte nie lange böse bleiben.

Nachdem es fünfzehnmal geläutet hatte, gab Cynthia auf, dachte dann aber, sie

hätte sich vielleicht
verwählt. Doch auch beim
nächsten Versuch ging
niemand ans Telefon. Die
Firmennummer ihres
Vaters wusste sie nicht
auswendig. Außerdem war
er so oft auf Geschäftsreise,
dass er meist nur von
unterwegs dort anrief.

Sie hing mit ein paar
Freundinnen vor der Schule

herum, als Vince Fleming in seinem Mustang vorbeifuhr. »Ganz schön blöd gelaufen gestern Abend«, sagte er. »Dein Alter hat ja ziemlich genervt.«

»Ja, hat er«, sagte Cynthia.

»Was ist denn danach noch passiert?«, fragte Vince. Irgendwie klang er, als wüsste er es bereits.

Cynthia zuckte mit den Schultern und schüttelte den Kopf. Sie wollte nicht darüber reden.

»Wo ist eigentlich dein Bruder?«, fragte Vince. »Ist er krank?«

»Was?«, stieß Cynthia hervor.

Niemand hatte Todd gesehen. Vince sagte, er hätte ihn unter vier Augen

fragen wollen, wie groß der Stunk zu Hause sei, ob sie Hausarrest bekommen hätte, weil er nämlich am Wochenende mit ihr um die Häuser ziehen wollte, sein Kumpel Kyle würde ihm Bier besorgen, und dann könnten sie doch rauf in die Hügel fahren, ein bisschen im Auto sitzen und sich die Sterne angucken, oder?

Cynthia lief nach Hause. Sie vergaß sogar, Vince zu fragen, ob er sie fahren konnte. Sie meldete sich auch nicht im Sekretariat ab. Sie lief, so schnell sie konnte, und die ganze Zeit über dachte sie: Bitte, lieber Gott, mach, dass Moms Wagen in der Einfahrt steht. Bitte.

Doch als sie von der

Pumpkin Delight Road in die Hickory Lane einbog und ihr einstöckiges Elternhaus in Sicht kam, war von dem gelben Ford Escort ihrer Mutter weit und breit nichts zu sehen. Trotzdem rief sie laut und atemlos nach ihrer Mutter, als sie ins Haus stürzte. Und dann nach ihrem Bruder.

Sie begann zu zittern, riss sich dann aber mit aller Macht zusammen.

Nun verstand sie überhaupt nichts mehr. Egal wie stinksauer ihre Eltern auch auf sie sein mochten – deswegen würden sie nicht einfach abhauen, ohne ihr etwas zu sagen, und obendrein noch Todd mitnehmen.

Cynthia kam sich total
bescheuert vor, klingelte
aber nebenan bei den
Jamisons. Wahrscheinlich
gab es eine ganz einfache
Erklärung; vielleicht hatte
sie ja bloß vergessen, dass
ihre Mutter einen
Zahnarzttermin hatte.
Wenn sie jetzt um die Ecke
bog, würde Cynthia wie
eine Vollidiotin dastehen.

Egal.

Als Mrs Jamison öffnete, platzte Cynthia mit allem heraus. Dass niemand zu Hause gewesen sei, als sie aufgewacht war, und dass sie dann zur Schule gegangen sei, aber Todd sei auch dort nicht aufgetaucht, und ihre Mutter ...

Mrs Jamison war zwar überrascht, meinte aber, sie

solle sich keine Sorgen machen, ihre Mom sei bestimmt nur zum Einkaufen gefahren. Sie ging mit Cynthia hinüber und warf einen Blick auf die Zeitung, die immer noch vor der Haustür lag. Zusammen sahen sie in allen Zimmern, der Garage und im Garten nach.

Mrs Jamison gefiel die

Sache nicht. Sie rief die Polizei.

Kurz darauf kam ein Streifenbeamter vorbei, dem das Ganze aber kein großes Kopfzerbrechen zu bereiten schien. Bald aber trafen weitere Beamte und Streifenwagen ein und am Abend wimmelte es auf der Straße nur so von Polizisten. Cynthia hörte,

wie sie über Funk Beschreibungen der Autos ihrer Eltern durchgaben und im Krankenhaus von Milford anriefen. Die Polizisten klingelten bei den Nachbarn und stellten auch Cynthia jede Menge Fragen.

»Bist du sicher, dass sie nicht jemanden besuchen wollten?«, fragte ein Mann,

der sich als Detective vorgestellt hatte und im Gegensatz zu den anderen Polizisten keine Uniform trug. Er hieß Findley oder Finlay, wenn sie ihn richtig verstanden hatte.

Hielt er sie allen Ernstes für derart vergesslich? Glaubte er, sie würde gleich herausplatzen: »Na klar, jetzt erinnere ich mich! Sie

wollten ja Tante Tess
besuchen! Moms
Schwester.«

»Nun ja«, sagte der
Detective. »Deine Eltern
und dein Bruder haben
offensichtlich nichts
gepackt. Soweit wir
feststellen konnten, sind all
ihre Sachen noch da, und
die Koffer stehen unten im
Keller.«

Die Fragen wollten schier kein Ende nehmen. Wann hatte sie ihre Eltern zuletzt gesehen? Wann war sie ins Bett gegangen? Was war das für ein Junge, mit dem sie aus gewesen war? Sie bemühte sich, nichts auszulassen, gab sogar zu, dass sie Streit mit ihren Eltern gehabt hatte, auch wenn sie verschwieg, dass

sie betrunken gewesen war und ihnen den Tod gewünscht hatte.

Der Detective war ein netter Mann, doch stellte er keine einzige der Fragen, die Cynthia unablässig durch den Kopf gingen. Wieso waren ihre Eltern und ihr Bruder einfach verschwunden? Wo waren sie hingefahren? Und

warum hatten sie sie nicht mitgenommen?

In einem Anfall von Panik begann sie die Küche auf den Kopf zu stellen. Sie hob Platzdeckchen hoch und warf sie beiseite, sah unter die Stühle, spähte hinter den Herd, während ihr Tränen über die Wangen liefen.

»Was ist denn los,

Kleine?«, fragte der Detective. »Was machst du da?«

»Wo ist bloß der Zettel?«, fragte Cynthia mit flehendem Blick. »Hier muss irgendwo ein Zettel sein! Meine Mom geht nie aus dem Haus, ohne eine Nachricht zu hinterlassen!«

EINS

Cynthia stand vor dem einstöckigen Haus an der Hickory Lane. Aber sie sah das Haus, in dem sie ihre Kindheit verbracht hatte, keineswegs zum ersten Mal seit fünfundzwanzig Jahren

wieder. Sie lebte immer noch in Milford und hatte mir das Haus gezeigt, bevor wir heirateten. »Das ist es«, hatte sie im Vorüberfahren gesagt, und schon waren wir wieder daran vorbei gewesen. Sie hielt nie an. Und falls doch, stieg sie nicht aus. Jedenfalls hatte sie seit einer Ewigkeit nicht mehr unmittelbar vor dem

Haus gestanden.

Und genauso lange war es her, dass sie das Haus zuletzt betreten hatte.

Wie angewurzelt stand sie auf dem Bürgersteig; es sah fast so aus, als könne sie keinen Schritt weitergehen. Am liebsten wäre ich zu ihr geeilt, um sie zur Tür zu begleiten. Die Einfahrt war gerade mal zehn Meter lang,

erstreckte sich aber ein Vierteljahrhundert in die Vergangenheit. Für sie war es wohl ein bisschen so, als würde sie durch das falsche Ende eines Fernglases sehen. So, als könnte sie den ganzen Tag gehen und gehen, ohne jemals anzukommen.

Trotzdem blieb ich auf der anderen Straßenseite

stehen, behielt sie im Auge, ihren Rücken, die kurzen roten Haare. Ich hatte meine Anweisungen.

Cynthia stand da, als würde sie auf die Erlaubnis warten, endlich die Einfahrt hinaufzuschreiten. Dann ertönte eine Stimme.

»Okay, Mrs Archer? Gehen Sie los. Nicht zu schnell. Zögern Sie ruhig

ein bisschen, so als würden Sie das Haus zum ersten Mal seit fünfundzwanzig Jahren betreten.«

Über die Schulter sah Cynthia eine junge Frau in Jeans und Turnschuhen an; die Frau trug eine Baseballkappe, aus der hinten ihr Pferdeschwanz baumelte. Sie war eine der drei Aufnahmeleiterinnen.

»So ist es ja auch«, sagte Cynthia.

»Sehen Sie nicht mich an«, sagte die Frau mit dem Pferdeschwanz. »Richten Sie den Blick aufs Haus, und wenn Sie losgehen, denken Sie einfach daran, was damals passiert ist, okay?«

Cynthia sah mich an und verdrehte die Augen. Ich

lächelte resigniert, so nach dem Motto »Tja, da musst du jetzt durch«.

Langsam schritt sie die Einfahrt hinauf. Wie hätte sie sich dem Haus wohl ohne laufende Kamera genähert? Ebenso vorsichtig, ebenso stockend? Wahrscheinlich. Aber jetzt wirkte es gespielt, irgendwie

gezwungen.

Doch als sie die Treppenstufen zur Haustür erklomm und die Hand ausstreckte, bemerkte ich, dass sie zitterte. Ich bezweifelte jedoch, dass die Kamera imstande war, echte Gefühle einzufangen.

Ihre Hand legte sich um den Türknauf. Sie drehte ihn und wollte gerade die

Tür öffnen, als die Frau mit dem Pferdeschwanz rief: »Stopp! Wunderbar! Bleiben Sie genau so stehen!« Dann richtete sie das Wort an den Kameramann: »Und jetzt das Ganze noch mal von innen, damit wir sehen, wie sie hereinkommt.«

»Das kann ja wohl nicht wahr sein!«, sagte ich, laut

genug, dass das umstehende Fernseheteam es mitbekam – etwa ein halbes Dutzend Leute, darunter Paula Malloy, die Chefreporterin des Senders, wie stets ganz Strahlelächeln und Donna-Karan-Kostüm.

Paula trat zu mir.

»Mr Archer.« Sie berührte mich am Arm, noch so eins ihrer

Markenzeichen. »Ist alles in Ordnung?«

»Wie können Sie ihr das antun?«, sagte ich. »Meine Frau will zum ersten Mal, seit ihre Familie spurlos verschwunden ist, ihr Elternhaus betreten, und Sie rufen einfach ›Schnitt‹?«

»Terry«, sagte sie und rückte mir noch ein bisschen näher auf den

Leib. »Darf ich Sie Terry nennen?« Ich äußerte mich nicht dazu.

»Terry, es tut mir wirklich leid, aber wir müssen die Kamera neu positionieren. Wir wollen Cynthias Gesicht sehen, wenn sie zum ersten Mal nach all den Jahren das Haus betritt. Wir wollen größtmögliche

Authentizität. Ehrlichkeit.
Und darum geht es Ihnen
beiden doch auch, nicht
wahr?«

Ein toller Witz. Die
Chefreporterin von
Deadline, die sonst hinter
Prominenten und Popstars
herjagte, die sich betrunken
ans Steuer gesetzt oder ihr
Baby nicht im Kindersitz
angeschnallt hatten, spielte

hier kalt lächelnd die Aufrichtigkeitskarte aus.

»Ja, natürlich«, sagte ich müde, während ich daran dachte, dass es hier um weit mehr ging, darum, dass ein TV-Beitrag nach all den Jahren vielleicht ein wenig Licht ins Dunkel bringen konnte. »Kein Problem.«

Paula schenkte mir ein professionelles

Strahlelächeln und marschierte mit klackenden Absätzen auf die andere Straßenseite.

Seit Cynthia und ich angekommen waren, hatte ich mich bewusst abseits gehalten. Ich hatte mir einen Tag vom Unterricht freigenommen. Der Direktor, mein langjähriger Freund Rolly Carruthers,

wusste, wie wichtig die Sache für Cynthia war; ein Kollege vertrat mich in Englisch und kreativem Schreiben. Cynthia hatte sich ebenfalls einen Tag Urlaub genommen; sie arbeitete in einem Modegeschäft. Unsere achtjährige Tochter Grace hatten wir an der Schule abgesetzt. Grace hätte es

wahrscheinlich überaus
spannend gefunden, einem
Fernsehteam beim Drehen
zuzusehen, aber bei einer
Produktion über die
persönliche Tragödie ihrer
Mutter hatte sie nichts zu
suchen.

Cynthias ehemaliges
Elternhaus wurde
inzwischen von einem
pensionierten Ehepaar

bewohnt, begeisterten
Seglern, die ein Boot im
Hafen von Milford liegen
hatten und vor zehn Jahren
hier eingezogen waren. Der
Sender hatte dem Ehepaar
Geld bezahlt, um das Haus
für seine Zwecke nutzen zu
können; die Crew hatte
allen möglichen Nippes
sowie private Fotos von den
Wänden entfernt, damit das

Haus möglichst so aussah wie damals.

Ehe die Hausbesitzer zum Segeln fuhren, sprachen sie vor dem Haus in die laufenden Kameras.

Ehemann: »Nicht auszudenken, was damals hier passiert sein mag. Manchmal denke ich, die e h e m a l i g e n Bewohner müssen zerstückelt und in

Säure aufgelöst worden sein.«

Ehefrau: »Ab und zu kommt es mir vor, als würde ich Stimmen hören. So als würden ihre Geister im Haus herumspuken. Manchmal, wenn ich am Küchentisch sitze, läuft es mir eiskalt den Rücken hinunter, als wäre gerade einer von ihnen an mir

vorbeigelaufen.«

Ehemann: »Als wir das Haus kauften, wussten wir nicht, was hier passiert war. Jemand hatte es von der Tochter gekauft, es dann an jemand anders weiterverkauft, und von den Leuten haben wir es dann gekauft. Als mir später das eine oder andere zu Ohren gekommen ist,

habe ich mich in der
Stadtbibliothek
schlaugemacht. Und mich
gefragt, wieso sie eigentlich
überlebt hat. Mal ernstlich,
das ist doch wohl schon ein
bisschen merkwürdig,
oder?«

Cynthia, die das
Interview von einem der
Transporter aus verfolgte,
in denen das Fernsehteam

angerückt war, rief:
»Entschuldigung, dass ich
Sie unterbreche. Was
meinen Sie damit?«

Jemand aus dem Team
fuhr herum und machte
»Schsch«, aber damit war er
bei Cynthia an der falschen
Adresse. »Sie haben mir
überhaupt nichts zu sagen«,
zischte sie. In Richtung des
Mannes rief sie: »Was

wollten Sie damit andeuten?«

Verblüfft sah der Mann zu ihr herüber. Offenbar hatte er nicht gewusst, das Cynthia anwesend war. Die Aufnahmeleiterin mit dem Pferdeschwanz ergriff Cynthia am Ellbogen und lenkte sie mit sanftem Druck hinter den Transporter.

»Was soll das?«, fragte Cynthia. »Was wollte er damit sagen? Dass ich etwas mit dem Verschwinden meiner Familie zu tun habe?«

»Kümmern Sie sich nicht um ihn«, sagte die Aufnahmeleiterin.

»Sie haben gesagt, Sie wollten mir helfen«, sagte Cynthia. »Endlich Licht ins

Dunkel zu bringen. Das ist der einzige Grund, warum ich zugesagt habe. Wollen Sie etwa senden, was er gesagt hat? Was sollen die Leute denken, wenn sie so etwas hören?«

»Machen Sie sich keine Gedanken«, sagte die Aufnahmeleiterin. »Das wird nicht verwendet.«

Anscheinend sorgten sie

sich, dass Cynthia von einer Sekunde auf die andere abrauschen würde, ohne dass sie auch nur eine Minute mit ihr gedreht hatten; sie redeten auf sie ein, versuchten sie zu beschwichtigen, gaben nochmals zu bedenken, dass sich sicher jemand melden würde, der etwas wusste, sobald der Beitrag

ausgestrahlt wurde. Was ihren Beteuerungen zufolge immer wieder vorkam. Sie hätten, sagten sie, jede Menge Fälle gelöst, die die Polizei längst zu den Akten gelegt hatte.

Nachdem sie Cynthia erneut davon überzeugt hatten, dass sie aus rein ehrenhaften Motiven handelten, und der alte Sack

mit seiner Frau zum Segeln
abgedüst war, ging die
Show weiter.

Ich folgte zwei
Kameramännern ins Haus,
stellte mich dann aber ein
wenig abseits, während sie
sich positionierten, um aus
verschiedenen Perspektiven
aufzunehmen, wie Cynthia
zögernd in ihre
Erinnerungen eintauchte.

Ich ging davon aus, dass sie
das Filmmaterial im Studio
nicht nur
zusammenschneiden,
sondern obendrein auf
grobkörnig trimmen und
mit diversen anderen Tricks
verfremden würden, um die
Geschichte ein wenig
spannender zu gestalten –
eine Story, die
Fernsehredakteure früherer

Jahrzehnte ganz sicher auch
so dramatisch genug
gefunden hätten.

Dann ging es nach oben
in Cynthias altes Zimmer.
Sie wirkte wie gelähmt. Sie
wollten aufnehmen, wie sie
das Zimmer betrat, aber aus
zwei verschiedenen
Perspektiven. Beim ersten
Mal wartete der
Kameramann hinter der

geschlossenen Zimmertür, beim zweiten Take filmten sie Cynthia vom Flur aus, die Kamera über ihre Schulter gerichtet. Als der Beitrag gesendet wurde, sah ich, dass sie ein Fischaugenobjektiv verwendet hatten, um der Szene einen unheimlichen Touch zu verleihen, etwa so, als würde Jason aus

»Freitag der 13.« mit seiner Eishockeymaske hinter der Tür warten.

Paula Malloy, die als Wetterfee angefangen hatte, wurde frisch geschminkt und frisiert. Dann stattete eine Assistentin sie und Cynthia mit Sendern und kleinen Mikros aus, die an ihren Kragen befestigt wurden. Paula stieß

Cynthia sacht mit der Schulter an, als seien sie alte Freundinnen, die sich gemeinsam an nicht ganz so gute Zeiten erinnerten.

Als sie bei laufenden Kameras die Küche betraten, fragte Paula: »Was ist Ihnen damals durch den Kopf gegangen?« Cynthia bewegte sich wie in Trance. »Totenstille im ganzen

Haus – und dann kommen Sie in die Küche und niemand ist da.«

»Ich wusste ja nicht, was los war«, sagte Cynthia leise. »Ich dachte, alle wären vor mir aus dem Haus gegangen. Ich dachte, mein Vater sei zur Arbeit gefahren. Und dass meine Mutter meinen Bruder zur Schule bringen würde. Ich

dachte, sie wären sauer auf mich, weil ich mich am Abend zuvor ziemlich danebenbenommen hatte.«

»Waren Sie ein schwieriger Teenager?«, fragte Paula.

»Nun ja ... manchmal. Am Abend zuvor hatte ich mich mit einem Jungen getroffen, der meinen Eltern ein Dorn im Auge

war, und auch einiges
getrunken. Aber so
schlimm war ich nun auch
wieder nicht. Ich habe
meine Eltern geliebt, und
ich glaube ...« – einen
Augenblick lang drohte ihr
die Stimme zu versagen –
»... sie mich auch.«

»Sie haben damals
ausgesagt, Sie hätten Streit
mit Ihren Eltern gehabt.«

»Ja«, sagte Cynthia.
»Weil ich nicht rechtzeitig nach Hause gekommen bin und sie belogen habe. Und manchmal habe ich ihnen auch ziemlich unschöne Dinge an den Kopf geworfen.«

»Zum Beispiel?«

»Oh.« Cynthia zögerte einen Moment. »Was man halt so sagt. Kinder sagen

manchmal eben Dinge, die sie eigentlich gar nicht so meinen.«

»Und was glauben Sie, wo sich Ihre Eltern und Ihr Bruder heute befinden – fünfundzwanzig Jahre später?«

Traurig schüttelte Cynthia den Kopf. »Das frage ich mich ja selbst. Es vergeht kein Tag, an dem

ich mir nicht darüber den Kopf zerbreche.«

»Falls Ihre Eltern und Ihr Bruder noch leben sollten, was würden Sie ihnen, hier bei Deadline, jetzt sagen wollen?«

Verlegen und irgendwie hoffnungslos sah Cynthia aus dem Küchenfenster.

»Blicken Sie in die Kamera«, sagte Paula

Malloy und legte einen Arm um Cynthias Schultern. Ich musste mich mit aller Macht zusammennehmen, sonst wäre ich ins Bild geplatzt, um Paula die aalglatte Maske herunterzureißen. »Fragen Sie einfach, was Sie all die Jahre fragen wollten.«

Cynthias

Augen

schimmerten feucht, als sie in die Kamera sah. Zuerst brachte sie nur ein Wort heraus: »Warum?«

Paula schwieg, um den Augenblick wirken zu lassen, und hakte dann nach. »Warum was, Cynthia?«

»Warum«, wiederholte Cynthia, während sie sichtlich um Fassung rang,

»habt ihr mich allein gelassen? Wenn ihr noch leben solltet, warum habt ihr euch nie gemeldet? Warum habt ihr mir nicht mal eine kleine Nachricht hinterlassen? Warum habt ihr euch nicht wenigstens von mir verabschiedet?«

Ich konnte die Spannung um mich herum genau spüren. Es war, als hätte das

gesamte Fernsehteam den
Atem angehalten. Ich
wusste, was ihnen durch
den Kopf ging. Das hier
war Einschaltquote pur,
Fernsehen vom
Allerfeinsten. Ich hasste sie
dafür, dass sie Cynthias
Unglück für
Unterhaltungszwecke
ausbeuteten, eben weil es
für sie nichts als bloße

Unterhaltung war. Aber ich hielt meine Zunge im Zaum, weil Cynthia sich garantiert ebenso bewusst war, dass sie missbraucht wurde, dass sie nur eine weitere Story war, mit der die nächste halbstündige Folge der Sendung gefüllt wurde. Sie war bereit, sich dafür einspannen zu lassen – in der Hoffnung,

dass sich vielleicht jemand melden würde, der den Schlüssel zu ihrer Vergangenheit besaß.

Auf Bitte der Deadline-Redaktion hatte Cynthia zwei alte Schuhschachteln mitgebracht, in denen sie allerlei Erinnerungsstücke an ihr früheres Leben aufbewahrte.

Zeitungsausschnitte,

verblichene Polaroidbilder, Klassenfotos, Zeugnisse, alle möglichen Dinge, die sie damals von zu Hause mitgenommen hatte, als sie zu ihrer Tante Tess gezogen war. Tess Berman, der Schwester ihrer Mutter.

Sie setzten Cynthia an den Küchentisch. Vor ihr standen die geöffneten Schuhschachteln, aus denen

sie nun ihre
Erinnerungsstücke nahm,
eins nach dem anderen, und
sie langsam vor sich
ausbreitete, wie ein Puzzle,
als würde sie nach den
Teilen mit geraden Kanten
suchen, als wolle sie sich
vom Rand des Bilds zur
Mitte vorarbeiten.

Aber es gab keine
Rahmenteile in Cynthias

Schuhschachteln. Es gab keine Möglichkeit, sich langsam auf die Mitte zuzuarbeiten. Es war, als hätte sie ein paar Dutzend Teile von tausend verschiedenen Puzzles.

»Das sind wir«, sagte sie und hielt ein Foto hoch.

»Beim Campingurlaub in Vermont.« Die Kamera zoomte auf Todds

Strubbelkopf und Cynthia;
sie standen links und rechts
neben ihrer Mutter vor
einem Zelt. Cynthia war
etwa fünf, ihr Bruder um
die sieben Jahre alt. Ihre
Gesichter waren mit Erde
verschmiert, und ihre
Mutter – das Haar mit
einem rotweiß gemusterten
Tuch zusammengebunden –
lächelte stolz in die

Kamera.

»Von meinem Vater habe ich keine Bilder«, sagte Cynthia niedergedrückt. »Er hat ja immer die Fotos von uns gemacht. Aber ich kann ihn genau vor mir sehen, groß und breitschultrig, mit dem Filzhut, den er immer trug, und dem schmalen Oberlippenbart. Gut sah er

aus, richtig gut. Und Todd war ihm wie aus dem Gesicht geschnitten.«

Sie griff nach einem vergilbten

Zeitungsausschnitt. »Hier«, sagte sie, während sie das Stück Papier vorsichtig auseinanderfaltete. »Das habe ich im Schreibtisch meines Vaters gefunden.« Erneut rückte der

Kameramann näher, um den Zeitungsausschnitt zu zeigen. Es handelte sich um ein verblichenes, grobkörniges Schwarzweißbild, auf dem eine Schülermannschaft zu sehen war. Ein Dutzend Jungs blickte in die Kamera; einige lächelten, ein paar zogen Grimassen. »Dad hat das Bild wohl aufbewahrt,

weil Todd mit drauf ist, auch wenn sie seinen Namen unter dem Foto vergessen haben. Dad war wirklich stolz auf uns. Manchmal sagte er im Scherz, wir wären die beste Familie, die er je hatte.«

Rolly Carruthers, der Direktor meiner Schule, wurde ebenfalls interviewt.

»Die Sache ist mir ein

echtes Rätsel«, sagte er.
»Ich kannte Clayton Bigge.
Wir waren ein paarmal
zusammen angeln. Ich fand
ihn sehr sympathisch. Ich
habe nicht die geringste
Ahnung, was passiert sein
könnte. Vielleicht sind sie
in die Fänge einer Art
Manson-Family geraten, die
sich auf Mordtour quer
durchs Land befand.«

Sie interviewten auch
Cynthias Tante Tess.

»Ich habe meine
Schwester, meinen
Schwager und meinen
Neffen verloren, aber für
Cynthia war es ein noch
größerer Verlust. Sie hat
unendlich viel
durchgemacht, ihr Schicksal
aber wirklich bravourös
bewältigt.«

Doch obwohl die Macher
der Sendung ihr
Versprechen hielten und die
skeptischen Äußerungen
des alten Mannes, der nun
im ehemaligen Haus der
Bigges lebte, nicht
ausstrahlten, hatten sie
noch jemanden in petto, der
ebenfalls nicht mit seiner
Meinung hinter dem Berg
hielt.

Cynthia starrte wie das Kaninchen auf die Schlange, als der Beitrag ein paar Wochen später ausgestrahlt wurde und plötzlich der Ermittlungsbeamte auf dem Bildschirm erschien, der sie damals befragt hatte. Er war inzwischen pensioniert und lebte in Arizona. Unter seinem Konterfei waren die Worte »Bartholomew

Finlay, Detective i. R.«
eingeblendet. Er hatte die
Ermittlungen geleitet, den
Fall nach einem Jahr jedoch
zu den Akten gelegt. Die
Leute vom Sender hatten
ihn in Phoenix interviewt,
vor einem in der Sonne
gleißenden Airstream-
Wohnmobil.

»Also, ich habe mich
jedenfalls immer wieder

gefragt, wieso die Tochter überlebt hat. Vorausgesetzt natürlich, dass ihre Eltern und ihr Bruder tatsächlich tot sind. Die Version, dass eine Familie sich auf und davon macht und die Tochter zurücklässt, hat mir noch nie eingeleuchtet. Okay, die Kleine war schwierig und hatte Stress mit ihren Eltern. Aber ein

für alle Mal verschwinden,
nur um das schwarze Schaf
der Familie loszuwerden?
Das ist doch grotesk. Was
wiederum bedeutet, dass
jemand ein falsches Spiel
getrieben hat. Und damit
wären wir wieder bei
meiner Eingangsfrage.
Wieso hat sie überlebt?
Und so viele Möglichkeiten
bleiben da nicht übrig.«

»Was meinen Sie damit?«, fragte die Stimme von Paula Malloy, die nie selbst ins Bild kam. Ihre Fragen waren später dazugeschnitten worden, da sie das Interview nicht selbst geführt hatte.

»Das können Sie sich selbst zusammenreimen«, sagte Detective Finlay.

»Was denn?«, fragte

Paula Malloy.

»Kein weiterer
Kommentar.«

Cynthia war außer sich.
»Damit sagt er doch, dass
ich es war«, fauchte sie in
Richtung des Bildschirms.
»Er sagt durch die Blume,
dass ich etwas damit zu tun
hatte! Der Dreckskerl! Sie
haben hoch und heilig
versprochen, nichts

dergleichen zu senden!«

Es gelang mir, sie zu beruhigen; der Beitrag war alles in allem ziemlich positiv gewesen und Cynthia bei ihrem Interview mit Paula ehrlich und glaubwürdig herübergekommen. »Wenn es jemanden gibt, der mehr weiß«, versicherte ich ihr, »wird er sich bestimmt

nicht von einem sturen
pensionierten Cop
beeinflussen lassen.
Vielleicht meldet sich sogar
jemand, nur um seinen
hirnrissigen Verdacht zu
widerlegen.«

Leider musste sich die
Sendung gegen die letzte
Folge einer Reality-Show
behaupten, in der eine Schar
übergewichtiger

Möchtegern-Rockstars
darum wetteiferte, so
schnell wie möglich die
meisten Pfunde zu
verlieren, um einen
Plattenvertrag zu gewinnen.
Direkt nach der Sendung
wartete Cynthia neben dem
Telefon, da sie hoffte, dass
sich sofort jemand beim
Sender melden würde.
Noch vor Morgengrauen

würde das Rätsel gelöst sein. Und sie endlich die Wahrheit erfahren.

Doch es meldete sich niemand, abgesehen von einer Frau, die behauptete, dass Cynthias Familie von Außerirdischen entführt worden war, und einem Mann, der mit der Theorie aufwartete, dass Cynthias verschwundene Verwandte

durch einen Riss in der Zeit
gefallen und sich nun
entweder auf der Flucht vor
Dinosauriern befanden oder
aber in einer Orwell'schen
Zukunft gelandet waren,
wo man ihre Erinnerungen
gelöscht hatte.

Jedenfalls erhielten wir
keinen einzigen
brauchbaren Hinweis.

Offenbar hatte niemand,

der etwas wusste, die
Sendung gesehen.
Zumindest niemand, der
den Mund aufmachen
wollte.

Während der ersten
Woche nach der
Ausstrahlung rief Cynthia
täglich in der Deadline-
Redaktion an. Die Leute
vom Sender waren höflich
und zuvorkommend,

sagten, sie würden sich sofort melden, sobald sie etwas hörten. In der zweiten Woche rief Cynthia nur noch jeden zweiten Tag an, doch nun wurden die Zuständigen schroffer, antworteten, ihre Anrufe seien sinnlos, niemand habe sich gemeldet, und sollte sich wider Erwarten doch noch

etwas tun, würde sie selbstverständlich umgehend informiert.

Sie waren mit neuen Sendungen beschäftigt. Und bald war Cynthia nur noch eine Nachricht von gestern.

ZWEI

Grace sah mich mit flehenden Augen an, doch der Nachdruck in ihrer Stimme war nicht zu überhören.

»Dad«, sagte sie. »Ich. Bin. Acht. Jahre. Alt.« Ich

fragte mich, wo sie das gelernt hatte. Diese Technik, Worte um des dramatischen Effekts willen in einzelne Sätze zu verwandeln. Als hätte ich mich groß wundern müssen. In unserem Haushalt ging es schließlich oft genug dramatisch zu.

»Ja«, sagte ich zu meiner Tochter. »Das ist mir klar.«

Ihre Cheerios wurden langsam matschig und ihren Orangensaft hatte sie bislang nicht angerührt. »Die anderen Kinder machen sich lustig über mich«, sagte sie.

Ich trank einen Schluck Kaffee. Gerade erst hatte ich mir eine Tasse eingeschenkt, aber er war nur lauwarm. Offenbar gab

die Kaffeemaschine den Geist auf. Ich beschloss, mir auf dem Weg zur Schule noch einen Becher im »Dunkin' Donuts« zu holen.

»Wer genau macht sich denn über dich lustig?«, fragte ich.

»Alle«, sagte Grace.

»Alle«, wiederholte ich.

»Was ist denn passiert? Ist

eine Versammlung
einberufen worden? Und
dann hat der Rektor die
gesamte Schule
aufgefordert, sich über dich
lustig zu machen?«

»Jetzt machst du dich
über mich lustig.«

Okay, da hatte sie recht.
»Tut mir leid. Ich habe mir
nur vorzustellen versucht,
wie dein Problem aussieht.

Alle sind es jedenfalls bestimmt nicht, glaube ich. Es fühlt sich bloß so an. Aber selbst wenn es nur ein paar sind, kann das natürlich ziemlich nervig sein.«

»Und wie.«

»Hänseln dich deine Freundinnen?«

»Ja. Sie sagen, Mom behandelt mich wie ein

Baby.«

»Deine Mom sorgt sich nur um dich«, sagte ich.

»Sie hat dich sehr, sehr lieb.«

»Ich weiß. Aber ich bin schon acht.«

»Deine Mom will nur, dass du sicher zur Schule kommst, das ist alles.«

Grace seufzte und ließ den Kopf hängen; eine

braune Haarlocke fiel ihr in die Augen. Mit dem Löffel rührte sie in der Milch mit den Cheerios. »Trotzdem muss sie mich nicht zur Schule bringen. Seit dem Kindergarten wird keiner mehr von seiner Mom gebracht.«

Wir diskutierten das Thema nicht zum ersten Mal, und ich hatte auch

mehrmals versucht,
Cynthia so vorsichtig wie
möglich zu vermitteln, dass
es vielleicht an der Zeit war,
Grace ohne Aufsicht zur
Schule gehen zu lassen;
immerhin war sie
inzwischen schon in der
dritten Klasse. Außerdem
würde sie ja nicht wirklich
allein gehen; es gab jede
Menge anderer Kinder, die

denselben Schulweg hatten.

»Warum kannst du mich nicht bringen?«, fragte Grace, und ein leiser Hoffnungsschimmer erschien in ihren Augen.

Wenn ich Grace zur Schule brachte – was allerdings nur selten vorkam –, blieb ich stets weit hinter ihr. Passanten wären nie auf die Idee

gekommen, dass ich ein
Auge auf meine Tochter
hatte. Cynthia verrieten wir
davon kein
Sterbenswörtchen. Meine
Frau ging felsenfest davon
aus, dass ich bis zur
Fairmont Public School
keinen Millimeter von
Grace' Seite wich und am
Schultor stehen blieb, bis
sie im Gebäude war.

»Das geht nicht«, sagte ich. »Ich muss um acht in meiner Schule sein. Und bei dir fängt der Unterricht eine ganze Stunde später an. Mom muss erst um zehn zur Arbeit. Aber wenn ich mal wieder die erste Stunde freihabe, bringe ich dich hin, okay?«

Cynthia hatte nämlich ihre Arbeitsstunden – sie

arbeitete in der Boutique ihrer alten Freundin Pamela Forster – extra so gelegt, dass sie Grace wohlbehütet zur Schule bringen konnte. Außerdem arbeitete sie nur halbtags, was bedeutete, dass sie Grace auch wieder abholte. Immerhin war sie Grace so weit entgegengekommen, dass sie nicht mehr vor dem

Eingang auf sie wartete, sondern auf der Straße. Von dort hatte sie die beste Sicht auf den Schulhof und konnte unsere Tochter leicht erspähen, wenn die Kids aus dem Gebäude strömten. Sie hatte Grace wiederholt gebeten, ihr doch zu winken, damit sie sie gleich sah, doch Grace weigerte sich standhaft.

Schwierig wurde es, als eine Lehrerin die Klasse einmal bat, nach dem Läuten der Schulglocke noch zu bleiben. Vielleicht handelte es sich um kollektives Nachsitzen, vielleicht hatten sich die Kinder die Hausaufgaben noch nicht aufgeschrieben. Grace geriet in Panik, und zwar nicht, weil ihre

Mutter sich bestimmt
Sorgen machte, sondern
weil sie womöglich jede
Sekunde ins Klassenzimmer
stürmen würde.

»Außerdem ist mein
Teleskop kaputt«, sagte
Grace.

»Was meinst du mit
kaputt?«

»Die Dinger, mit denen
es am Ständer festgemacht

ist, sind lose. Ich habe sie wieder festgemacht, aber ich weiß nicht, wie lange es hält.«

»Ich sehe es mir nachher an.«

»Ich muss doch nach Killerasteroiden Ausschau halten«, erklärte Grace. »Und wenn mein Teleskop kaputt ist, kann ich sie nicht sehen.«

»Okay. Ich kümmere mich drum.«

»Wenn ein Asteroid auf der Erde einschlagen würde, dann wäre es so, als würden eine Million Atombomben gleichzeitig explodieren, wusstest du das?«

»So viele wohl nicht«, sagte ich. »Aber schlimm wäre es auf jeden Fall.«

»Manchmal träume ich, dass ein Asteroid auf die Erde zurast. Ich will nur abends nachgucken, damit ich weiß, dass nichts passiert.«

Ich nickte. Es war nicht gerade das teuerste Teleskop der Welt und daher wahrscheinlich auch so schnell kaputtgegangen. Klar, man will sein Geld

nicht zum Fenster hinauswerfen, da man nie weiß, wie lange sich ein Kind für etwas Bestimmtes interessiert, aber das war gar nicht der springende Punkt; wir hatten einfach nicht genug Geld, um verschwenderisch damit umzugehen.

»Und was ist jetzt mit Mom?«, fragte Grace.

»Was soll denn sein?«

»Muss sie unbedingt mit zur Schule gehen?«

»Ich rede mit ihr«, sagte ich.

»Mit wem willst du reden?«, fragte Cynthia, die gerade die Küche betrat.

Sie sah gut aus. Wunderschön, um genau zu sein. Sie war eine auffallend attraktive Frau. Ich konnte

mich schlicht nicht
sattsehen an ihren grünen
Augen, den hohen
Wangenknochen, dem
flammend roten Haar, auch
wenn sie es nicht mehr so
lang trug wie damals, als ich
sie kennengelernt hatte.
Andere Menschen dachten
wahrscheinlich, ihre
Topfigur würde sie
regelmäßigem Training im

Fitnessstudio danken,
aber mir kam es eher so vor,
als würde sie ihre Linie
allein durch ihre Ängste
halten. Es war, als würden
ihre Sorgen Kalorien
verbrennen. Mal ganz
abgesehen davon, dass wir
uns die Mitgliedschaft in
einem Fitnessclub sowieso
nicht leisten konnten.

Wie bereits erwähnt bin

ich Englischlehrer an einer Highschool, und Cynthia arbeitet in einer Boutique, obwohl sie eigentlich einen Abschluss in Psychologie hat und eine Zeitlang als Sozialarbeiterin tätig war. Wir schwimmen also nicht gerade im Geld. Unser Haus – groß genug für uns drei, in einer ganz normalen Wohngegend, nur ein paar

Blocks von Cynthias
früherem Elternhaus
entfernt – stottern wir ab,
und etwa einmal im Jahr
können wir es uns leisten,
eine doppelte Rate
abzuzahlen. Unsere Autos
sind beide zehn Jahre alt.
Im Sommer machen wir
immer eine Woche Urlaub
im Ferienhaus meines
Onkels in der Nähe von

Montpelier, und vor drei Jahren, an Grace' fünftem Geburtstag, waren wir in Disneyworld; wir wohnten in einem billigen Motel in Orlando, wo sich um zwei Uhr morgens der Typ von nebenan lautstark bei seiner G e s p i e l i n beschwerte, verdammt noch mal vorsichtig mit ihren Zähnen zu sein.

Trotzdem, alles in allem führen wir ein recht gutes Leben und sind eigentlich auch ziemlich glücklich.

Nur ab und zu haben wir unsere kleinen Probleme. Wie eben auch an jenem Morgen.

»Mit Grace' Lehrerin«, sagte ich.

»Und warum?«, fragte Cynthia.

»Ach, einfach so, auf dem nächsten Elternabend«, sagte ich. »Letztes Mal warst du ja allein bei Mrs Enders, weil an meiner Schule gleichzeitig Elternabend war.«

»Sie ist sehr nett«, sagte Cynthia und wandte sich an Grace. »Tausendmal netter als deine letzte Klassenlehrerin, wie hieß

sie noch gleich? Mrs Phelps.
Die war ein ganz schöner
Drachen.«

»Die alte Ziege.« Grace
nickte. »Sie hat uns
stundenlang auf einem Bein
stehen lassen, wenn wir
unartig waren.«

»Ich muss los«, sagte ich
und trank noch einen
letzten Schluck kalten
Kaffee. »Cyn, ich glaube,

wir brauchen eine neue Kaffeemaschine.«

»Ich kümmere mich drum«, sagte Cynthia.

Als ich aufstand, warf Grace mir einen flehentlichen Blick zu. Ich wusste, was sie wollte. Sprich mit ihr. Bitte, bitte, sprich mit ihr.

»Terry, hast du irgendwo den Ersatzschlüssel für die

Haustür gesehen?«, fragte Cynthia.

»Hmmm?«, machte ich.

Sie zeigte auf den Haken neben der Tür, die in unseren kleinen Garten führt. »Da hing er doch, oder?«

»Ja, ich glaube schon. Grace, hast du den Schlüssel genommen?«

Sie schüttelte den Kopf

und starrte mich missmutig an.

Ich zuckte mit den Schultern. »Kann sein, dass ich ihn selbst eingesteckt habe. Ich sehe später in meiner Jeans nach.« Ich drückte mich an Cynthia vorbei, atmete kurz den Duft ihres Haars ein. »Bringst du mich zur Tür?«

Sie folgte mir. »Stimmt

irgendwas nicht?«, fragte sie.

»Ist alles okay mit Grace? Wieso ist sie so still?«

Ich zog eine Grimasse und schüttelte den Kopf.
»Na ja, es ist wegen ... Cyn, sie ist acht Jahre alt.«

Sie trat einen Schritt zurück. »Sie beschwert sich bei dir über mich?«

»Sie will doch einfach nur ein bisschen unabhängiger sein.«

»Ach so, jetzt verstehe ich, worum es ging. Du wolltest nicht mit Grace' Lehrerin reden, sondern mit mir.«

Ich lächelte sie besänftigend an. »Sie sagt, die anderen Kids würden sich über sie lustig

machen.«

»Es gibt Schlimmeres.«

Ich wollte etwas erwidern, aber wir hatten diese Diskussion so oft geführt, dass es schlicht sinnlos war.

Cynthia brach das Schweigen. »Du weißt ganz genau, was alles passieren kann. Die Welt ist voller Verbrecher.«

»Ich weiß, Cyn, ich weiß.« Ich versuchte, mir meine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. »Aber wie lange willst du sie noch zur Schule bringen? Bis sie zwölf ist? Oder fünfzehn? Willst du damit noch weitermachen, wenn sie zur Highschool geht?«

»Damit kann ich mich dann immer noch

beschäftigen.« Sie hielt inne. »Ich habe den Wagen wieder gesehen.«

Den Wagen. Dauernd redete sie von irgendwelchen Wagen.

Sie sah an meiner Miene, dass ich ihrer Beobachtung keinerlei Bedeutung zumäß. »Du hältst mich für verrückt«, sagte sie.

»Überhaupt nicht.«

»Ich habe ihn zweimal gesehen. Einen braunen Wagen.«

»Was für eine Marke?«

»Keine Ahnung. Ein ganz normaler Wagen. Mit getönten Scheiben.«

»Und wie oft hast du ihn gesehen?«

»Mindestens zweimal. Er ist an mir und Grace vorbeigefahren. Und mir ist

deutlich aufgefallen, dass er dabei langsamer geworden ist.«

»Und der Fahrer? Wie sah er aus?«

»Ich habe dir doch gesagt, dass die Scheiben getönt waren. Wie soll ich da etwas erkennen?«

»Hat er angehalten? Oder irgendetwas zu dir gesagt?«

»Nein.«

»Hast du dir das Kennzeichen gemerkt?«

»Nein. Beim ersten Mal habe ich nicht dran gedacht. Und beim zweiten Mal war ich zu nervös.«

»Cyn, wahrscheinlich ist es bloß jemand, der um die Ecke wohnt. Die Leute müssen hier langsamer fahren, unser Viertel ist

schließlich eine
verkehrsberuhigte Zone.
Erinnerst du dich noch an
die Radarfalle? Damit
wollte die Polizei Raser
abschrecken.«

Cynthia wandte den
Blick ab und verschränkte
die Arme. »Was weißt du
denn schon? Wann bist du
hier in der Gegend schon
mal zu Fuß unterwegs? So

wie ich jeden Tag.«

»Eins weiß ich auf alle Fälle«, sagte ich. »Dass du Grace mit deinem Verhalten keinen Gefallen tust. Sie muss lernen, Risiken selbst einzuschätzen.«

»Ach ja? Du glaubst also, eine Achtjährige kann sich schon allein zur Wehr setzen, wenn irgendein Kerl

versucht, sie in seinen Wagen zu zerren?«

»Was hat ein brauner Wagen mit Kerlen zu tun, die kleine Kinder ins Auto zerren?«

»Du nimmst diese Dinge einfach nicht so ernst wie ich.« Sie hielt eine Sekunde inne. »Wie kann ein Vater nur derart sorglos sein?«

Ich blies die Wangen auf

und stieß Luft aus. »Okay, hör zu, so kommen wir nicht weiter«, sagte ich. »Außerdem muss ich mich beeilen.«

»Na gut«, sagte Cynthia, ohne mir dabei in die Augen zu sehen. »Ich glaube, ich rufe noch mal an.«

»Bei wem?«

»Bei Deadline.«

»Cyn, die Sendung ist vor
drei Wochen gelaufen.
Hätte jemand etwas
gewusst, hätte er oder sie
längst Kontakt
aufgenommen. Sie
informieren dich sowieso,
falls sich irgendwas tut.
Außerdem würden sie dann
eine Folgesendung
machen.«

»Ich rufe trotzdem an.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie wieder genervt reagieren – schließlich habe ich mich schon länger nicht mehr gemeldet. Vielleicht hat sich ja doch etwas ergeben und sie haben es für nebensächlich oder so eine Wichtigtuer-Nummer gehalten. Im Grunde hatten wir ein Riesenglück, dass

sich überhaupt irgendein Redakteur daran erinnert hat, was damals passiert ist.«

Sanft drehte ich sie zu mir und hob ihr Kinn an, sodass sie mir in die Augen sah. »Okay, dann ruf eben da an«, sagte ich. »Und vergiss nicht, dass ich dich liebe.«

»Ich dich auch«, sagte sie.

»Ich ... Ich weiß, dass das Zusammenleben mit mir manchmal nicht einfach ist, gerade für Grace. Mir ist bewusst, dass ich meine eigenen Ängste auf sie übertrage. Aber durch die Sendung ist mir alles wieder so deutlich in Erinnerung gerufen worden.«

»Ich weiß«, sagte ich.
»Aber versuch dich mehr

auf die Gegenwart zu konzentrieren, Schatz. Du solltest dich nicht so sehr auf die Vergangenheit fixieren.«

Ich spürte, wie sich ihre Schultern anspannten. »Fixieren?«, sagte sie. »Was willst du mir jetzt wieder einreden?«

Es war definitiv die falsche Wortwahl gewesen.

Als Englischlehrer sollte
einem in solchen
Situationen weiß Gott
etwas Angemesseneres
einfallen.

»Hör auf, mich so
gönnenhaft zu behandeln«,
sagte Cynthia. »Du glaubst,
du weißt alles, aber das
stimmt nicht. Man kann nie
wissen.«

Es gab nicht viel, was ich

darauf hätte antworten
können. Sie hatte recht. Ich
beugte mich zu ihr und gab
ihr einen Kuss. Dann fuhr
ich zur Arbeit.

DREI

»Ich verstehe, dass dir die Vorstellung nicht behagt, ganz ehrlich. Ich verstehe, warum dir die Sache ein wenig Bauchschmerzen bereitet, aber ich weiß, wovon ich rede. Ich habe

lange über das Ganze nachgedacht und es gibt keinen anderen Weg. So ist das eben mit Familien. Man muss tun, was notwendig ist, auch wenn es einem nicht leichtfällt, selbst wenn es wehtut. Natürlich geht es einem nicht leicht von der Hand, eine Familie auszulöschen, aber man muss die Sache im größeren

Rahmen betrachten.
Wahrscheinlich bist du
nicht alt genug, um dich
daran zu erinnern, aber
früher sagte man, dass man
ein Dorf zerstören muss,
um es zu retten. Und so
ähnlich liegen die Dinge
auch hier. Stell dir unsere
Familie als ein Dorf vor.
Wir tun alles, um sie zu
retten.«

VIER

Als mein Freund Roger mich damals an der Uni auf sie aufmerksam machte, flüsterte er: »Archer, die Kleine ist erste Sahne. Ein heißes Gerät, sieh dir nur die Haare an. Rot wie ein

Feuermelder. Aber pass bloß auf ... die ist total kaputt.«

Cynthia Bigge saß unterhalb von uns in der zweiten Reihe des Vorlesungssaals und machte sich Notizen über die Literatur des Holocaust; Roger und ich saßen oben, unweit der Tür, damit wir uns so schnell wie möglich

aus dem Staub machen konnten, sobald der Professor mit seinem Geschwafel fertig war.

»Kaputt?«, flüsterte ich zurück. »Was meinst du damit?«

»Erinnerst du dich an die Geschichte mit diesem Mädchen und ihrer Familie, die auf Nimmerwiedersehen

verschwunden ist? Schon ein paar Jahre her, stand damals aber in allen Zeitungen.«

»Nö.« Nachrichten hatten mich zu jener Zeit überhaupt nicht interessiert. Wie so mancher andere Teenager war ich ziemlich mit mir selbst beschäftigt gewesen – ich hatte vor, der nächste

Philip Roth, Robertson
Davies oder John Irving zu
werden, war mir aber noch
nicht ganz schlüssig, wer
nun genau – und immun
gegen Zeitereignisse
jeglicher Art, außer wenn
die Studenten auf dem
Campus mal wieder gegen
irgendetwas protestierten;
dabei konnte man nämlich
am besten Mädchen

kennenlernen.

»Na ja, jedenfalls sind ihre Eltern damals verschwunden, von einem Tag auf den anderen, zusammen mit ihrer Schwester oder ihrem Bruder, so genau weiß ich's nicht mehr.«

Ich beugte mich näher zu ihm und flüsterte: »Wie? Wurden sie ermordet?«

»Keine Ahnung.« Er nickte in Cynthias Richtung. »Vielleicht weiß sie es. Vielleicht hat sie die ganze Bande abserviert. Hast du noch nie daran gedacht, deine Familie zu töten?«

Ich zuckte mit den Schultern. Das hatte wohl jeder irgendwann schon mal getan.

»Wenn du mich fragst, ist die verklemmt«, sagte Roger. »Die guckt einen mit dem Arsch nicht an. Sitzt den ganzen Tag allein in der Bibliothek und ackert. Geht nicht aus und gehört auch zu keiner Clique. Trotzdem, ein echter Augenschmaus.«

Das konnte man wohl sagen.

Es war die einzige Vorlesung, die ich mit ihr zusammen hatte. Ich studierte auf Lehramt, falls es mit der Karriere als Bestsellerautor doch nicht klappen sollte. Meine Eltern – mittlerweile pensioniert und im sonnigen Florida ansässig – waren selbst beide Lehrer gewesen. Und immerhin

war es ein krisensicherer Job.

Ich hörte mich um und fand heraus, das Cynthia Sozialpädagogik studierte. Ihre Seminare umfassten Geschlechterstudien, Eheprobleme, Altenfürsorge, Familienökonomie und ähnlich interessante Dinge.

Ich saß vor der

Universitätsbuchhandlung
und überflog meine
Vorlesungsnotizen, als
plötzlich jemand vor mir
stand.

»Wieso fragst du die
Leute über mich aus?«,
sagte Cynthia. Es war das
erste Mal, dass ich ihre
Stimme hörte. Sie sprach in
leisem, aber
nachdrücklichem Tonfall.

»Hmm?«, machte ich.

»Jemand hat mir erzählt, dass du dich nach mir umhörst«, wiederholte sie.

»Du heißt Terrence Archer, stimmt's?«

Ich nickte.

»Also, warum fragst du alle Leute nach mir?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht genau.«

»Worum geht's dir eigentlich? Wenn du irgendwas wissen willst, dann frag mich doch selbst, okay? Ich mag es nämlich nicht, wenn man hinter meinem Rücken über mich redet.«

»Es tut mir leid. Ich ...«

»Glaubst du, ich kriege es nicht mit, wenn über mich geredet wird?«

»Du meine Güte, leidest du unter Verfolgungswahn, oder was? Ich habe nicht über dich geredet. Ich habe mich nur gefragt, ob ...«

»Du hast dich gefragt, ob ich das Mädchen bin, dessen Familie verschwunden ist. Okay, ich bin's. Und jetzt kümmer dich verdammt noch mal um deinen eigenen Kram.«

»Meine Mutter hat auch rote Haare«, unterbrach ich sie. »Nicht so rot wie deine, eher rotblond. Aber du siehst einfach toll aus. Zugegeben, ich habe mich ein bisschen umgehört, weil ich wissen wollte, ob du einen Freund hast. Soweit ich gehört habe, hast du keinen, und jetzt ist mir auch klar, warum.«

Sie sah mich nur an.

»Tja«, sagte ich und verstaute umständlich meine Sachen, ehe ich aufstand und mir den Rucksack über die Schulter warf. »Wie gesagt, es tut mir leid.«

»Nein«, sagte Cynthia.

Ich blieb stehen. »Nein was?«

»Ich habe keinen

Freund.« Sie schluckte.
»Und das ist allein meine
Sache.«

Ich spürte, wie ich rot
wurde. »Ich wollte dir nicht
zu nahe treten«, sagte ich.
»Aber ich konnte ja nicht
ahnen, dass du so
überreagieren würdest.«

Wir kamen überein, dass
sie überreagiert und ich
mich wie ein Arschloch

verhalten hatte, und irgendwie landeten wir schließlich in einem der Uni-Cafés, wo mir Cynthia erzählte, dass sie bei ihrer Tante – der Schwester ihrer Mutter – wohnte.

»Tess ist sehr nett«, sagte Cynthia. »Sie war nie verheiratet und hat auch keine eigenen Kinder, und ich habe ihr Leben wohl

ziemlich auf den Kopf gestellt, als ich nach der ganzen Sache zu ihr gezogen bin. Aber sie hat sich damit abgefunden. Na ja, was blieb ihr auch anderes übrig? Abgesehen davon, dass es für sie genauso schrecklich war wie für mich – schließlich waren ihre Schwester, ihr Schwager und ihr Neffe von

einem Tag auf den anderen spurlos verschwunden.«

»Was ist damals mit eurem Haus passiert?«

»Allein konnte ich dort nicht bleiben. Außerdem war das Haus mit einer Hypothek belastet, und als meine Familie nicht wieder auftauchte, hat die Bank es einkassiert. Das Geld, das meine Eltern in das Haus

gesteckt hatten, kam auf ein Treuhandkonto, aber es war nicht viel. Tja, und inzwischen sind sie so lange verschwunden, dass sie als tot gelten. Zumindest juristisch, auch wenn sie es vielleicht gar nicht sind.«

Was sollte ich darauf erwidern?

»Jedenfalls hat Tante Tess für mich gesorgt, meine

gesamte Schulzeit hindurch. Klar, ich hatte auch Ferienjobs und so, aber damit konnte ich sie kaum entlasten. Ich weiß nicht, wie sie es hinbekommen hat, aber sie ist für alles aufgekommen, meine gesamte Ausbildung. Sie muss bis über beide Ohren verschuldet sein, hat sich aber noch nie beklagt.«

»Oh, Mann«, sagte ich und nahm einen Schluck Kaffee.

Nun lächelte Cynthia zum ersten Mal. »Oh, Mann?«, sagte sie. »Ist das alles, was dir dazu einfällt, Terry? Oh, Mann?« Dann verschwand ihr Lächeln so schnell, wie es gekommen war. »Tut mir leid. Ich wüsste selbst nicht, was ich

sagen sollte, wenn ich mir gegenüber sitzen würde.«

»Wie wirst du eigentlich mit alldem fertig?«, fragte ich.

Cynthia nippte an ihrem Kaffee. »An manchen Tagen würde ich mich am liebsten umbringen. Aber was, wenn sie am nächsten Tag auftauchen würden?« Sie lächelte wieder. »Da

würde ich mich schwer in den Hintern beißen, was?«

Erneut verschwand ihr Lächeln, als würde es von einer sanften Brise davongetragen.

Eine rote Haarlocke fiel ihr in die Stirn und sie strich sie hinters Ohr. »Es gibt zwei Möglichkeiten«, sagte sie dann. »Entweder sind sie tot und hatten nie

die Chance, sich von mir zu verabschieden. Oder sie leben noch und es war ihnen von Anfang an egal.« Sie sah aus dem Fenster. »Ich weiß nicht, was ich schlimmer finden soll.«

Wir schwiegen eine Weile. Schließlich sagte Cynthia: »Ich finde dich nett. Wenn ich mit jemandem ausgehen würde,

dann mit jemandem wie dir.«

»Wenn Not am Mann ist«, sagte ich, »weißt du ja, wo du mich findest.«

Sie blickte abermals aus dem Fenster auf den Campus hinaus, und einen Moment lang befürchtete ich, sie sei völlig in ihren Erinnerungen versunken.

»Manchmal«, sagte sie,

»kommt es mir vor, als würde ich sie sehen.«

»Wie meinst du das?«, fragte ich. »So, als wären sie Geister?«

»Nein«, sagte sie, den Blick immer noch aus dem Fenster gerichtet. »Nein, manchmal halte ich wildfremde Menschen auf den ersten Blick für meinen Vater oder meine Mutter.

Ich sehe jemanden von hinten, und plötzlich kommt mir die Art, wie er oder sie den Kopf hält, irgendwie bekannt vor. Oder ich sehe irgendeinen Typen, ein, zwei Jahre älter als ich, der mein Bruder sein könnte. Sieben Jahre ist es jetzt her. Na ja, meine Eltern sehen bestimmt nicht viel anders aus als

damals, aber auch wenn mein Bruder sich völlig verändert hätte, würde ich ihn doch trotzdem irgendwie wiedererkennen, oder?«

»Wahrscheinlich«, sagte ich.

»Und sobald mir so jemand ins Auge fällt, laufe ich ihm hinterher, um zu sehen, wie er von vorn

aussieht. Manchmal fasse ich die Leute sogar am Arm, damit sie sich umdrehen und mich ansehen.« Sie wandte sich vom Fenster ab und starrte in ihre Tasse, als könne sie dort eine Antwort finden. »Aber sie sind es nie.«

»Na ja, irgendwann wird sich das bestimmt geben«, sagte ich.

»Wenn ich sie gefunden habe«, sagte Cynthia.



Wir begannen uns regelmäßig zu treffen. Wir gingen zusammen ins Kino, büffelten gemeinsam in der Bibliothek. Sie versuchte mich für Tennis zu begeistern. Es war noch nie

mein Sport gewesen, aber ich gab mir alle Mühe. Cynthia hätte als Erste zugegeben, dass sie alles andere als brilliant, einfach nur eine durchschnittliche Spielerin mit einer starken Rückhand war, doch das reichte aus, um Hackfleisch aus mir zu machen. Wenn ich sah, wie der Ball auf sie zuflog und ihr rechter Arm

über die linke Schulter
schwung, wusste ich im
selben Augenblick, dass ich
ihren Return nie im Leben
kriegen würde. Meist war
der Ball so schnell, dass ich
ihn überhaupt nicht
kommen sah.

Eines Abends hockte ich
vor meiner Royal-
Schreibmaschine, schon
damals beinahe eine

Antiquität, ein klobiges,
schwarzes Gerät aus Stahl,
so schwer wie ein
Volkswagen; das »e« sah
eher nach »c« aus, selbst
mit frischem Farbband. Ich
saß an einer Hausarbeit
ü b e r Thoreau, die mir
komplett am Arsch
vorbeiging, und dass
Cynthia, wenn auch
vollkommen angezogen,

über der Lektüre von
Robertson Davies' »Der
Fünfte im Spiel« auf dem
Einzelbett in meiner
Wohnheimbude
eingeschlafen war, machte
die Sache auch nicht besser.

Ich hatte sie eingeladen,
doch vorbeizukommen und
mir beim Schreiben
zuzusehen. »Gar nicht so
uninteressant«, sagte ich.

»Ich schreibe nämlich mit Zehnfingersystem.«

»Wie? Mit allen Fingern gleichzeitig?«

Ich nickte.

»Klingt verlockend«, sagte sie.

Sie brachte selbst ein bisschen Arbeit mit, hockte sich auf mein Bett und las, obwohl ich genau spürte, dass sie mich ab und an

beobachtete. Wir waren ein
paarmal miteinander
ausgegangen, aber zu
Körperkontakt war es
bislang kaum gekommen.
Ein paarmal hatte ich im
Café beim Aufstehen ihre
Schulter beiläufig mit der
Hand gestreift; ich hatte ihr
die Hand gereicht, wenn
wir aus dem Bus stiegen,
und einmal waren wir mit

den Schultern
zusammengestoßen, als wir
zum Abendhimmel
aufgesehen hatten.

Mehr war nicht passiert.

Ich meinte sie aufstehen
zu hören, war aber gerade
mit einer Fußnote
beschäftigt. Dann stand sie
hinter mir, und mit einem
Mal schien sich der Raum
mit elektrischer Spannung

aufzuladen. Sie umarmte mich von hinten und küsste mich auf die Wange. Ich wandte mich zu ihr, sodass sich unsere Lippen finden konnten.

Später, als wir auf dem Bett lagen, kurz bevor es passierte, sagte sie: »Du kannst mich nicht verletzen.«

»Ich will dir nicht

wehtun«, sagte ich. »Ich bin ganz vorsichtig.«

»Das meine ich nicht«, flüsterte sie. »Wenn du nicht mit mir zusammen sein willst, mach dir keine Sorgen. Nichts kann mir mehr wehtun als das, was schon geschehen ist.«

Womit sie falsch lag, wie sich noch herausstellen sollte.

FÜNF

Als wir uns besser kennenlernten und Cynthia sich mir allmählich öffnete, erzählte sie mir mehr von ihrer Familie, von Clayton, Patricia und ihrem älteren Bruder Todd, den sie mal

liebte, mal hasste, je nachdem, in welcher Stimmung sie gerade war.

Wenn sie von ihnen redete, berichtigte sie oft das Tempus, in dem sie sprach. »Meine Mutter hieß ... Meine Mutter heißt Patricia.« Sie befand sich in permanentem Widerstreit mit dem Teil von ihr, der sich damit abgefunden

hatte, dass sie tot waren. Noch glomm in ihr ein leiser Hoffnungsfunke, der müde schimmerte wie die Glut eines ersterbenden Feuers.

Sie war ein Mitglied der Familie Bigge. Was ein schlechter Witz war, da zumindest ihr Vater keine Verwandten hatte, weder Brüder noch Schwestern;

seine Eltern waren in seiner Kindheit gestorben. Es hatte nie Familientreffen gegeben und dementsprechend keine Meinungsverschiedenheiten zwischen Clayton und Patricia, bei welchen Großeltern das Weihnachtsfest verbracht werden sollte, auch wenn Clayton während der

Festtage zuweilen beruflich unterwegs war.

»Die Familie, das bin ich«, hatte er zu sagen gepflegt. »Sonst gibt's niemanden mehr.«

Sonderlich sentimental schien er auch nicht gewesen zu sein. Es gab keine verstaubten Fotoalben, in denen man vorige Generationen

bestaunen konnte, keine Schnappschüsse von früher, keine Liebesbriefe von verflossenen Liebschaften, die Patricia hätte verbrennen können, als sie Clayton geheiratet hatte. Er lebte im Hier und Jetzt und war ganz und gar nicht nostalgisch veranlagt.

Zugegeben, Patricias Familie war ebenfalls nicht

sehr groß, aber immerhin hatte sie eine Geschichte. Patricia besaß jede Menge Bilder von ihren Eltern, entfernten Verwandten und Jugendfreunden, die in Fotoalben oder Schuhkartons aufbewahrt wurden. Ihr Vater war in ihrer Kindheit an Polio gestorben, doch ihre Mutter hatte noch gelebt, als sie

Clayton kennengelernt hatte. Sie fand ihn charmant, wenn auch ein wenig schweigsam.

Patricias Schwester Tess war nicht ganz so begeistert. Es gefiel ihr nicht, dass Clayton dauernd auf Geschäftsreisen und Patricia bei der Erziehung der Kinder quasi auf sich allein gestellt war.

Andererseits war er ein guter Versorger und nicht zuletzt ein anständiger Kerl, der Patricia innig zu lieben schien.

Patricia Bigge hatte in einem Drogeriemarkt an der North Broad Street gearbeitet, von der man hinaus auf den Park sah, einen Katzensprung von der Stadtbibliothek entfernt,

wo sie sich oft klassische Platten auslieh. Sie füllte die Regale auf, kassierte und assistierte ihrem Chef, wenn auch nur in kleineren Dingen. Sie hatte keine richtige Ausbildung, war sich auch bewusst, dass sie irgendeinen richtigen Beruf hätte erlernen müssen, aber letztlich ging es darum, sich finanziell über Wasser zu

halten. Dasselbe galt für ihre Schwester Tess, die drüben in Bridgeport in einer Fabrik arbeitete, die Teile für Radios herstellte.

Und eines Tages betrat Clayton den Laden, weil er Heißhunger auf einen Marsriegel hatte.

Hätte ihr künftiger Ehemann auf der Fahrt durch Milford im Juli 66

nicht plötzlich
unbezwingbare Lust auf
einen Schokoriegel
verspürt, wäre alles ganz
anders gekommen, wie
Patricia zu sagen pflegte.

Aber alles lief bestens.
Sie verliebten sich Hals
über Kopf ineinander, und
ein paar Wochen nach der
Hochzeit war Patricia
bereits mit Todd

schwanger. Kurz darauf hatte Clayton ein Haus gefunden, das sie sich leisten konnten, das Anwesen an der Hickory Lane, einer Seitenstraße der Pumpkin Delight Road, nur einen Steinwurf vom Strand und der Meerenge von Long Island entfernt. Clayton wollte, dass seine Frau und sein Kind ein richtiges

Zuhause hatten, während er unterwegs auf Geschäftsreisen war. Er war Vertreter für Maschinenöl und andere Schmierstoffe; sein Reisegebiet deckte die Gegend zwischen New York und Chicago ab und erstreckte sich bis hinauf nach Buffalo. Er hatte jede Menge Kunden, die ihn

ganz schön auf Trab hielten.

Zwei Jahre später kam Cynthia zur Welt.

Über all das dachte ich auf der Fahrt zur Old Fairfield Highschool nach. Wenn ich unterwegs war und die Gedanken schweifen ließ, sann ich oft über die Vergangenheit meiner Frau nach, über ihre Kindheit, über ihre

Verwandten, die ich nie kennengelernt hatte und aller Wahrscheinlichkeit nach auch nie kennenlernen würde.

Hätte sich die Gelegenheit dazu ergeben, hätte ich Cynthia vielleicht besser verstanden. Andererseits war die Frau, die ich kannte und liebte, sicher nachhaltiger von

ihrem späteren Leben als von ihrer Kindheit geprägt worden.

Ich ging noch auf einen Sprung zu »Dunkin' Donuts«, um mir einen Kaffee zu holen, und verzichtete schweren Herzens auf ein Donut mit Zitronencreme. Als ich, die Tasche mit den Aufsätzen in der einen, den

Kaffeebecher in der anderen Hand, zur Schule marschierte, erblickte ich Roland Carruthers, seines Zeichens Schuldirektor und obendrein mein wohl bester Freund unter den Kollegen.

»Rolly«, sagte ich.

»Wie?«, fragte er mit Blick auf den Pappbecher in meiner Hand. »Du hast mir keinen mitgebracht?«

»Wenn du meine erste Stunde übernimmst, hol ich dir einen.«

»Bei der Klasse bräuchte ich wohl was Stärkeres.«

»So schlimm ist sie nun auch wieder nicht.«

»Vandalen sind das«, sagte er, ohne auch nur ansatzweise das Gesicht zu verziehen.

»Ehrlich gesagt weiß ich

gar nicht, welche Klasse ich heute zuerst habe«, sagte ich.

»Auf dieser Schule sind alle Vandalen«, sagte Rolly mit nach wie vor unbewegter Miene.

»Was passiert eigentlich mit Jane Scavullo?«, fragte ich. Das Mädchen war in meinem Kurs für kreatives Schreiben. Sie kam aus

zerrütteten

Familienverhältnissen, über
die niemand aus dem
Kollegium Genaueres
wusste, und verbrachte ihre
halbe Schulzeit auf dem
Sekretariat. Zufällig schrieb
sie wie ein Engel. Wie ein
Engel, der einem wohl nur
allzu gern mitten ins
Gesicht geschlagen hätte,
aber nichtsdestotrotz wie

ein Engel.

»Ich habe ihr gesagt, dass sie so nah vor dem Rauswurf steht«, sagte Rolly und hielt Daumen und Zeigefinger einen Zentimeter auseinander. Jane und ein anderes Mädchen waren ein paar Tage zuvor vor dem Schulgebäude aneinandergeraten und

hatten sich beinahe die
Augen ausgekratzt.
Offensichtlich ging es um
einen Jungen – worum auch
sonst? Jede Menge
Schaulustige waren dabei
gewesen, um den Fight
mitzuverfolgen, bis Rolly
dazugekommen war und
die beiden getrennt hatte.

»Was hat sie dazu
gesagt?«

Rolly tat so, als würde er betont lässig auf einem Kaugummi herumkauen, und schmatzte dabei.

»Nun ja«, sagte ich.

»Du magst sie«, sagte er.

Ich nahm den Deckel von meinem Becher und trank einen Schluck. »Eine gewisse Sympathie ist vorhanden«, sagte ich.

»So leicht schreibst du

niemanden ab, was?«, sagte Rolly. »Aber mal ehrlich, du hast auch positive Eigenschaften.«

Meine Freundschaft zu Rolly lässt sich als durchaus vielschichtig bezeichnen. Wir hatten ein kumpelhaftes Verhältnis, doch da er gut zwanzig Jahre älter war als ich, stellte er auch eine

Vaterfigur für mich dar;
wenn ich einen Ratschlag
oder, wie ich gern frotzelte,
ein wenig Altersweisheit
benötigte, war ich bei ihm
an der richtigen Adresse.
Ich kannte ihn seit unserer
Hochzeit. Er war mit
Cynthias Vater befreundet
gewesen und, abgesehen
von ihrer Tante Tess, die
einzige Person mit

Verbindung zu ihrer
Vergangenheit.

Es war nicht mehr lang
hin bis zu seiner
Pensionierung, und
zuweilen sah man ihm an,
dass er die Tage zählte. Er
wartete nur darauf, endlich
mit seinem brandneuen
Wohnmobil nach Florida
abzudüsen und in der Nähe
von Bradenton Speerfische

und Schwertfische zu angeln.

»Hast du später ein paar Minuten Zeit für mich?«

»Na klar. Irgendwas Besonderes?«

»Nur das Übliche.«

Er nickte. Er wusste, was ich meinte. »Komm vorbei, am besten nach elf. Vorher habe ich Besuch vom Schulrat.«

Ich ging ins
Lehrerzimmer und warf
einen Blick in mein Fach.
Keine besonderen
Nachrichten. Als ich mich
umdrehte, stieß ich mit
Lauren Wells zusammen,
die ebenfalls nach ihrer Post
sah.

»Sorry«, sagte ich.

»Hey«, sagte Lauren und
lächelte mich an. Sie trug

einen roten Trainingsanzug und weiße Sportschuhe; schließlich war sie ja Sportlehrerin. »Na, alles klar?«

Sie war vor vier Jahren an die Old Fairfield Highschool gekommen. Zuvor hatte sie zusammen mit ihrem Exmann, der ebenfalls Lehrer war, an einer Schule in New Haven

unterrichtet, nach der
Scheidung aber nicht mehr
mit ihm im selben Gebäude
arbeiten wollen. Da sie als
ausgezeichnete
Sportlehrerin und Trainerin
galt – Schüler von ihr hatten
diverse regionale
Wettkämpfe gewonnen –,
standen ihr die Türen und
Tore verschiedenster
Schulen offen.

Rolly hatte das Rennen gemacht. Unter vier Augen hatte er mich über ihre Vorzüge aufgeklärt, darunter auch »ein super Körper, langes kastanienbraunes Haar und sexy braune Augen«.

Offenbar hatte ich leicht die Stirn gerunzelt, da er sofort hinzufügte: »Krieg dich wieder ein, ich habe sie

lediglich beschrieben.
Außer meiner Angelrute
kriege ich doch sowieso
nichts mehr hoch.«

All die Jahre hatte mir
Lauren Wells so gut wie
keine Beachtung geschenkt,
aber seit Cynthia in
Deadline zu sehen gewesen
war, fragte sie mich
dauernd, ob sich etwas
getan hätte.

»Gibt's was Neues?«,
fragte sie.

»Neues?«, sagte ich
verdutzt.

»Na, von den
Fernsehleuten«, sagte sie.

»Ist doch jetzt schon zwei
Wochen her. Hat sich
inzwischen jemand
gemeldet wegen Cynthias
Familie?«

Cynthia? Sie tat geradezu

so, als wären sie und meine Frau gute Freundinnen, obwohl sich die beiden meines Wissens nie kennengelernt hatten. Aber es war ja möglich, dass sie sich auf irgendeinem Schulfest über den Weg gelaufen waren.

»Leider nein«, sagte ich.

»Sie ist bestimmt furchtbar enttäuscht«, sagte

Lauren und berührte mich mitfühlend am Arm.

»Nun ja, natürlich wäre es schön, wenn sich jemand melden würde. Irgendjemand muss doch etwas wissen, selbst nach all den Jahren.«

»Ich denke dauernd an euch«, sagte Lauren. »Erst gestern habe ich einer Freundin von der Sache

erzählt. Und? So weit alles okay bei dir?«

»Bei mir?« Ich tat überrascht. »Ja, absolut.«

»Na ja«, sagte Lauren leise. »Du siehst manchmal ein bisschen verloren aus. Irgendwie müde. Und traurig.« Merkwürdig, dass ich müde und traurig wirkte. Und noch merkwürdiger, dass sie

mich offenbar im Blick hatte.

»Tatsächlich?«, sagte ich.
»Nein, alles läuft bestens.«
Sie lächelte. »Das freut mich. Wirklich.« Sie räusperte sich. »Ich muss rüber in die Turnhalle. Lass uns mal in Ruhe reden.« Sie berührte mich abermals am Arm, ließ ihre Hand aber einen Augenblick länger

verweilen als beim ersten Mal, ehe sie sich abwandte und das Lehrerzimmer verließ.



Wer einen Highschool-Stundenplan so organisiert, dass ein Kurs in kreativem Schreiben direkt in der ersten Stunde stattfindet,

hat entweder keine Ahnung von Schülern oder einen besonders fiesen Sinn für Humor. Ich hatte mit Rolly darüber gesprochen, doch er hatte lediglich gesagt: »Deshalb heißt es ja ›kreativ‹. Also, lass dir was einfallen, um die Kids so früh am Morgen in Schwung zu bringen. Wenn das einer kann, Terry, dann

du.«

Einundzwanzig

Gestalten waren anwesend, als ich die Klasse betrat; die Hälfte hing über ihren Tischen, als hätte ihnen jemand über Nacht die Wirbelsäule entfernt. Ich stellte den Kaffeebecher ab und ließ meine Tasche deutlich hörbar auf das Pult niederklatschen. Damit

hatte ich schon mal ihre Aufmerksamkeit, da sie genau wussten, was sich in der Tasche befand.

Ganz hinten hing die siebzehnjährige Jane Scavullo derart zusammengesunken in ihrem Stuhl, dass ich ihr bandagiertes Kinn beinahe nicht gesehen hätte.

»Okay«, sagte ich. »Ich

habe mir eure Storys
angesehen, und ein paar
davon sind richtig gut.
Unglaublich, aber einigen
von euch ist es sogar
gelungen, ganze Absätze
ohne das Wörtchen
›verfickt‹ auszukommen.«

Ein paar von ihnen
kicherten.

»Wegen so was können
Sie doch gefeuert werden,

oder?«, fragte ein Bursche namens Bruno, von dessen Ohren zwei weiße Kabel herabhingen, die in seiner Jacke verschwanden.

»Das will ich verflucht noch mal hoffen«, sagte ich. Ich zeigte auf meine Ohren. »Bruno, kannst du die Dinger eben mal rausmachen?«

Bruno entfernte die

Kopfhörer.

Ich ging den Stapel
Arbeiten durch – die
meisten Geschichten waren
am Computer geschrieben
worden, einige mit der
Hand – und zog eine
heraus.

»Also, ich habe euch ja
erklärt, dass ihr nicht
unbedingt über
irgendwelche Ballereien

oder Nuklearterroristen schreiben müsst, um den Leser zu fesseln – oder über Aliens, die irgendwem aus dem Körper brechen. Geschichten findet man auch im scheinbar banalsten Umfeld.«

Eine Hand reckte sich. Brunos. »Ba-was?«

»Banal. Gewöhnlich. Stinknormal.«

»Wieso sagen Sie dann nicht ›stinknormal‹? Wieso kommen Sie uns mit einem Fremdwort, wenn's auch mit einem stinknormalen Wort geht?«

Ich grinste. »Am besten, du steckst dir die Dinger wieder rein.«

»Nee, nachher verpasse ich ja noch was Banales.«

»Ich lese jetzt mal was

vor«, sagte ich und hielt eine der Storys hoch. Ich sah, wie Janes Kopf sich zwei, drei Millimeter hob. Vielleicht hatte sie das linierte Papier wiedererkannt; die handschriftlich verfassten Geschichten unterschieden sich deutlich von denen, die mit Laserprinter ausgedruckt worden waren.

»»Ihr Vater – zumindest möchte er so genannt werden, mittlerweile schläft er lange genug mit ihrer Mutter – nimmt einen Karton Eier aus dem Kühlschrank und schlägt zwei von ihnen mit einer Hand in eine Schale. In der Pfanne brutzelt schon der Frühstücksspeck, und als sie die Küche betritt, nickt

er in Richtung des Tisches. Er fragt sie, wie sie die Eier haben will, und sie sagt, egal, weil sie nicht weiß, was sie sagen soll, es hat sie noch nie jemand danach gefragt. Ihre Mutter steckt höchstens mal eine Fertig-Eierwaffel in den Toaster, und egal wie er die Eier macht, besser als eine beschissene Eierwaffel aus

dem Toaster sind sie
wahrscheinlich allemal.«

Ich hörte auf zu lesen.
»Will jemand etwas dazu
sagen?«

»Ich steh drauf, wenn das
Eigelb noch flüssig ist«,
blökte ein Junge hinter
Bruno.

Ein Mädchen auf der
anderen Seite sagte: »Mir
gefällt die Geschichte. Ich

würde gern mehr über den Typ erfahren. Vielleicht ist er ja gar kein arschloch – so wie die Kerle, mit denen meine Mutter rummacht.«

»Vielleicht macht ihr der Typ ja Frühstück, weil er mit ihr und ihrer Mutter rummachen will«, sagte Bruno.

Gelächter.

Eine Stunde später, als

die anderen den
Klassenraum verließen,
sagte ich: »Jane.« Zögernd
kam sie zu mir ans Pult.
»Schlecht drauf?«, fragte
ich.

Sie zuckte mit den
Schultern und fuhr sich mit
der Hand über das
verbundene Kinn, als wolle
sie es vor mir verbergen
und mich gleichzeitig

darauf aufmerksam machen.

»Gute Story. Deshalb habe ich sie vorgelesen.«

Ein weiteres Schulterzucken.

»Wie ich gehört habe, stehst du kurz davor, von der Schule zu fliegen.«

»Die Schlampe hat angefangen«, sagte sie.

»Du kannst schreiben«, sagte ich. »Die Story, die du

vor zwei Wochen
geschrieben hast, habe ich
bei der Stadtbibliothek
eingereicht. Für den
Kurzgeschichtenwettbewerb

Ein kurzes Leuchten trat
in ihren Blick.

»Deine Geschichten
erinnern mich ein bisschen
an Joyce Carol Oates«,
sagte ich. »Hast du mal was
von ihr gelesen?«

Jane schüttelte den Kopf.

»Versuch's mal mit ›Bad Girls‹«, sagte ich. »Hier in der Schulbibliothek kriegst du das Buch wahrscheinlich nicht. Nichts für Kids. Aber in der Stadtbibliothek haben sie es bestimmt.«

»War's das?«, fragte sie.

Ich nickte und sie verließ den Raum.



Rolly saß vor dem Computer in seinem Büro und las irgendetwas. Er deutete auf den Bildschirm. »Sie wollen mehr Tests. Bald haben wir keine Zeit mehr, ihnen zwischendurch noch etwas beizubringen. Es wird nur noch Tests geben, von der ersten bis

zur letzten Stunde.«

»Weißt du mehr über die Kleine?«, fragte ich. Ich musste ihn nicht groß daran erinnern, von wem die Rede war.

»Jane Scavullo?«, sagte er. »Soweit ich weiß, haben wir nicht mal ihre aktuelle Adresse. Die letzte Adresse ihrer Mutter ist schon ein paar Jahre alt. Offenbar hat

sie einen Neuen und ist mit ihm zusammengezogen. Na ja, und die Kleine wohnt eben wohl auch dort.«

»Jetzt mal von der Schlägerei abgesehen«, sagte ich. »Ich finde, in den letzten Monaten ist es ein wenig besser geworden mit ihr. Sie ist nicht mehr so aufsässig, es gibt nicht mehr so viel Ärger. Vielleicht

bringt der neue Mann ja ein bisschen Stabilität in die Familie.«

Rolly zuckte mit den Schultern und öffnete eine Keksdose, die vor ihm auf dem Tisch stand. »Auch einen?«, fragte er und hielt mir die Dose hin.

Ich nahm mir einen Vanillekeks.

»Mich zermürbt das alles

nur noch«, sagte Rolly. »Es ist einfach nicht mehr so wie früher. Weißt du, was ich gestern auf unserem Schulgelände gefunden habe? Nicht bloß ein paar Jointkippen, sondern eine Crackpfeife, und dann auch noch eine Knarre, ob du's glaubst oder nicht. Unter ein paar Büschen, als wäre sie jemandem aus der

Tasche gefallen, aber vielleicht war's ja auch ein Versteck.«

Ich hob die Schultern. Besonders neu war das nicht.

»Und wie geht's dir sonst?«, fragte Rolly. »Du wirkst irgendwie geistesabwesend. Stress?«

»Ein bisschen«, sagte ich.
»Cyn fällt es wahnsinnig

schwer, Grace auch nur die kleinste Freiheit zu lassen.«

»Hält die Kleine immer noch Ausschau nach Asteroiden?«, fragte Rolly. Er war ein paarmal mit seiner Frau bei uns zu Besuch gewesen und völlig vernarrt in Grace, die ihm ihr Teleskop vorgeführt hatte. »Begabtes Kind. Muss sie von ihrer Mutter

haben.«

»Also, mir ist ja schon klar, warum Cyn sich so verhält. Hätte ich das erlebt, was sie erlebt hat, wäre ich wahrscheinlich genauso misstrauisch. Jedenfalls meint Cyn, sie hätte einen Wagen gesehen.«

»Einen Wagen?«

»Ein braunes Auto. Das

angeblich ein-, zweimal an ihr vorbeigefahren ist, als sie Grace zur Schule gebracht hat.«

»Ist irgendwas passiert?«

»Nein. Vor ein paar Monaten war es ein grüner Geländewagen. Und letztes Jahr ein Kerl mit Bart, der sie und Grace innerhalb einer Woche dreimal merkwürdig angestarrt

hatte.«

Rolly nahm sich noch einen Keks. »Diesmal wird wohl der Fernsehbeitrag schuld sein.«

»Das glaube ich auch. Außerdem ist es dieses Jahr fünfundzwanzig Jahre her, dass ihre Familie verschwunden ist. Es treibt sie zur Verzweiflung.«

»Soll ich mal mit ihr

sprechen?« Auch für Cynthia war Rolly immer eine Vaterfigur gewesen. Gelegentlich hatte er Tess entlastet, war mit Cynthia Eis essen oder an der Küste spazieren gegangen.

»Lass mich drüber nachdenken«, sagte ich. »Normalerweise gehen wir zu einer Psychologin. Dr. Kinzler. Dr. Naomi

Kinzler.«

»Und wie laufen die Gespräche?«

Ich zuckte mit den Achseln und sagte: »Was, glaubst du, ist damals passiert?«

»Wie oft hast du mich das schon gefragt, Terry?«

»Ich wünschte nur, der ganze Wahnsinn hätte irgendwann mal ein Ende.

Leider hat auch der Fernsehbeitrag keine Antworten gebracht.« Ich hielt kurz inne. »Immerhin kanntest du ihn. Clayton Bigge. Du hattest doch einen gewissen Draht zu ihm, sonst wärt ihr ja nicht zusammen gefischen gegangen.«

»Stimmt. Auch Patricia mochte ich sehr.«

»Und? Glaubst du, die beiden wären imstande gewesen, ihre Tochter im Stich zu lassen? Einfach so, von heute auf morgen?«

»Im Leben nicht. Im Grunde meines Herzens habe ich immer geglaubt, dass sie ermordet wurden. Von einem Serienkiller oder so, wie ich es ja auch vor den Kameras gesagt habe.«

Ich nickte zustimmend, auch wenn die Polizei von dieser Theorie nie viel gehalten hatte. »Ja, möglich. Aber wenn sie jemand entführt und umgebracht hat, wieso dann nicht auch Cynthia? Warum hat er sie am Leben gelassen?«

Rolly schüttelte ratlos den Kopf. »Kann ich dich mal was fragen, Terry?«

»Klar«, sagte ich.

»Wieso steckt unsere
Superbraut von
Sportlehrerin einen Zettel
in dein Fach, holt ihn aber
eine Minute später wieder
raus?«

»Was?«

»Nicht dass du's vergisst,
Terry.« Er lächelte. »Du
bist verheiratet.«

SECHS

Rolly hatte gute Neuigkeiten, ehe ich nach Hause ging. Sylvia, die Leiterin der Theatergruppe, probte am nächsten Morgen für die große jährliche Schulaufführung; dieses

Jahr wurde »Verdammte Yankees« gespielt. Da meine halbe Schreibklasse an der Aufführung mitwirkte, fiel die erste Stunde aus. Wenn so viele fehlten, würden sich die anderen auch nicht blicken lassen.

Als Grace am nächsten Morgen an ihrem Toast mit Marmelade kaute, sagte ich

also: »Rat mal, wer dich heute zur Schule bringt.«

Ihre Miene hellte sich auf. »Du? Wirklich?«

»Und ob. Ich habe schon mit Mom gesprochen. Meine erste Stunde fällt heute flach, also kann ich dich bringen.«

»Echt? Nur wir beide?«

Ich hörte, wie Cynthia die Treppe herunterkam,

und legte den Zeigefinger an die Lippen. Grace war sofort mucksmäuschenstill.

»Dein Daddy bringt dich heute zur Schule, Mäuschen«, sagte Cynthia. Mäuschen. So hatte ihre eigene Mutter sie auch immer genannt. »Gut?«

»O ja!«

Cynthia zog eine Augenbraue hoch. »Aha.

Meine Gesellschaft gefällt dir also nicht.«

»Mom«, sagte Grace.

Cynthia lächelte. Wenn sie tatsächlich eingeschnappt war, ließ sie sich nichts anmerken.

»Hast du mir die Erlaubnis geschrieben?«, fragte Grace.

»Welche Erlaubnis?«, fragte Cynthia zurück.

»Für den Ausflug«, sagte Grace. »Dafür brauchen wir eine schriftliche Erlaubnis.«

»Süße, du hast mir nichts von einem Ausflug erzählt«, sagte Cynthia. »Du kannst uns so etwas nicht immer erst in letzter Minute sagen.«

»Wo geht der Ausflug denn hin?«, fragte ich.

»Wir schauen uns heute die Feuerwache an, aber ohne Erlaubnis dürfen wir nicht mit.«

»Warum hast du uns das nicht schon ...«

»Kein Problem«, sagte ich. »Ich kümmere mich drum.«

Ich eilte nach oben in das Zimmer, das wir gleichzeitig als Büro und

Nähzimmer benutzen. In
der Ecke steht der
Schreibtisch; hier korrigiere
ich Tests und Schularbeiten
und bereite meine
Unterrichtsstunden vor.
Neben dem Computer steht
meine alte Royal-
Schreibmaschine aus
Studententagen, die ich für
kurze Notizen immer noch
benutze, da meine

Handschrift seit jeher kaum
jemand entziffern kann.

Außerdem finde ich es
zuweilen einfacher, ein
Blatt Papier einzuspannen,
statt gleich den Computer
einzuschalten, ein neues
Dokument aufzurufen, die
Notiz zu schreiben, den
Drucker anzustellen und
das Getippte
auszudrucken ... Sie

verstehen bestimmt, was ich meine.

Ich tippte ein paar Zeilen, die es unserer Tochter ermöglichten, das Schulgelände zu verlassen und an der Besichtigung der Feuerwache teilzunehmen. Blieb nur zu hoffen, dass das »e«, das wie ein »c« aussah, nicht für Verwirrung sorgen würde;

auf dem Papier schien
»Gracc« statt »Grace« zu
stehen.

Ich ging wieder hinunter,
reichte Grace das
zusammengefaltete Blatt
Papier und bat sie, den
Zettel in ihren Rucksack zu
stecken.

An der Tür sagte
Cynthia: »Warte auf jeden
Fall ab, bis sie im Gebäude

ist.« Grace fuhr abrupt zu uns herum, obwohl sie außer Hörweite war.

»Und was ist, wenn die Kids noch draußen spielen?«, fragte ich. »Soll ich wie ein Sittenstrolch herumlungern und warten, bis sie die Polizei rufen?«

»Das würde bei einem Kerl wie dir ja auch jeder vernünftige Mensch tun.«

Cynthia lächelte. »Dann reicht es, wenn du sie auf den Schulhof bringst.« Sie zog mich an sich. »Wann musst du zur Arbeit?«

»Erst zur zweiten Stunde.«

»Dann hast du ja fast eine ganze Stunde übrig«, sagte sie und bedachte mich mit einem Blick, den ich leider nicht ganz so oft sah, wie es

mir lieb gewesen wäre.

»Genau«, sagte ich so unbeteiligt wie möglich.

»Das ist korrekt, Mrs Archer. Hatten Sie an etwas Bestimmtes gedacht?«

»Das könnte sein, Mr Archer.« Cynthia hauchte mir einen Kuss auf die Lippen.

»Meinst du nicht, Grace wird misstrauisch, wenn ich

mit ihr im Eiltempo zur Schule hetze?«

»Also dann«, sagte sie und schob mich aus der Tür.

»Und was hast du jetzt vor?«, fragte Grace, als wir zusammen die Straße hinuntergingen.

»Wie, vor?«, fragte ich.
»Was soll ich vorhaben?«

»Na ja, wie weit willst du

mitkommen?«

»Ich dachte, ich komme mit rein und setze mich für ein Stündchen neben dich.«

»Dad, hör auf, Witze zu machen.«

»Witze? Ich wäre wirklich gern mal dabei. Um zu sehen, ob du auch ordentlich mitarbeitest.«

»Du würdest gar nicht hinter den Tisch passen«,

sagte Grace.

»Ich könnte mich ja draufsetzen«, sagte ich. »Da bin ich nicht wählerisch.«

»Mom war ja heute richtig gut aufgelegt«, sagte Grace.

»Na klar«, sagte ich. »Ist sie doch oft.« Grace warf mir einen zweifelnden Blick zu. »Deine Mom hat es momentan nicht ganz

leicht. Vor fünfundzwanzig Jahren ist etwas sehr Trauriges geschehen und ihr ist nicht gerade zum Jubeln zumute. Sie war damals nur ein paar Jahre älter als du.«

»Ich weiß«, sagte sie.
»Warum darf ich die Sendung eigentlich nicht sehen? Ihr habt sie doch aufgenommen, oder?«

»Ja, schon«, sagte ich.

»Aber deine Mom will nicht, dass du Angst bekommst.«

»Eine meiner Freundinnen hat ein Video davon«, sagte Grace. Sie senkte die Stimme. »Ich hab's schon gesehen.«

»Wann?« fragte ich. Cynthia ließ Grace so gut wie nie aus den Augen. Hatte Grace etwa ein Video

nach Hause geschmuggelt
und es heimlich geguckt,
während wir oben im
Arbeitszimmer gewesen
waren?

»Als ich nachmittags bei
ihr war«, sagte Grace.

Acht Jahre war sie erst alt
und schon hatte man nicht
mehr den Daumen drauf. In
fünf Jahren würde sie ein
Teenager sein. O Gott.

»Das war nicht okay«, sagte ich. »Das hättet ihr euch nicht ansehen dürfen.«

»Der Polizist war echt gemein«, sagte sie.

»Welcher Polizist?«

»Der in dem Interview gesagt hat, es wäre doch komisch, dass alle verschwunden wären, nur Mom nicht. Ich habe sofort kapiert, was er sagen

wollte. Dass Mom sie umgebracht hat.«

»Tja. Was für ein Arschloch.«

Abrupt wandte Grace den Kopf ab. »Dad!«

»Halb so wild«, sagte ich. »Manchmal muss man die Dinge eben beim Namen nennen.«

»Hat Mom ihren Bruder geliebt? Todd?«

»Ja, natürlich. Klar, manchmal hat sie sich auch mit ihm gezankt, aber das ist ganz normal unter Geschwistern. Sie hat weder ihn noch ihre Eltern umgebracht. Ich wünschte, du hättest nicht mitbekommen, wie dieses Arschloch von Detective deine Mutter vor laufender Kamera verleumdet hat.

Jawohl, Arschloch.« Ich machte eine Pause. »Und? Willst du Mom erzählen, dass du die Sendung gesehen hast?«

Grace, immer noch etwas perplex über meine Wortwahl, schüttelte den Kopf. »Nee, dann flippt sie bestimmt aus.«

Womit sie wohl recht hatte, aber ich wollte

C y n t h i a nicht in den Rücken fallen. »Erzähl's ihr einfach, wenn sie guter Dinge ist.«

»Heute können wir jedenfalls guter Dinge sein«, sagte Grace. »Ich habe keine Asteroiden entdeckt.«

»Gut zu wissen.«

»Ich glaube, du kannst jetzt umdrehen«, sagte

Grace. Nicht weit von uns entfernt erspähte ich ein paar Kids ihres Alters, vielleicht sogar Freundinnen von ihr.

»Aber wir unterhalten uns doch gerade so nett.«

Aus den Seitenstraßen strömten weitere Kinder. Die Schule war bereits in Sichtweite, nur noch drei Blocks entfernt.

»Wir sind doch schon fast da«, sagte Grace. »Von hier siehst du mich ja sowieso.«

»Na gut«, sagte ich. »Also, wir machen es folgendermaßen: Du gehst einfach weiter und ich mache einen auf alter Mann. So wie Tim Conway.«

»Wer?«

Ich begann zu schlurfen

und Grace kicherte. »Ciao, Dad«, sagte sie und beschleunigte ihre Schritte. Ich behielt sie im Auge, während ich schwerfällig einen Fuß vor den anderen setzte und von anderen Kids auf Fahrrädern, Skateboards und Inlineskates überholt wurde.

Grace blickte nicht

zurück. Sie lief los, um zu ihren Freundinnen aufzuschließen, und rief: »He, wartet!« Ich steckte die Hände in die Taschen und erfreute mich an dem Gedanken, ein paar zweisame Minuten mit Cynthia zu verbringen.

Im selben Moment fuhr der braune Wagen an mir vorbei.

Es war ein schon etwas
älterer Wagen
amerikanischer Bauart, eine
Allerweltskarosse – ein
leicht angerosteter
Chevrolet Impala, wenn ich
mich nicht irrte. Die Karre
hatte tatsächlich getönte
Scheiben, aber die waren
ziemlich verpfuscht; das
Glas war von Luftblasen
durchsetzt, als sei das

Fahrzeug an Masern
erkrankt.

Ich blieb stehen und sah
dem Wagen hinterher. Er
fuhr die Straße hinunter,
schnurgerade auf die letzte
Straßenecke vor der Schule
zu, wo Grace stehen
geblieben war und sich mit
zwei Freundinnen
unterhielt.

Der Wagen hielt genau an

der Ecke, nur ein paar Armlängen von Grace entfernt. Ich glaubte, mein Herz müsse jeden Augenblick stehen bleiben.

Dann ging der Blinker an; der braune Wagen bog nach rechts ab und verschwand um die Ecke.

Ein Schülerlotse in einer orangefarbenen Weste half Grace und ihren

Freundinnen mit einer großen Kelle über die Straße. Dann waren sie auch schon auf dem Schulgelände. Zu meinem Erstaunen wandte Grace sich um und winkte mir zu. Ich winkte zurück.

Okay, also gab es tatsächlich einen braunen Wagen. Tatsache war allerdings auch, dass

niemand herausgesprungen
war und versucht hatte,
unsere Tochter zu
entführen, weder sie noch
irgendein anderes Kind.
Falls es sich bei dem Fahrer
um einen verrückten
Serienkiller handelte – als
ob es normale Serienkiller
gäbe –, dann war er an
diesem Morgen jedenfalls
nicht zum Morden

aufgelegt.

Es war wohl einfach jemand auf dem Weg zur Arbeit.

Ich blieb noch einen Moment länger stehen und verspürte einen Anflug von Traurigkeit, während Grace in einem Pulk von Mitschülern verschwand. Cynthia lebte in einer Welt, in der jeder eine potenzielle

Bedrohung für ihre Familie darstellte.

Und wäre ich nicht ein bisschen deprimiert gewesen, wäre ich vielleicht etwas beschwingteren Schrittes zurückgegangen. Als unser Haus in Sicht kam, versuchte ich die trüben Gedanken zu verscheuchen und mich wieder in bessere Stimmung

zu versetzen. Schließlich wartete meine Frau auf mich, aller Wahrscheinlichkeit nach sogar im Schlafzimmer.

Ich joggte den Rest des letzten Blocks entlang, marschierte die Einfahrt hinauf, öffnete die Haustür und rief: »Bin zurück!«

Keine Antwort.

Was ich so deutete, dass

Cynthia bereits oben auf mich wartete. Doch als ich die erste Treppenstufe betrat, hörte ich ihre Stimme aus der Küche.

»Ich bin hier«, sagte sie. Ihre Stimme klang seltsam bedrückt.

Ich trat in den Türrahmen. Sie saß am Küchentisch, das Telefon vor sich. Sie war

leichenblass.

»Was ist denn los?«,
fragte ich.

»Es hat jemand
angerufen«, sagte sie leise.

»Wer?«

»Seinen Namen hat er
nicht genannt.«

»Und was wollte dieser
Jemand?«

»Er hat nur gesagt, er
hätte eine Nachricht.«

»Und die wäre?«

»Er hat gesagt, sie würden mir verzeihen.«

»Ich verstehe kein Wort.«

»Meine Familie. Sie würden mir verzeihen, was ich ihnen angetan hätte.«

SIEBEN

Ich setzte mich zu Cynthia an den Küchentisch. Als ich meine Hand auf ihre legte, spürte ich, dass sie zitterte.

»Ganz ruhig«, sagte ich.
»Versuch dich genau zu erinnern, was er gesagt

hat.«

»Hab ich doch schon gesagt.« Ihre Stimme drohte zu versagen. Sie biss sich in die Oberlippe. »Moment.« Sie riss sich merklich zusammen. »Das Telefon klingelte, und als ich drangegangen bin, sagte eine Männerstimme: ›Hallo, ist da Cynthia Bigge?‹ Ich war völlig

perplex, weil mich schon
seit Ewigkeiten niemand
mehr mit meinem
Mädchennamen angeredet
hat, habe aber ja gesagt.
Und dann sagte er: ›Deine
Familie, sie hat dir
verziehen.« Sie schluckte.
»›Sie haben dir verziehen,
was du ihnen angetan
hast.«

»Und dann?«

»Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich glaube, ich habe gefragt, mit wem ich spreche, aber ich weiß es nicht mehr genau.«

»Hat er darauf irgendetwas gesagt?«

»Nein. Er hat einfach aufgelegt.« Eine einzelne Träne lief über ihre Wange, als sie mich ansah. »Warum hat er das getan? Und was

hat er damit gemeint, sie würden mir verzeihen?«

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Wahrscheinlich war es ein Irrer. Irgendein Durchgeknallter, der dich im Fernsehen gesehen hat.«

»Aber wie kommt jemand darauf, so etwas zu tun? Das macht doch keinen Sinn.«

Ich zog das Telefon zu

mir heran – ein modernes Gerät mit kleinem Display, auf dem man Namen und Nummer von Anrufern ablesen kann.

»Wieso sagt er, meine Familie würde mir verzeihen? Was soll ich denn überhaupt getan haben? Ich verstehe das alles nicht, Terry.«

»Ich auch nicht.« Ich

richtete den Blick auf das Telefon. »Hast du gesehen, woher der Anruf kam?«

»Nein, aber ich habe versucht, die Nummer über die Protokollfunktion abzufragen, nachdem er aufgelegt hatte.«

Ich drückte einen Knopf und rief die Liste mit den eingegangenen Anrufen auf. Aber in der letzten

Viertelstunde war kein Anruf protokolliert worden.

»Ich finde nichts«, sagte ich.

Cynthia schniefte, wischte sich die Träne von der Wange und beugte sich zu mir. »Ich glaube, ich ... Als ich die Nummer nachsehen wollte, habe ich auf genau den Knopf

gedrückt. Den da.«

»So löscht man die gelisteten Anrufe«, sagte ich.

»Was?«

»Du hast das Anrufprotokoll gelöscht.«

»O nein«, sagte Cynthia.

»Ich war so durcheinander. Das wollte ich nicht.«

»Mach dir keine Gedanken«, sagte ich. »Wie

klang die Stimme?«

Aber Cynthia hörte mir gar nicht zu. Mit leerem Gesichtsausdruck starrte sie mich an. »Wie konnte ich das bloß tun? Aber auf dem Display war sowieso keine Nummer. Da stand einfach nur ›Nummer unbekannt‹.«

»Lass uns das mal einen Moment vergessen. Dieser Mann ... was hatte er für

eine Stimme?«

Hilflos rang Cynthia die Hände. »Na ja, eine Männerstimme eben. Er hat ziemlich leise gesprochen – gut möglich, dass er sich verstellen wollte. Aber sonst ist mir nichts Besonderes aufgefallen.« Sie hielt kurz inne und plötzlich blitzten ihre Augen. »Wir könnten doch

beim Telefonanbieter anrufen. Die haben den Anruf bestimmt gespeichert.«

»Und was sollen wir ihnen erzählen?«, fragte ich.
»Es war ein einzelner Anruf, wahrscheinlich von einem Verrückten, der die Sendung gesehen hat. Er hat dich nicht bedroht und ein obszöner Anruf war es auch

nicht.«

Ich legte einen Arm um ihre Schultern. »Mach dir keine Sorgen. Es wissen schlicht zu viele Leute von deiner Geschichte. Und dadurch kann man eben auch zur Zielscheibe werden. Wir sollten uns um etwas ganz anderes kümmern.«

»Und um was?«

»Um eine
Geheimnummer. Dann ist
nämlich ein für alle Mal
Schluss mit derartigen
Anrufen.«

Cynthia schüttelte den
Kopf. »Nein, besser nicht.«

»So viel mehr kostet es
bestimmt nicht, und davon
abgesehen ...«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Sie schluckte. »Es geht nicht anders. Wenn sie vielleicht irgendwann doch noch anrufen, muss ich doch zu finden sein.«



Nach dem Mittagessen hatte ich eine Freistunde. Ich setzte mich in den Wagen und fuhr zu

Pamela's – der Boutique, in der Cynthia arbeitete. Bewaffnet mit vier Bechern Kaffee betrat ich das Geschäft.

Als einen Top-Designerladen kann man es nicht gerade bezeichnen; Pamela Forster, während der Highschool Cynthias beste Freundin, hatte nur wenig im Angebot, was

man jung und trendy hätte
nennen können. Regale und
Kleiderständer
beherbergten eher
konservativen Chic,
Klamotten für Frauen mit
Gesundheitsschuhen, wie
ich zuweilen Cynthia
gegenüber witzelte.

»Okay, mit Abercrombie
& Fitch können wir
natürlich nicht

konkurrieren«, pflegte
Cynthia dann zu
antworten. »Aber wenn ich
bei A & F arbeiten würde,
könnte ich Grace nicht von
der Schule abholen.«

Womit sie recht hatte.

Cyn stand am hinteren
Ende des Ladens vor einer
Umkleidekabine und sprach
durch den Vorhang mit
einer Kundin. »Möchten Sie

das Kleid lieber in Größe
42 anprobieren?«, fragte
sie.

Sie hatte mich noch nicht
bemerkt. Pam lächelte mich
an: »Hi.« Sie war groß,
dünn, flachbrüstig und hielt
sich erstaunlich gut auf
ihren Hochhackigen mit
den Sechs-Zentimeter-
Absätzen. Ihr knielanges,
türkisfarbenes Kleid war so

elegant, dass es garantiert nicht aus ihrem eigenen Laden stammte; aber nur weil ihre Kundschaft nicht mit der Vogue vertraut war, musste sie ja nicht selbst im Tantenlook herumlaufen.

»Das ist aber nett«, sagte sie mit Blick auf die Kaffeebecher, die ich mitgebracht hatte. »Aber momentan halten nur Cyn

und ich die Stellung. Ann macht gerade Pause.«

»Vielleicht ist ihr Kaffee ja noch warm, wenn sie wiederkommt.«

Pamela nahm den Plastikdeckel von ihrem Becher und streute Süßstoff hinein. »Na, wie geht's?«

»Gut.«

»Hat sich eigentlich etwas getan seit der

Sendung?«, fragte sie.
»Cynthia erzählt ja nichts.«

Wieso löcherten mich
alle deswegen? Erst Lauren
Wells, dann meine Tochter
und jetzt auch noch Pamela
Forster.

»Nicht viel«, sagte ich.

»Ich habe ihr von Anfang
an gesagt, dass sie's lieber
bleiben lassen soll.«

Das war mir neu.

»Tatsächlich?«

»Ja, gleich als die vom Sender bei ihr angerufen haben. Ich habe ihr gesagt, sie soll die Vergangenheit ruhen lassen. Ist doch sinnlos, das Ganze wieder hochzukochen.«

»Tja«, sagte ich.

»Fünfundzwanzig Jahre. Was passiert ist, ist passiert, habe ich ihr gesagt. Meine

Güte, das Leben geht weiter, sonst hat das doch nie ein Ende.«

»Hat sie gar nicht erwähnt«, sagte ich.

Inzwischen hatte uns Cynthia bemerkt und winkte, blieb aber weiter vor der Umkleidekabine stehen.

»Die Elster da drin klaut«, flüsterte Pamela.

»Die hat schon mehrmals Sachen mitgehen lassen, ohne zu bezahlen. Deshalb haben wir ein Auge auf sie.«

»Wie?«, sagte ich.

»Ladendiebstahl?«

»Sei bloß leise, Terry.«

»Aber wieso stellt ihr sie dann nicht zur Rede? Oder zeigt sie an?«

»Wir haben keine

Beweise. Aber wir lassen es sie durch die Blume wissen, indem wir sie nicht aus den Augen lassen.«

Ich versuchte mir die Frau hinter dem Vorhang vorzustellen. Auf jeden Fall jung, Typ toughe Biene, selbstsicher bis dreist – die Art Frau eben, die man sich als Ladendiebin vorstellt, vielleicht mit Tattoo auf der

Schulter oder ...

Der Vorhang öffnete sich; eine kleine, dürre Frau Ende fünfzig trat aus der Kabine und reichte Cynthia die anprobierten Sachen. Sie sah aus wie eine ältliche Bibliothekarin. »Ich finde heute leider nichts«, sagte sie höflich und verließ den Laden.

»Die?«, fragte ich

Pamela.

»Die Königin der Diebe«, erwiderte sie.

Cynthia gesellte sich zu uns, küsste mich auf die Wange und sagte: »Oh, Kaffee? Wie kommen wir denn zu der Ehre?«

»Einfach so«, sagte ich.
»Ich habe eine Freistunde.«

Pamela entschuldigte sich und nahm ihren Kaffee mit

nach hinten ins Büro.

»Oder etwa wegen des anonymen Anrufs?«

»Ich wollte nur sehen, wie es dir geht.«

»Alles in Ordnung«, sagte sie, klang aber nicht sehr überzeugend. Sie nippte an ihrem Kaffee. »Mach dir keine Sorgen.«

»Pam meinte, sie hätte versucht, dir den Auftritt

bei Deadline auszureden.«

»Wenn ich mich recht erinnere, warst du auch nicht so angetan von der Idee.«

»Du hast bloß nie erwähnt, dass sie dagegen war.«

»Ach was, Pam gibt doch zu allem ihren Senf dazu. Sie findet übrigens auch, du könntest ruhig ein paar

Pfund abnehmen.«

Damit hatte sie mir den Wind aus den Segeln genommen. »Und die alte Dame? Glaubt ihr wirklich, dass sie klaut?«

»Man sieht es den Leuten eben nicht an«, sagte Cynthia.



Später hatten wir unseren vierzehntäglichen Termin bei Dr. Kinzler, die unser Hausarzt uns empfohlen hatte. Er hatte erfolglos versucht, Cynthias Angstzustände zu behandeln, und sie – uns beide – lieber zu einer Therapeutin geschickt, statt sie mit Psychopharmaka ruhigzustellen.

Ich war von Anfang an skeptisch gewesen, ob eine Psychologin Cynthia weiterhelfen konnte, und nach vier Monaten und gut zehn Sitzungen ließ meine Überzeugung nach wie vor zu wünschen übrig. Dr. Naomi Kinzlers Praxis befand sich in einem Ärztehaus am östlichen Rand von Bridgeport; von

ihrem Sprechzimmer sah man normalerweise hinaus auf den Highway-Zubringer. Heute allerdings nicht, da die Jalousien heruntergelassen waren. Anscheinend hatte sie bemerkt, dass ich bei meinen vorherigen Besuchen die ganze Zeit über aus dem Fenster gestarrt und Trucks mit

Anhängern gezählt hatte.

Mal nahmen wir zusammen an der jeweiligen Sitzung teil, mal fanden Einzelgespräche statt, bei denen einer von uns beiden draußen warten musste.

Ich war nie zuvor bei einem Therapeuten gewesen. Mein gesamtes Wissen über

Seelenklempler speiste sich aus den Sopranos, den Szenen, in denen sich Tony bei seiner Therapeutin Dr. Melfi ausspricht. Ob die Gespräche in der Mafia-Serie ernsthafter oder professioneller waren als unsere, konnte ich nicht beurteilen. In Tonys Umgebung verschwanden dauernd andere Menschen,

des öfteren allerdings auf seine Order hin. Im Gegensatz zu uns wusste er nur allzu genau, was mit ihnen geschehen war.

Zwischen der Kinzler und Dr. Melfi lagen Welten. Dr. Kinzler war klein und dicklich und hatte ihr graues Haar zu einem Dutt zusammengeschnürt. Sie ging auf die Siebzig zu und

machte ihren Job lange genug, um die Probleme anderer nicht an sich herankommen zu lassen.

»Nun, was gibt's Neues seit unserer letzten Sitzung?«, fragte Dr. Kinzler.

Ich befürchtete, dass Cynthia den anonymen Anrufer von heute Morgen erwähnen würde, was mir

irgendwie nicht recht war,
da ich kein großes
Aufhebens um eine
Bagatelle machen wollte.
Ehe Cynthia also das Wort
ergreifen konnte, sagte ich:
»Keine besonderen
Vorkommnisse. Uns geht's
bestens.«

»Und Grace?«

»Ausgezeichnet«, sagte
ich. »Ich habe sie heute

Morgen zur Schule
gebracht. Sie war bester
Laune.«

»Hat sie immer noch
Angst vor Asteroiden?«,
fragte Dr. Kinzler.

»Ach was.« Ich winkte
ab. »Das ist doch wirklich
nicht der Rede wert.«

»Meinen Sie?«

»Absolut«, sagte ich. »Sie
interessiert sich für das

Sonnensystem, den Weltraum und fremde Planeten, das ist alles.«

»Aber Sie haben ihr das Teleskop gekauft.«

»Ja, sicher.«

»Weil Grace Angst hatte, ein Asteroid könnte die Erde zerstören«, erinnerte mich Dr. Kinzler.

»Ja, so haben wir ihr die Angst genommen. Und

nebenbei erfährt sie noch etwas über Sterne und Planeten.« Ich lächelte. »Und natürlich über die Nachbarn.«

»Trotzdem haben sich Grace' Ängste im letzten Jahr verstärkt, nicht wahr?«

»Das stimmt«, sagte Cynthia. »Den Eindruck habe ich manchmal.«

Dr. Kinzler nickte

nachdenklich und sah
Cynthia an. »Und wie
erklären Sie sich diesen
Eindruck?«

So leicht ließ sich
Cynthia nicht aus der
Reserve locken; sie wusste
genau, worauf die
Therapeutin hinauswollte.
»Sie meinen, meine Ängste
färben auf Grace ab?«

Dr. Kinzlers Schultern

hoben sich einen halben
Zentimeter. Ein

konservatives
Achselzucken. »Was
glauben Sie?«

»Ich versuche, sie meine
Ängste nicht spüren zu
lassen«, sagte Cynthia.

»Außerdem tun wir alles,
um sie nicht mit meiner
Vergangenheit zu belasten.«

Ich räusperte mich.

»Ja?«, sagte Dr. Kinzler.

»Grace weiß Bescheid«, sagte ich. »Sie kriegt viel mehr mit, als wir glauben. Sie hat die Deadline-Folge gesehen.«

»Was?«, platzte Cynthia heraus.

»Bei einer Freundin.«

»Welcher Freundin?«, wollte Cynthia wissen.
»Sag mir sofort den

Namen.«

»Weiß ich nicht. Und es wäre sinnlos, es aus ihr herausprügeln zu wollen.« Ich warf Dr. Kinzler einen Blick zu. »Rein bildlich gesprochen.«

Dr. Kinzler nickte.

Cynthia biss sich auf die Unterlippe. »Sie ist noch zu klein. Sie kann das doch gar nicht verarbeiten. Wir

müssen sie davor schützen.«

»Man kann Kinder nicht vor allem schützen«, sagte Dr. Kinzler. »Aber das wollen viele Eltern nicht akzeptieren.«

Cynthia dachte einen Moment darüber nach.

»Ich habe heute Morgen einen anonymen Anruf erhalten«, sagte sie dann. Sie erzählte der Therapeutin

fast wortwörtlich, was der Anrufer gesagt hatte. Dr. Kinzler stellte in etwa dieselben Fragen wie ich. Ob ihr die Stimme bekannt vorgekommen sei, ob er schon einmal angerufen habe und so weiter.

»Was, glauben Sie, hat der Anrufer damit gemeint, dass Ihre Familie Ihnen verzeihen würde?«

»Überhaupt nichts«, sagte ich. »Das war bloß ein Spinner.«

Dr. Kinzler bedeutete mir mit einem Blick zu schweigen.

»Darüber zerbreche ich mir schon den ganzen Tag den Kopf«, sagte Cynthia. »Was wollen sie mir denn verzeihen? Dass es mir nicht gelungen ist, sie

auffindig zu machen? Dass ich nicht mehr unternommen habe, um sie aufzuspüren?«

»Das wäre wohl ein bisschen viel erwartet«, sagte Dr. Kinzler.

»Schließlich waren Sie noch ein Kind. Ein Teenager. Gerade mal vierzehn Jahre alt.«

»Ich frage mich

andauernd, ob ich irgendwie an ihrem Verschwinden schuld war. Aber was soll ich getan haben? Was war so schlimm, dass sie mich bei Nacht und Nebel allein zurückgelassen haben?«

»Glauben Sie, dass es Ihre Schuld war?«, fragte Dr. Kinzler. »Fühlen Sie sich verantwortlich für das

spurlose Verschwinden
Ihrer Familie?«

»Einen Moment«,
unterbrach ich, ehe Cynthia
etwas erwidern konnte. »Es
war ein anonymes Anruf.
Alle möglichen Leute haben
Cynthia im Fernsehen
gesehen, und dass sich
irgendwelche Verrückten
melden, ist ja wohl alles
andere als

außergewöhnlich, oder? Ich verstehe jedenfalls nicht, wieso wir das hier groß thematisieren müssen.«

Dr. Kinzler gab einen leisen Seufzer von sich. »Terry, vielleicht wäre es besser, wenn Cynthia und ich allein miteinander sprechen.«

»Nein, nein, schon gut«, sagte Cynthia. »Er kann

ruhig hierbleiben.«

»Terry.« Dr. Kinzlers
übertrieben geduldigem
Tonfall war genau
anzuhören, dass sie mich
am liebsten auf den Mond
geschossen hätte. »Sicher, es
könnte ein Verrückter
gewesen sein, aber der
Anruf hat bestimmte
Gefühle in Ihrer Frau
ausgelöst, und indem wir

Cynthias Reaktion auf ebendiese Gefühle analysieren, haben wir eine größere Chance, Fortschritte zu erzielen.«

»Können Sie diese Fortschritte mal genauer definieren?«, fragte ich. Ich wollte mich nicht mit ihr streiten. Ich wollte lediglich erfahren, wovon sie redete. »Ich will hier wirklich

nicht den Quertreiber spielen, aber momentan ist mir nicht ganz klar, worauf Sie überhaupt hinauswollen.«

»Wir versuchen Cynthia zu helfen, ein traumatisches Ereignis aus ihrer Kindheit aufzuarbeiten, das bis heute nachwirkt. Außerdem geht es bei dieser Therapie nicht nur um Ihre Frau, sondern

auch um die Beziehung, die Sie mit ihr führen.«

»Unsere Beziehung ist völlig intakt«, sagte ich.

»Manchmal glaubt er mir nicht«, platzte Cynthia heraus.

»Was?«

»Manchmal glaubst du mir nicht«, wiederholte sie.

»Das merke ich doch ganz genau. Die Sache mit

dem braunen Wagen hast du auch nicht ernst genommen. Du glaubst, da ist nichts dran. Und weil ich aus Versehen das Anruferprotokoll gelöscht habe, hast du doch gedacht, ich hätte den Anruf erfunden.«

»Das habe ich nie gesagt«, erwiderte ich. Ich sah Dr. Kinzler an, als

müsse ich vor Gericht
meine Unschuld beweisen.
»Das stimmt einfach nicht,
Cyn. Ich habe nichts
dergleichen verlauten
lassen.«

»Trotzdem hast du es
gedacht«, sagte Cynthia,
aber sie klang nicht
ärgerlich. Sie berührte mich
am Arm. »Ich werfe dir
doch gar nichts vor, Terry.

Ich weiß selbst, wie
schwierig das
Zusammenleben mit mir
ist, und zwar nicht erst in
den letzten Wochen,
sondern seit wir uns
kennen. Meine
Vergangenheit hat doch von
Anfang an wie ein
Damoklesschwert über uns
geschwebt. Ich habe
versucht, sie zu verdrängen,

aber sie holt mich immer wieder ein. Als wir uns kennenlernten ...«

»Cynthia ...«

»Als wir uns kennenlernten, wusste ich von vornherein, dass ich dich unweigerlich in meine Probleme hineinziehen würde. Aber ich habe nur an mich gedacht. Ich wollte dich unbedingt und habe

dabei in Kauf genommen,
dass du von meiner
Vergangenheit erdrückt
wirst.«

»Cyn ...«

»Du warst immer so
verständnisvoll. Du hast
eine Engelsgeduld und ich
bewundere dich dafür. An
deiner Stelle wäre ich längst
verzweifelt. Ich weiß doch
genau, was in dir vorgeht:

›Irgendwann muss sie doch wieder nach vorn schauen. Verdammt noch mal, komm endlich drüber hinweg.«

»So würde ich nie denken, Schatz.«

Dr. Kinzler behielt uns genau im Auge.

»Aber ich denke so«, sagte Cynthia.

»Tausendmal habe ich es mir gesagt. Und ich

wünschte, ich könnte die Vergangenheit ruhen lassen. Aber manchmal, so verrückt es sich anhören mag ...«

Dr. Kinzler und ich hörten ihr konzentriert zu.

»Manchmal kann ich sie hören. Meine Mutter, meinen Bruder, Dad. So als stünden sie neben mir, als würden sie mit mir reden.«

»Und sprechen Sie auch mit ihnen?«, fragte Dr. Kinzler.

»Ich glaube schon«, sagte Cynthia.

»Befinden Sie sich dann in einer Art Traumzustand?«, fragte Dr. Kinzler.

Cynthia überlegte.
»Wahrscheinlich. Jetzt zum Beispiel höre ich sie ja

nicht. Und auf der Fahrt hierher habe ich sie auch nicht gehört.«

Insgeheim gab ich einen erleichterten Seufzer von mir.

»Also höre ich sie wohl, wenn ich schlafe oder vor mich hin träume. Aber trotzdem ist es so, als wären sie mir ganz nahe, als würden sie versuchen, mit

mir zu sprechen.«

»Und was sagen sie?«,
fragte Dr. Kinzler.

Cynthia ließ meinen Arm
los und verschränkte die
Hände im Schoß. »Ich weiß
nicht. Es kommt drauf an.
Dies und das, nichts
Besonderes. Sie reden
darüber, was es zum
Abendessen gibt oder was
gerade im Fernsehen läuft.

Aber manchmal ...«

Offenbar sah es so aus, als wollte ich Cynthia erneut ins Wort fallen; jedenfalls warf mir Dr. Kinzler einen scharfen Blick zu. Aber ich hatte nur unwillkürlich den Mund geöffnet, da ich mich fragte, was jetzt kommen würde. Mir gegenüber hatte sie nie zugegeben, dass sie die

Stimmen ihrer
verschwundenen
Verwandten hörte.

»Manchmal kommt es
mir so vor, als würden sie
mich zu sich rufen.«

»Zu sich rufen?«, sagte
Dr. Kinzler.

»Als würden sie mich
bitten, zu ihnen zu
kommen. Damit wir wieder
eine Familie sein können.«

»Und was erwidern Sie dann?«, fragte Dr. Kinzler.

»Dass es nicht geht, so gern ich bei ihnen sein würde.«

»Warum nicht?«, fragte ich.

Cynthia sah mir in die Augen und lächelte traurig.

»Weil sie wahrscheinlich an einem Ort sind, an den ich Grace und dich nicht

mitnehmen könnte.«

ACHT

»Warum tu ich's eigentlich nicht gleich? Das geht ruck, zuck, und dann komme ich wieder nach Hause.«

»Nein, auf keinen Fall. Es freut mich, mit welchem Feuereifer du bei der Sache

bist. Ich bin wirklich stolz
auf dich. Trotzdem sollten
wir nichts überstürzen. Die
Sache muss in aller Ruhe
vorbereitet werden. Also
zügle deine Ungeduld.
Früher war ich genauso.
Ungestüm, impulsiv,
unbedacht. Aber
inzwischen weiß ich, dass
sich Geduld auszahlt.«

»Ich will es dir doch nur

recht machen.«

»Das weiß ich. Du warst schon immer ein Goldstück. Wenigstens einer hier, der sich anständig benimmt. Du bist ein guter Junge und ich liebe dich über alles.«

»Also, ein Junge bin ich ja eigentlich nicht mehr. Du bist schließlich auch kein Mädchen mehr.«

»Das Alter spielt dabei keine Rolle. Für mich wirst du immer mein Junge bleiben.«

»Das wird bestimmt komisch, ihnen den Garaus zu machen.«

»Ich weiß. Aber genau das habe ich dir ja zu erklären versucht. Gedulde dich noch etwas, und am Ende wird es dir

vorkommen wie die
natürlichste Sache der
Welt.«

»Das glaube ich auch.«

»Führ dir nur immer
wieder vor Augen, dass der
Tod Teil des Lebens ist. Er
gehört dazu. Ist sie dir
schon über den Weg
gelaufen?«

»Ja. Es war seltsam. Am
liebsten hätte ich gesagt:

›Hallo, du wirst nicht
glauben, wer ich bin.<«

NEUN

Am folgenden Wochenende
fuhren wir zu Tess Berman,
Cynthias Tante, die in
einem bescheidenen
Häuschen auf halbem Weg
nach Derby wohnte, ein
Stück abseits der von

dichtem Wald gesäumten
Derby Milford Road. Es
waren nicht mal zwanzig
Minuten mit dem Auto,
aber wir sahen sie leider
trotzdem nicht allzu häufig.
Wenn sich also eine
besondere Gelegenheit
ergab, wie etwa zu
Thanksgiving oder
Weihnachten, ergriffen wir
sie sofort beim Schopf. Und

an diesem Wochenende
hatte Tess Geburtstag.

Ich fuhr gern mit. Tess
bedeutete mir fast genauso
viel wie Cynthia. Und zwar
nicht nur deshalb, weil sie
eine wirklich famose alte
Dame war – wenn ich sie so
nannte, warf sie mir
gelegentlich einen
lüsternen, wenn auch nicht
ernst gemeinten Blick zu –,

sondern nicht zuletzt, weil sie sich so aufopferungsvoll um Cynthia gekümmert hatte, nachdem ihre Familie verschwunden war. Sie hatte sich eines jungen Mädchens angenommen, das zuweilen ausgesprochen schwierig gewesen war, wie Cynthia selbst anstandslos einräumte.

»Aber ich hatte ja keine

andere Wahl«, hatte Tess mir einst anvertraut. »Sie war schließlich die Tochter meiner Schwester. Und meine Schwester war spurlos vom Erdboden verschwunden. Was hätte ich sonst tun sollen?«

Tess wirkte stets ein wenig brummig, beinahe ungehalten, doch letztlich war das reiner Selbstschutz.

Unter der harten Schale war sie butterweich. Und davon abgesehen hatte sie alles Recht der Welt, ein wenig bärbeißig zu sein. Ihr Mann hatte sie zwei Jahre bevor Cynthia zu ihr gezogen war, wegen einer Kellnerin aus Stamford verlassen; Tess' eigenen Worten zufolge hatten sie sich irgendwohin an die

Westküste verpisst, und Tess hatte nie wieder von ihnen gehört, Gott sei Dank. Bei der Radiofabrik hatte sie schon ein paar Jahre zuvor aufgehört; sie fand einen Job bei der Stadt, im Straßenbauamt, wo sie gerade genug verdiente, um sich über Wasser halten zu können. Es blieb kaum etwas übrig, um für ein

junges Mädchen zu sorgen,
aber Tess tat ihr
Möglichstes. Sie selbst hatte
keine Kinder, weshalb ihr
Cynthias Gesellschaft nach
dem Abgang ihres
Tunichtguts von Ehemann
durchaus willkommen war,
so mysteriös und tragisch
die Umstände auch sein
mochten, die sie
zusammengeführt hatten.

Tess war inzwischen
Ende sechzig und lebte von
ihrer Sozialversicherung
und einer kleinen Pension.
Sie kümmerte sich um den
Garten, verschönerte das
Haus und unternahm die
eine oder andere Busreise,
wie letztens erst durch
Vermont und New
Hampshire, um dort das
Farbenspiel der

herbstlichen Wälder zu bewundern. Viele Freunde hatte sie allerdings nicht; sie war nicht besonders gesellig und hatte keine Lust auf Seniorenentreffen.

Uns aber sah sie gern. Ganz besonders Grace.

»Ich habe in ein paar alten Bücherkisten gekramt«, sagte Tess, nachdem wir uns umarmt

hatten und sie es sich in
ihrem Fernsehsessel
bequem gemacht hatte.
»Seht mal, was ich gefunden
habe.«

Sie beugte sich vor,
räumte eine Zeitschrift
beiseite und reichte Grace
ein großformatiges Buch:
»Unser Kosmos. Eine Reise
durch das Weltall« von Carl
Sagan. Grace' Augen

wurden groß, als sie die
Sterne auf dem
Buchumschlag sah.

»Das Buch ist schon
ziemlich alt«, sagte Tess, als
wolle sie sich dafür
entschuldigen. »Fast dreißig
Jahre, und der Autor ist
auch schon tot. Im Internet
findet man garantiert
tollere Sachen, aber für den
Anfang ist es gar nicht so

schlecht.«

»Oh, danke!«, sagte Grace, nahm das Buch und ließ es beinahe fallen, da sie nicht damit gerechnet hatte, dass es so schwer war. »Steht da auch etwas über Asteroiden drin?«

»Bestimmt«, sagte Tess.

Grace eilte nach unten in den Keller, um es sich auf der Couch vor dem

Fernseher gemütlich zu machen, sich in eine Decke zu kuscheln und in dem Buch zu blättern.

»Wie nett von dir«, sagte Cynthia, beugte sich zu Tess und küsste sie zum etwa vierten Mal seit unserer Ankunft.

»Besser, als wenn ich's weggeworfen hätte«, sagte Tess. »Wie geht's dir,

Schatz? Du siehst müde aus.«

»Ach, alles okay«, sagte Cynthia. »Und wie geht's dir? Du siehst auch leicht angeschlagen aus.«

»Ach was«, sagte Tess und blickte uns über ihre Lesebrille an.

Ich hielt die mitgebrachte Einkaufstasche hoch. »Hier, ein paar Kleinigkeiten für

dich.«

»Das wäre doch nicht nötig gewesen«, sagte Tess.
»Na, dann mal her mit dem Kram.«

Wir riefen Grace wieder nach oben, damit sie teilhaben konnte, wie Tess unsere Geschenke – Gartenhandschuhe, ein grünroter Seidenschal und eine Packung Kekse –

auspackte. Tess gab lauter »Ohs« und »Ahs« von sich, während sie die Sachen in Augenschein nahm und Grace verkündete, dass sie die Kekse selbst gebacken hatte. Anschließend verzog sich Grace wieder in den Keller, während Tess sich in den Sessel zurücksinken ließ.

»O nein«, sagte sie. »Ich

habe ganz vergessen,
Eiscreme für Grace zu
kaufen.«

»Halb so wild«, sagte
Cynthia. »Wir wollten dich
sowieso zum Dinner
ausführen. Hast du Lust,
mit uns ins
Knickerbocker's zu gehen?
Die Potato Skins dort sind
einfach umwerfend.«

»Ich weiß nicht«, sagte

Tess. »Ich bin irgendwie nicht in der Stimmung. Warum essen wir nicht hier zu Abend? Ich habe alles da. Aber ich muss unbedingt noch Eiscreme besorgen.«

»Lass mich das machen«, sagte ich. Im nahe gelegenen Derby würde ich bestimmt einen geöffneten Laden oder Supermarkt

finden.

»Es müsste noch mehr eingekauft werden«, sagte Tess. »Cynthia, vielleicht ist es doch besser, wenn du fährst. Nachher bringt er noch die falschen Sachen mit.«

»Das traue ich ihm zu«, sagte Cynthia.

»Außerdem könnte Terry mir in der Zwischenzeit

helfen, ein paar Dinge von der Garage in den Keller zu bringen.«

»Klar«, sagte ich. Tess schrieb einen kurzen Einkaufszettel und reichte ihn Cynthia, die daraufhin meinte, sie sei in einer halben Stunde zurück. Während Cynthia zur Tür marschierte, ging ich in die Küche und warf einen Blick

auf die Pinnwand, an der ein Foto von Grace hing, das ich in Disneyworld geknipst hatte. Ich öffnete das Gefrierfach des Kühlschranks, um mir ein paar Eiswürfel für ein Glas Wasser zu nehmen.

Ganz vorn stand eine große Plastikbox mit Schokoladeneis. Ich nahm sie heraus und öffnete den

Deckel. Die Packung war noch fast ganz voll. Offenbar wurde Tess langsam vergesslich.

»He, Tess«, rief ich.
»Hier ist doch Eiscreme.«

»Was du nicht sagst«, erwiderte sie aus dem Wohnzimmer.

Ich schloss das Gefrierfach und gesellte mich wieder zu Tess. »Was

ist los?«, fragte ich.

»Ich war die Woche beim Arzt«, sagte Tess.

»Ja? Um dich mal wieder durchchecken zu lassen?«

»Ich werde sterben, Terry.«

»Was? Wovon redest du?«

»Keine Sorge, ich gebe ja nicht sofort den Löffel ab. Ich habe noch ein halbes,

vielleicht sogar ein ganzes Jahr. Genau lässt es sich nicht sagen. Manche Leute halten ziemlich lange durch, aber ich will nicht, dass es sich ewig hinzieht. Ganz ehrlich, am liebsten hätte ich, dass es irgendwann von einem Tag auf den anderen vorbei ist.«

»Jetzt sag doch erst mal, was du überhaupt hast.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Spielt das eine Rolle? Die Untersuchungen sind noch nicht ganz abgeschlossen, aber wahrscheinlich bestätigen die restlichen Tests sowieso nur das, was sie bereits herausgefunden haben. Nun ja, jedenfalls ist das Ende abzusehen. Und ich wollte erst mal mit dir reden, statt

Cynthia damit zu belasten. Sie ist schon gestresst genug, glaube ich.«

»Vor allem, weil wir gestern einen anonymen Anruf erhalten haben«, sagte ich. »Das hat sie ziemlich mitgenommen.«

Tess schloss einen Moment lang die Augen und schüttelte den Kopf. »Diese Spinner. Kaum

sehen sie jemanden im Fernsehen, greifen sie auch schon zum Telefonbuch.«

»Ja, so erkläre ich's mir auch.«

»Nun ja, natürlich sollte es Cynthia auch erfahren. Aber alles zu seiner Zeit.«

Wir hörten Schritte auf der Treppe. Grace kam aus dem Keller, das schwere Buch in Händen. »Wusstet

ihr das?«, fragte sie.
»Obwohl der Mond aussieht, als hätten auf ihm viel mehr Asteroiden eingeschlagen als auf der Erde, ist die Erde wahrscheinlich von genauso vielen Asteroiden getroffen worden. Aber die Atmosphäre der Erde formt die Erdoberfläche wieder neu, während es auf dem

Mond keinen Wind und keine Pflanzen gibt. Und deshalb sieht es auf dem Mond so unwirtlich aus.«

»Gar nicht so schlecht, das Buch, was?«, sagte Tess.

Grace nickte. »Ich habe Hunger.«

»Deine Mom ist gerade zum Einkaufen gefahren«, sagte ich.

»Wie? Sie ist weg?«

Ich nickte. »Sie kommt ja gleich wieder. Im Kühlschrank ist Schokoladeneis, wenn du magst.«

»Nimm die ganze Box mit nach unten«, sagte Tess. »Und einen Löffel.«

»Wirklich?«, fragte Grace. Tess' Aufforderung verstieß gegen jede ihr bekannte Etikette.

»Ist erlaubt«, sagte ich.

Sie lief in die Küche, zog sich einen Stuhl heran, um das Gefrierfach zu erreichen, nahm sich noch einen Löffel aus der Anrichte und eilte zurück in den Keller.

Ich sah Tess an. Ihre Augen schimmerten feucht.

»Ich finde, du solltest es Cynthia selbst sagen«, sagte

ich.

Sie ergriff meine Hand.
»Ja, natürlich. Ich wollte
nur erst mit dir darüber
reden. Damit sie jemanden
hat, der ihr darüber
hinweghelfen kann.«

»Ich muss das selbst erst
mal verarbeiten.«

Tess lächelte. »Du bist
ein guter Junge. Mit dir hat
Cynthia einen echten

Hauptgewinn gezogen.«

Sie senkte den Blick, drückte meine Hand aber ein wenig fester. »Ich muss dir noch etwas sagen.«

Ihrem Tonfall nach musste es sich um etwas noch Ernsteres handeln als ihren bevorstehenden Tod.

»Es gibt da ein paar Dinge, die ich mir von der Seele reden muss, solange

ich noch dazu imstande bin.
Verstehst du, was ich
meine?«

»Ich glaube schon.«

»Und viel Zeit bleibt mir
ja nicht mehr. Was, wenn
mir etwas zustößt und ich
schon morgen nicht mehr
bin? Jedenfalls gibt es da
etwas, was ihr wissen
s o l l t e t . Obwohl ich
Cynthia wirklich nicht

noch mehr Qualen bereiten will.« Sie seufzte. »Ach, wahrscheinlich werde ich letztlich nur neue Fragen aufwerfen.«

»Tess, worum geht es?«

»Jetzt mal langsam mit den jungen Pferden. Lass mich in Ruhe ausreden. Wie auch immer, mir ist wichtig, dass ihr davon erfahrt – es könnte ein

wichtiges Puzzlestück sein. Ich kann mir absolut keinen Reim auf die Sache machen, aber vielleicht findet ihr ja eines Tages doch heraus, was mit Clayton, Patricia und Todd passiert ist. Wer weiß, vielleicht könnt ihr dann ja etwas damit anfangen.«

Ich atmete zwar völlig normal, aber trotzdem kam

es mir vor, als würde ich die Luft anhalten.

»Was ist los?« Tess sah mich an, als hätte ich sie nicht alle. »Willst du's nun wissen oder nicht?«

»Herrgott noch mal, Tess, ich warte.«

»Es geht um das Geld«, sagte sie.

»Um welches Geld?««

Tess nickte schwach. »Ich

habe Geld bekommen.
Einfach so. Aus heiterem
Himmel.«

»Woher?«

Sie zog die Augenbrauen
hoch. »Tja, das ist die
Frage. Ich weiß nicht,
woher es kam. Oder von
wem.«

Ich fuhr mir mit dem
Handrücken über die Stirn,
allmählich leicht genervt.

»Erzähl einfach mal der Reihe nach.«

Tess holte tief Luft. »Für Cynthia zu sorgen war wirklich nicht einfach für mich. Aber wie schon gesagt, ich hatte keine Wahl. Und ich hätte auch gar keine andere treffen wollen. Schließlich war sie meine Nichte, das Fleisch und Blut meiner Schwester.

Ich habe sie geliebt, als wäre sie mein eigenes Kind. Eigentlich war sie ein ziemlich wildes Mädchen, aber die damaligen Ereignisse haben sie ziemlich verändert. Sie wurde vernünftiger, und auch in der Schule klappte es besser. Natürlich hat sie das eine oder andere Mal über die Stränge geschlagen.

Eines Abends wurde sie von der Polizei nach Hause gebracht, weil sie Marihuana bei ihr gefunden hatten.«

»Im Ernst?«

Tess lächelte. »Sie ist mit einer Verwarnung davongekommen.« Sie legte einen Finger an die Lippen. »Aber das behältst du für dich, klar?«

»Klar.«

»Ist ja wohl auch logisch, dass jemand durchknallt, wenn plötzlich die gesamte Familie auf Nimmerwiedersehen verschwindet, oder?«

»Wahrscheinlich.«

»Aber andererseits wollte sie ihr Leben in den Griff bekommen. Sie wollte etwas aus sich machen,

beweisen, dass sie nicht völlig nutzlos war – für den Fall, dass ihre Familie eines Tages zurückkehren würde. Deshalb hat sie dann auch mit dem Studium begonnen.«

»An der University of Connecticut«, sagte ich.

»Genau. Eine hervorragende Uni. Aber leider nicht ganz billig. Auf

Dauer hätte ich mir das nicht leisten können. Ihre Noten waren zwar nicht schlecht, aber für ein Stipendium hätten sie wohl nicht gereicht. Jedenfalls war ich drauf und dran, einen Kredit aufzunehmen.«

»Verstehe.«

»Der erste Umschlag lag eines Tages im Wagen, auf

dem Beifahrersitz«, sagte Tess. »Einfach so. Ich komme gerade von der Arbeit, setze mich ins Auto, und auf einmal bemerke ich diesen weißen Umschlag neben mir. Ich hatte den Wagen zwar abgeschlossen, aber die Fenster einen Spalt aufgelassen, weil es an jenem Tag so unerträglich

heiß war. Der Spalt war gerade groß genug, dass der Umschlag durchpasste. Der Umschlag war nämlich ziemlich dick.«

»Und in dem Umschlag war Geld«, sagte ich.

»Knapp fünftausend Dollar in bar«, sagte Tess.

»Zwanziger, Fünfziger, Hunderter, alle möglichen Scheine.«

»Nur Geld? Keine
Erklärung, keine
Nachricht?«

»Doch, da war eine
Nachricht.«

Sie erhob sich, ging zu
ihrem antiken Sekretär mit
Rollverschluss und öffnete
die Schublade in der Mitte.
»Ich habe den Kram beim
Stöbern im Keller
gefunden. Ich muss ein

bisschen Ordnung schaffen, damit ihr nicht so viel Arbeit habt, wenn ich nicht mehr bin.«

In der Hand hielt sie etwa ein Dutzend Umschläge, die, zusammen etwa einen Zentimeter dick, von einem Gummiband zusammengehalten wurden.

»Sie sind alle leer«, sagte Tess. »Aber ich habe die

Umschläge aufbewahrt, obwohl natürlich nichts draufsteht. Vielleicht sind ja Fingerabdrücke darauf, und das könnte eines Tages noch mal nützlich sein, oder?«

Höchstwahrscheinlich waren nur ihre eigenen Fingerabdrücke auf den Umschlägen, aber letztlich war ich kein Spurensicherungsexperte.

Tess zog ein Blatt Papier unter dem Gummiband hervor. »Das ist die einzige Nachricht, die ich erhalten habe. Zusammen mit dem ersten Umschlag. In den anderen war nur noch Bargeld, aber nie mehr etwas Schriftliches.«

Es handelte sich um ein ganz normales, leicht vergilbtes Blatt

Schreibmaschinenpapier.

Ich nahm es entgegen und
faltete es vorsichtig
auseinander.

Die Nachricht war in
Großbuchstaben getippt.
Ich las:

DIESES GELD IST FÜR
CYNTHIAS
AUSBILDUNG UND
ANDERE AUSGABEN.

ES KOMMT NOCH
MEHR, ABER NUR
UNTER FOLGENDEN
BEDINGUNGEN:
CYNTHIA DARF NIE
DAVON ERFAHREN,
UND AUCH NIEMAND
SONST. KEINE
NACHFORSCHUNGEN!

Und das war's auch schon.

Ich las das Ganze

dreimal, ehe ich wieder Tess ansah, die mir direkt gegenüberstand.

»Ich habe mich dran gehalten«, sagte sie. »Cynthia hat nichts erfahren, und ich habe auch nicht nachgefragt, ob jemand an meinem Wagen gesehen worden war. Das Geld kam immer völlig unerwartet. Einmal lag es

abends vor der Haustür,
engerollt in eine Zeitung.
Ein andermal war ich nur
kurz zur Post gefahren, und
als ich zum Auto
zurückkam, lag da ein
weiterer Umschlag.«

»Und du hast nie
jemanden gesehen?«

»Nein. Wahrscheinlich
bin ich beobachtet worden.
Und nach dem ersten Mal

habe ich das
Beifahrerfenster immer
einen Spalt offen gelassen,
nur für den Fall.«

»Und wie viel Geld hast
du insgesamt bekommen?«

»Zweiundvierzigtausend
Dollar. Über einen
Zeitraum von sechs Jahren.«

»Du meine Güte.«

Tess streckte die Hand
aus. Ich gab ihr das Blatt

Papier zurück, und sie steckte es zurück zu den Umschlägen, ehe sie das Bündel wieder in der Schreibtischschublade verstaute.

»Wann hast du zuletzt Geld erhalten?«, fragte ich.

Tess überlegte einen Moment. »Fünfzehn Jahre muss das jetzt her sein. Nachdem Cynthia mit

ihrem Studium fertig war, kam nichts mehr. Aber das Geld war ein echter Segen. Sonst hätte ich das Haus verkaufen oder eine Hypothek aufnehmen müssen, um sie durchs Studium zu bringen.«

»Tja«, sagte ich, »aber von wem stammt das Geld?«

»Das ist die 42 000-

Dollar-Frage«, sagte Tess.
»Ich habe sie mir selbst
schon unzählige Male
gestellt. Von ihrer Mutter?
Ihrem Vater? Oder
beiden?«

»Was bedeuten würde,
dass ihre Eltern damals
noch lebten – zumindest
einer von ihnen. Aber wenn
es ihnen möglich war, dich
zu beobachten und

finanziell zu unterstützen, wieso haben sie dann nicht direkt Kontakt mit dir aufgenommen?«

»Keine Ahnung«, sagte Tess. »Ich verstehe es auch nicht. Vor allem, weil ich immer der festen Überzeugung war, dass sie tot sind. Seit der Nacht, in der sie verschwunden sind.«

»Falls Sie wirklich tot

sind«, sagte ich, »fühlt sich derjenige, der dir das Geld übermittelt hat, anscheinend verantwortlich für ihren Tod. Vielleicht handelt es sich um eine Art Wiedergutmachung.«

»Siehst du?«, sagte Tess. »Das Ganze wirft nur weitere Fragen auf. Nur weil ich das Geld bekommen habe, heißt das

nicht, dass sie noch leben.
Aber genauso wenig heißt
es, dass sie tot sind.«

»Aber irgendetwas
bedeutet es«, sagte ich.

Wir hörten, wie draußen
ein Auto vorfuhr.

»Du musst selbst
entscheiden, wann du
Cynthia davon erzählen
willst«, sagte Tess. »Über
meinen

Gesundheitszustand weihe ich sie sobald wie möglich ein.«

Eine Wagentür wurde geöffnet und geschlossen. Ich warf einen Blick aus dem Fenster und beobachtete, wie Cynthia zum Kofferraum ging.

»Ich muss erst mal drüber nachdenken«, sagte ich. »Ich wünsche, du

hättest mir früher davon erzählt.«

Die Haustür wurde geöffnet; zwei Einkaufstüten in Händen, betrat Cynthia das Haus. Im selben Augenblick kam Grace aus dem Keller, mit braun verschmiertem Mund, die Familienpackung Schokoeis an die Brust gedrückt, als handele es sich

um ein Schmusetier.

Cynthia fiel beinahe die Kinnlade herunter. Sie zog eine Miene, als sei sie auf einen Aprilscherz hereingefallen.

»Du warst schon weg, als wir die Eiscreme entdeckt haben«, sagte Tess. »Aber die anderen Sachen brauchte ich ja trotzdem. Hey, ich habe Geburtstag.

Und jetzt lasst uns feiern.«

ZEHN

Als ich zu Grace ging, um
ihr noch einen
Gutenachtkuss zu geben,
hatte sie das Licht zwar
schon ausgemacht, saß aber
am Fenster und spähte
durch ihr Teleskop ans

mondbeschienene

Firmament. Soweit ich es im Dunkeln ausmachen konnte, hatte sie das Teleskop notdürftig mit Klebeband am Stativ befestigt.

»Kleines«, sagte ich.

Sie bewegte zwei Finger, ohne ihren Blick vom Teleskop zu lösen. Als sich meine Augen ans Dunkel

gewöhnt hatten, sah ich, dass das Buch über den Kosmos auf ihrem Bett lag.

»Na, was siehst du?«, fragte ich.

»Nicht viel«, sagte sie.

»Schade, oder?«

»Ach was. Hauptsache, da fliegt nichts rum, was die Erde zerstören könnte.«

»Da hast du wohl recht.«

»Ich will nicht, dass dir

und Mom was passiert.
Wenn ein Asteroid auf
unser Haus zurast, kann ich
euch rechtzeitig warnen.«

Ich fuhr ihr übers Haar
und ließ die Hand auf ihrer
Schulter ruhen.

»Dad, du drückst gegen
mein Auge«, sagte Grace.

»Oh, sorry«, sagte ich.

»Ich glaube, Tante Tess
ist krank«, sagte sie.

O nein. Sie hatte gelauscht. Statt in den Keller zu gehen, hatte sie von der Treppe aus gehorcht.

»Grace, hast du ...«

»Sie hat sich gar nicht richtig gefreut«, sagte Grace. »Ich freue mich viel mehr, wenn ich Geburtstag habe.«

»Wenn man älter wird,

verlieren Geburtstage an Bedeutung«, sagte ich.
»Was mal ein Novum war, ist am Ende kalter Kaffee.«

»Was ist ein Novum?«

»Nun ja, alles wird irgendwann alltäglich. Wenn etwas ganz neu und aufregend ist, nennt man es ein Novum.«

»Oh.« Sie richtete das Teleskop ein Stück nach

links aus. »Der Mond ist ganz hell heute Nacht. Ich kann die ganzen Krater erkennen.«

»Jetzt aber ab ins Bett«, sagte ich.

»Nur noch eine Minute«, protestierte sie. »Gute Nacht, Dad. Vor Asteroiden seid ihr heute sicher.«

Ich beschloss, fünfe

gerade sein zu lassen. Ein Kind aufbleiben zu lassen, weil es die Planeten studieren will, kam mir nicht gerade wie die Art von Vernachlässigung vor, die das Jugendamt auf den Plan ruft. Nachdem ich ihr einen zärtlichen Kuss aufs Ohr gegeben hatte, ließ ich sie allein und ging in das Gästezimmer, in dem wir

zu schlafen pflegten, wenn wir bei Tess zu Besuch waren.

Cynthia, die Grace bereits gute Nacht gesagt hatte, saß im Bett und blätterte geistesabwesend in einer Zeitschrift.

»Wir müssten morgen ins Einkaufszentrum fahren«, sagte sie. »Grace braucht neue Schuhe.«

»Wieso? Die alten sehen doch noch ganz okay aus.«

»Stimmt, aber sie sind ihr zu klein geworden. Kommst du mit?«

»Klar«, sagte ich.

»Morgen früh mähe ich erst mal den Rasen, aber wir könnten mittags hinfahren und dort auch gleich etwas essen.«

»Was für ein nettes

Geburtstagsfest«, sagte sie.
»Wir besuchen Tess viel zu selten.«

»Dann lass uns doch einmal pro Woche vorbeischauen«, sagte ich.

»Meinst du wirklich?«
Sie lächelte.

»Na, sicher. Wir können es uns hier gemütlich machen oder sie ins Knickerbocker's ausführen.

Oder in das Fischrestaurant an der Bucht. Das gefällt ihr bestimmt.«

»Das glaube ich auch. Sie war heute ein bisschen geistesabwesend, fandest du nicht? Außerdem wird die Gute langsam vergesslich. Da schickt sie mich extra los, obwohl genug Eiscreme im Haus ist.«

Ich zog mein Hemd aus

und hängte meine Hose
über die Stuhllehne.
»Hmm«, sagte ich.
»Darüber würde ich mir
keine Gedanken machen.«

Cynthia gegenüber hatte
Tess ihre
Gesundheitsprobleme nicht
erwähnt; es lag auf der
Hand, dass sie Cynthia
nicht das Geburtstagsfest
verderben wollte. Und

obwohl es ganz und gar Tess' Angelegenheit war, wann sie Cynthia die schlechte Neuigkeit mitteilen wollte, fühlte ich mich nicht ganz wohl dabei, bereits Bescheid zu wissen, während meine Frau ahnungslos blieb.

Eine noch größere Last aber war das Wissen um das Geld, das Tess jahrelang

anonym erhalten hatte. Wie kam ich dazu, das für mich zu behalten? Cynthia hatte ein Recht, davon zu erfahren. Sicher, Tess hatte ihr nichts erzählt, weil sie der Meinung war, dass es mit Cynthias Nervenkostüm momentan nicht zum Besten stand. Ich schätzte das ähnlich ein. Aber trotzdem.

»Alles okay?«, fragte Cynthia.

»Wunderbar. Ich bin nur ein bisschen müde«, sagte ich, nackt bis auf meine Boxershorts. Ich putzte mir die Zähne und schlüpfte zu Cynthia unter die Decke. Sie warf die Zeitschrift auf den Boden und machte das Licht aus, ehe sie den Arm um mich legte. Sie

streichelte meine Brust und ließ ihre Hand langsam abwärts wandern.

»Bist du sehr müde?«, flüsterte sie.

»So müde nun auch wieder nicht«, sagte ich und drehte mich zu ihr.

»Bei dir fühle ich mich ganz sicher und geborgen«, sagte sie und hob mir ihren Mund entgegen.

»Keine Asteroiden in Sicht«, sagte ich, und wäre das Licht noch an gewesen, hätte ich bestimmt ein Lächeln auf ihrem Gesicht gesehen.



Cynthia schlief schnell ein.
Ich leider nicht.

Ich starrte an die Decke,

drehte mich zur Seite und
starrte auf den
Digitalwecker, rollte mich
wieder auf den Rücken und
starrte erneut die
Zimmerdecke an. Gegen
drei Uhr morgens bemerkte
Cynthia, dass ich wach war.
»Alles in Ordnung?«, fragte
sie schlaftrunken.

»Alles okay«, sagte ich.
»Schlaf ruhig weiter.«

Es waren all die unbeantworteten Fragen, die mir auf der Seele lagen. Hätte ich nur ein paar Antworten auf die Fragen gehabt, die Cynthia unweigerlich stellen würde, hätte ich ihr sofort von dem Geld erzählt, das Tess für ihre Ausbildung erhalten hatte.

Nein, das war nicht

wahr. Ein paar Antworten hätten nur neue Fragen aufgeworfen.

Angenommen, ich wüsste, dass das Geld von einem ihrer verschwundenen Familienmitglieder stammte. Angenommen, ich wüsste sogar, von wem.

Die Frage nach dem Warum war damit noch lange nicht beantwortet.

Angenommen, das Geld
stammte von jemandem,
der nicht zu ihrer Familie
gehörte. Aber wem? Wer
sonst hatte sich
möglicherweise für
Cynthia, für das Schicksal
ihrer Familie
verantwortlich genug
gefühlte, um ihr so viel Geld
zukommen zu lassen?

Ich fragte mich, ob ich

zur Polizei gehen sollte. Vielleicht konnten sie mittels der Umschläge und der Nachricht doch Spuren sichern, die zu weiteren Erkenntnissen führen würden.

Immer vorausgesetzt natürlich, dass sich bei der Polizei noch irgendjemand für diesen uralten Fall interessierte, der vor

Ewigkeiten zu den Akten gewandert war.

Als der Fernsehbeitrag gedreht worden war, hatte der Sender Probleme gehabt, überhaupt jemanden zu finden, der seinerzeit mit dem Fall beschäftigt gewesen war. Bis sie schließlich diesen pensionierten Cop unten in Arizona aufgespürt hatten,

diesen Mistkerl, der kalt lächelnd angedeutet hatte, Cynthia habe etwas mit dem Verschwinden ihrer Familie zu tun.

Und so lag ich wach und grübelte über eine Tat, die Cynthia nicht begangen hatte, eine Tat, die mich immer wieder zur gleichen Erkenntnis kommen ließ: wie wenig wir eigentlich

wussten.



Während Cynthia und Grace sich nach Schuhen umsahen, schlug ich die Zeit in der Buchhandlung tot. Ich hielt einen frühen Philip Roth in der Hand, den ich aus irgendeinem unerfindlichen Grund noch

nicht gelesen hatte, als Grace in die Buchhandlung stürmte, Cynthia im Schlepptau, die eine Einkaufstüte trug.

»Ich sterbe vor Hunger«, sagte Grace, während sie die Arme um mich schlang.

»Habt ihr Schuhe bekommen?«

Sie trat einen Schritt zurück und ging in

Vorführpose, streckte den einen und dann den anderen Fuß aus. Weiße Turnschuhe mit pinkfarbenen Streifen.

»Und was ist in der Tüte?«, fragte ich.

»Ihre alten Schuhe«, sagte Cynthia. »Sie wollte die neuen sofort anziehen. Hast du auch Hunger?«

»Und wie.« Ich stellte das Buch wieder ins Regal,

dann fuhren wir mit der Rolltreppe hinauf zur Restaurantebene. Ich gab Grace ein bisschen Geld, damit sie sich etwas bei McDonald's kaufen konnte, während Cynthia und ich uns Suppe und Sandwiches holten. Cynthia sah wiederholt über die Schulter, um Grace nicht aus den Augen zu verlieren.

Im Einkaufszentrum wimmelte es an diesem Samstag nur so von Menschen und auch die Restaurants waren gerammelt voll. Es gab noch ein paar freie Tische, aber es wurden rapide weniger.

Cynthia war so damit beschäftigt, Grace im Auge zu behalten, dass ich unsere

Tabletts allein weiterschob, Besteck und Servietten dazulegte und unsere Sandwiches und die Suppen entgegennahm.

»Sieh mal, Grace hat uns einen Tisch organisiert«, sagte Cynthia. Ich ließ meinen Blick durch das Restaurant schweifen und erspähte Grace an einem Tisch für vier Personen; sie

winkte uns zu. Als wir uns zu ihr setzten, hatte sie ihren Big Mac bereits ausgepackt.

»Iih«, sagte sie, als sie meine Broccolicremesuppe erblickte. Vom Nebentisch blickte eine ältere Frau in einem blauen Mantel zu uns herüber und lächelte.

Ich setzte mich neben sie;
Cynthia nahm uns

gegenüber Platz. Ich bemerkte, dass sie über meine Schulter sah. Ich wandte mich kurz um und drehte mich wieder zu ihr.

»Ist irgendwas?«, fragte ich.

»Nein, nichts«, sagte sie und nahm einen Bissen von ihrem Chicken-Sandwich.

»Wo hast du denn hingeguckt?«

»Nirgendwohin«, sagte sie.

Grace schob sich eine Pommes zwischen die Zähne und nagte sie in rasantem Tempo weg.

Cynthia sah abermals über meine Schulter.

»Cyn«, sagte ich. »Was ist denn los?«

Diesmal wiegelte sie nicht sofort ab. »Dieser

Mann da drüben ...«

Ich wollte mich umdrehen, doch sie sagte schnell: »Nein, sieh nicht hin.«

»Stimmt irgendwas nicht mit ihm?«

»Darum geht es nicht«, sagte sie.

Ich seufzte, verdrehte wahrscheinlich sogar die Augen. »Mal im Ernst,

Cyn, du kannst nicht
einfach wildfremde
Leute ...«

»Er sieht aus wie Todd«,
sagte sie.

Okay, dachte ich. Es war
beileibe nicht das erste Mal.
»Warum erinnert er dich an
deinen Bruder?«

»Ich weiß nicht genau.
Einfach so. Er sieht genauso
aus, wie Todd heute

wahrscheinlich aussehen würde.«

»Worüber redet ihr eigentlich?«, fragte Grace.

»Nicht so wichtig«, sagte ich, und an Cynthia gewandt: »Sag mir, wie er aussieht, und ich drehe mich ganz unauffällig um.«

»Er hat dunkles Haar und trägt eine braune Jacke. Er sitzt drüben beim Chinesen

und isst eine Frühlingsrolle. Er wirkt wie eine jüngere Ausgabe meines Vaters. Die Ähnlichkeit ist erschreckend.«

Langsam wandte ich mich um, als wollte ich die umliegenden Restaurants und Imbissbuden in Augenschein nehmen. Dann hatte ich ihn auch schon erspäht, wie er gerade ein

paar Sojasprossen mit der Zunge auffing, die aus seiner halb gegessenen Frühlingsrolle fielen. Von den Fotos in Cynthias Schuhschachtel wusste ich, wie Todd ausgesehen hatte, und tatsächlich hätte er als Mann von Ende dreißig, Anfang vierzig wohl so oder ähnlich ausgesehen. Der Mann hatte leichtes

Übergewicht, ein teigiges Gesicht, dunkles Haar und war etwa um die 1,80 Meter groß, obwohl sich das nicht genau sagen ließ, da er an einem Tisch saß.

Ich wandte mich wieder zu Cynthia. »Der hat doch ein Allerweltsgesicht«, sagte ich.

»Ich muss ihn mir aus der Nähe ansehen«, sagte

Cynthia.

Ehe ich etwas einwenden konnte, war sie auch schon aufgestanden. »Schatz«, brachte ich noch heraus und griff halbherzig nach ihrem Arm, doch dann war sie auch schon an mir vorbei.

»Wo geht Mommy hin?«

»Zur Toilette«, sagte ich.

»Ich muss auch«, sagte Grace, während sie die

Beine vor- und zurückschwang, um ihre neuen Schuhe begutachten zu können.

»Mom geht mit dir, wenn sie zurückkommt«, sagte ich.

Ich beobachtete, wie Cynthia einen weiten Bogen schlug und sich dem Mann aus der entgegengesetzten Richtung

seitlich näherte. Als sie mit ihm auf gleicher Höhe war, stellte sie sich in der Schlange vor dem McDonald's an und musterte ihn unauffällig – den Mann, der ihrer Meinung nach wie ihr Bruder Todd aussah.

Als sie zu uns zurückkam, hatte sie ein Schokoeis in einem

durchsichtigen
Plastikbecher dabei. Ihre
Hand zitterte, als sie das
Eis auf Grace' Tablett
stellte.

»Wow!«, sagte Grace.

Cynthia ging nicht weiter
auf sie ein. Sie sah mich an.

»Er ist es.«

»Cyn.«

»Das ist mein Bruder.«

»Cyn, hör auf. Das ist

nicht Todd.«

»Ich habe ihn mir genau angesehen. Er ist es. So sicher, wie Grace hier sitzt.«

Grace sah von ihrem Eis auf. »Dein Bruder ist hier?«, fragte sie neugierig. »Todd?«

»Sei still und iss dein Eis«, sagte Cynthia.

»Ich weiß, wie er heißt«,

sagte Grace. »Und deine Eltern hießen Clayton und Patricia.«

»Grace!«, fuhr Cynthia sie an.

Ich spürte, wie sich mein Pulsschlag beschleunigte. Mir schwante Böses.

»Ich muss mit ihm reden«, sagte sie.

Bingo.

»Das kannst du nicht

machen«, sagte ich. »Hör zu, das ist er nie im Leben. Ganz ehrlich, wenn dein Bruder hier im Einkaufszentrum chinesisches Essen futtern würde – glaubst du nicht, er hätte sich längst mit dir in Verbindung gesetzt? Außerdem würdest du ihm ebenso ins Auge stechen. Meine Güte, musst du hier

wirklich Inspektor
Clouseau spielen und ihm
beinahe auf die Füße treten?
Es ist einfach irgendein
Typ, der deinem Bruder
entfernt ähnlich sieht.
Wenn du jetzt zu ihm
rübergchst und so tust, als
wäre er Todd, holst du dir
höchstens eine gehörige
Abfuhr.«

»Er geht«, sagte Cynthia.

Ich hörte einen Anflug von Panik aus ihrer Stimme heraus.

Ich fuhr herum. Der Mann war aufgestanden, wischte sich den Mund mit einer Papierserviette, zerknüllte sie und ließ sie auf den Pappteller fallen. Er ließ das Tablett stehen und marschierte in Richtung der Toiletten davon.

»Wer ist Inspektor Kluso?«, fragte Grace.

»Du kannst ihm nicht aufs Klo folgen«, warnte ich Cynthia.

Völlig erstarrt saß sie da und sah dem Mann hinterher, der in dem zu den Waschräumen führenden Gang verschwand. Nun ja, dort würde er auch wieder

herauskommen – weshalb wir in Ruhe abwarten konnten.

Ich ahnte, dass mir nur noch ein paar Sekunden blieben, um Cynthia ihr Vorhaben auszureden, das uns alle in eine ausgesprochen peinliche Situation bringen konnte. »Erinnerst du dich noch daran, was du mir bei

unserem allerersten Treffen erzählt hast? Dass du manchmal wildfremde Leute für deine Eltern oder deinen Bruder hältst?«

»Er kommt bestimmt gleich wieder raus. Außer die Toilette hat noch einen anderen Ausgang.«

»Das glaube ich nicht«, sagte ich. »Ich verstehe dich ja. Deine Reaktion ist völlig

normal. Dein halbes Leben hältst du nun Ausschau nach deinen Eltern und deinem Bruder.« Ich hielt kurz inne. »Vor ein paar Jahren hatte Larry King in seiner Show den Mann zu Gast, dessen Sohn von O.J. Simpson umgebracht worden war. Er erzählte, er hätte auf der Straße einen Wagen gesehen, das gleiche

Modell, das sein Sohn fuhr. Und dann ist er dem Wagen gefolgt, um sich den Fahrer anzusehen – um ganz sicherzugehen, dass nicht sein Sohn am Steuer saß, obwohl er genau wusste, dass er tot war.«

»Wir wissen aber nicht, ob Todd tot ist«, sagte Cynthia.

»Schon klar. Das wollte

ich damit auch nicht andeuten. Ich wollte lediglich sagen, dass ...«

»Da ist er. Er geht zur Rolltreppe.« Abrupt erhob sie sich und marschierte los.

»Verdammte Scheiße!«, sagte ich.

»Daddy!«, sagte Grace entsetzt.

Ich wandte mich zu ihr.
»Du bleibst hier und rührst

dich nicht vom Fleck,
verstanden?« Sie nickte; der
Eislöffel blieb auf halbem
Wege zum Mund stehen.
Ich wandte mich zu der
älteren Dame am
Nebentisch. »Entschuldigen
Sie, könnten Sie einen
Moment auf meine Tochter
aufpassen?«

Dann stand ich auf und
lief hinter Cynthia her. Von

weitem sah ich den Mann, der die Rolltreppe betreten hatte und abwärtsfuhr. Die Restaurantebene war so überfüllt, dass Cynthia im Gewimmel nur langsam vorankam. Als sie die Rolltreppe betrat, befand sich etwa ein halbes Dutzend Leute zwischen ihr und dem Mann, den sie für ihren Bruder hielt, und

noch einmal ein gutes
halbes Dutzend Menschen
zwischen ihr und mir.

Als der Mann die
Rolltreppe verließ und
zügig Richtung Ausgang
marschierte, versuchte
Cynthia sich an einem vor
ihr stehenden Paar
vorbeizudrängeln; es gelang
ihr nicht, weil die beiden
einen Essstuhl für Kinder

dabei hatten, der ihr den Weg versperrte.

Als sie endlich den Fuß der Rolltreppe erreicht hatte, rannte sie hinter dem Mann her, der bereits am Ausgang angelangt war.

»Todd!«, rief sie.

Der Mann reagierte nicht. Er öffnete die erste Glastür, die hinter ihm zuschwang, während er die

zweite öffnete, und ging weiter zum Parkplatz. Ich hatte Cynthia fast eingeholt, als sie die erste Tür aufriss.

»Cynthia!«, sagte ich.

Aber sie schenkte mir nicht mehr Beachtung als der Mann ihr. Sie öffnete die zweite Tür und rief erneut »Todd!«, ohne dass er reagierte. Dann hatte sie

ihn eingeholt und ergriff ihn am Ellbogen.

Er wandte sich um und musterte sie mit irritiertem Blick. Sie war völlig außer Atem und starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

»Pardon?«, fragte er.

»Entschuldigung«, sagte Cynthia und hielt einen Moment inne, um Luft zu

holen. »Aber ich glaube, ich kenne Sie.«

Ich schloss zu ihr auf. Der Mann sah mich an, als wollte er fragen, was zum Teufel hier eigentlich vor sich ging.

»Da täuschen Sie sich«, sagte er zögernd.

»Du bist Todd«, sagte Cynthia.

»Todd?« Er schüttelte

den Kopf. »Sorry, Lady, aber ich weiß wirklich nicht ...«

»Aber ich sehe es doch«, sagte Cynthia. »Du siehst genauso aus wie Vater. Du hast dieselben Augen.«

»Es tut mir leid«, sagte ich. »Meine Frau hält Sie für ihren Bruder. Sie hat ihn seit einer kleinen Ewigkeit nicht mehr gesehen.«

Cynthia funkelte mich an. »Ich bin nicht verrückt«, sagte sie. Sie wandte sich wieder zu dem Mann. »Na gut. Wer sind Sie dann?«

»Lady, ich weiß nicht, was Sie für ein Problem haben, aber behelligen Sie mich nicht damit, okay?«

Ich stellte mich zwischen die beiden und richtete

abermals das Wort an den Mann, wobei ich versuchte, so besonnen wie nur eben möglich zu sprechen. »Glauben Sie mir, ich weiß, es ist ein bisschen viel verlangt, aber ... Wenn Sie uns sagen könnten, wer Sie sind, würde das meine Frau vielleicht ein wenig beruhigen.«

»Das ist doch gaga«,

sagte er. »Warum sollte ich das tun?«

»Du bist es«, sagte Cynthia. »Aber aus irgendeinem Grund willst du es nicht zugeben.«

Ich nahm Cynthia beiseite und sagte: »Lass mich mit ihm reden.« Dann trat ich wieder zu dem Mann. »Die Familie meiner Frau ist vor

fünfundzwanzig Jahren
spurlos verschwunden. Und
Sie sehen ihrem Bruder
ähnlich, das haben Sie ja
selbst gehört. Sie haben
mein volles Verständnis,
wenn Sie ablehnen, aber
wenn Sie uns Ihren
Ausweis oder Ihren
Führerschein zeigen
könnten, würden Sie meiner
Frau wirklich helfen.«

Er musterte mich einen Augenblick. »Ihre Frau braucht professionelle Hilfe, das ist Ihnen hoffentlich klar«, sagte er.

Ich erwiderte nichts.

Schließlich gab er einen Seufzer von sich und zog kopfschüttelnd sein Portemonnaie aus der hinteren Hosentasche, klappte es auf und förderte

eine Plastikkarte zutage.
»Hier«, sagte er.

Es war sein Führerschein, ausgestellt im Staat New York auf den Namen Jeremy Sloan. Als Adresse war Youngstown, New York, angegeben. Direkt daneben prangte ein Lichtbild von ihm.

»Darf ich?«, fragte ich. Er nickte. Ich ging zu

Cynthia und reichte ihr den Führerschein. »Sieh dir das an.«

Zögernd nahm sie den Führerschein zwischen Daumen und Zeigefinger und betrachtete ihn mit tränenverschleiertem Blick. Sie sah das Foto, dann den Mann an. Dann reichte sie ihm den Führerschein zurück.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Es tut mir so leid.«

Der Mann nahm seinen Führerschein, steckte ihn ins Portemonnaie zurück, schüttelte abermals genervt den Kopf, murmelte irgendetwas, von dem ich nur die Worte »völlig irre« verstand, und verschwand Richtung Parkplatz.

»Komm, Cyn«, sagte ich.

»Lass uns Grace holen.«

»Grace?«, entgegnete sie.

»Du hast sie allein gelassen?«

»Alles okay«, sagte ich.

»Die Frau vom Nebentisch passt auf sie auf.«

Cynthia machte abrupt kehrt, hetzte zurück in das Einkaufszentrum und lief die Rolltreppe hinauf. Ich folgte ihr auf dem Fuß, und

wir bahnten uns unseren Weg durch das Labyrinth des voll besetzten Restaurantbereichs, bis wir endlich unseren Tisch erreichten. Drei Tablettts standen dort, unsere Styroporschüsseln mit dem Rest der Suppe, die halb gegessenen Sandwiches und die Überbleibsel von Grace' McDonald's-Menü.

Nur Grace war nicht da.
Ebensowenig die ältere
Dame.

»Verdammt noch mal,
was ...«

»O Gott«, sagte Cynthia.
»Wie konntest du sie nur
allein lassen?«

Am liebsten hätte ich ihr
an den Kopf geworfen, dass
sie die ganze Situation erst
heraufbeschworen hatte,

indem sie wie ein
aufgescuchtes Huhn
losgehetzt war. »Sie muss
hier irgendwo sein«, sagte
ich stattdessen.

»Haben Sie unsere Kleine
gesehen?«, fragte Cynthia
die Leute an den anderen
Tischen, aber wir ernteten
nichts als Kopfschütteln
und ratloses
Schulterzucken. »Ein

achtjähriges Mädchen? Sie hat hier gegessen.«

Ich fühlte mich so hilflos wie noch nie. War es möglich, dass die alte Frau Grace ein weiteres Eis versprochen und sie so weggelockt hatte? Aber dafür war Grace eigentlich zu clever. Sie wusste genau, dass man bei fremden Leuten ...

Ich ließ meinen Blick
durch den
Restaurantbereich
schweifen. Cynthia stand
mitten zwischen den
Tischen und begann laut zu
rufen: »Grace! Grace!«

Im selben Moment hörte
ich eine Stimme hinter mir.
»Hey, Dad.«

Ich fuhr herum.

»Wieso schreit Mom

denn so?«, fragte Grace.

»Herrgott noch mal, wo warst du denn?«, fragte ich.
»Und wo ist die alte Dame abgeblieben?«

»Ihr Handy hat geklingelt und dann ist sie gegangen«, sagte Grace seelenruhig.
»Außerdem musste ich aufs Klo, das habe ich doch gesagt.
Deswegen müsst ihr nicht

gleich so ausflippen.«

Cynthia kam zu uns gelaufen und drückte Grace so fest an sich, dass sie fast erstickte. Ja, ich hatte mich mit Gewissensbissen herumgeschlagen, weil ich Cynthia nicht sofort von den Umschlägen mit dem Geld erzählt hatte – aber jetzt hatte ich definitiv keine mehr.



Schweigend fuhren wir
nach Hause.

Als wir daheim
angekommen waren,
blinkte das Lämpchen am
Anrufbeantworter. Wir
hatten eine Nachricht von
der Deadline-Redaktion.

Es hatte sich jemand
gemeldet. Jemand, der zu

wissen behauptete, was mit Cynthias Familie geschehen war.

Cynthia rief sofort zurück und wartete, bis irgendwer die zuständige Redakteurin aufgestöbert hatte, die gerade Kaffeepause machte. Schließlich aber war sie am Apparat. »Wer hat angerufen?«, fragte Cynthia

atemlos. »Es war doch mein Bruder, nicht wahr?«

Nach wie vor war sie überzeugt davon, dass der Fremde ihr Bruder Todd gewesen war.

Nein, antwortete die Redakteurin. Nicht ihr Bruder. Sondern eine Frau mit parapsychologischen Fähigkeiten. Die ausgesprochen glaubwürdig

klang, jedenfalls soweit sie es beurteilen konnte.

Cynthia legte auf. »Es war eine Hellseherin.«

»Cool!«, platzte Grace heraus.

Na super, dachte ich. Darauf hatte ich nur gewartet.

ELF

»Wir sollten uns wenigstens mal anhören, was sie zu sagen hat«, meinte Cynthia.

Es war am selben Abend; ich saß am Küchentisch und korrigierte Klassenarbeiten. Seit dem Telefonat mit der

Deadline-Redakteurin
kreisten Cynthias
Gedanken ausschließlich
um die Hellseherin. Meine
Begeisterung hielt sich nach
wie vor stark in Grenzen.

Während des
Abendessens hatte ich mich
eher schweigsam gezeigt.
Danach war Grace nach
oben auf ihr Zimmer
gegangen, um

Hausaufgaben zu machen, und Cynthia räumte das benutzte Geschirr in die Spülmaschine.

»Terry, wir müssen darüber reden«, sagte sie schließlich.

»Was gibt's da groß zu reden?«, sagte ich. »Na schön, eine Hellseherin hat beim Sender angerufen. Und das ist ja wohl kaum

besser als der Anruf von diesem Verrückten, der behauptet hat, deine Familie sei durch einen Riss in der Zeit gefallen. Am Ende malt dir diese Tante noch aus, wie deine Eltern jetzt auf einem Brontosaurus reiten oder mit der Karre von Fred Feuerstein durch die Gegend brettern.«

Cynthia drehte sich ganz zu mir um. »Wie kannst du nur so gehässig sein?«

Ich sah von dem grauenhaften Aufsatz über Walt Whitman auf, der vor mir lag. »Was?«

»Wie kannst du nur so hämisch daherreden?«

»Tu ich doch gar nicht.«

»Und ob. Du bist immer noch sauer auf mich. Wegen

der Sache im
Einkaufszentrum heute.«

Ich schwieg. Da war
etwas dran. Auf dem
Nachhauseweg hatten wir
kein Wort miteinander
gewechselt. Ich hätte
Cynthia nur allzu gern ein
paar unschöne Wahrheiten
aufgetischt, ließ es aber
lieber bleiben. Dass ich die
Nase allmählich voll hatte.

Dass das Leben weiterging.
Dass sie sich der Tatsache
stellen musste, dass ihre
Eltern und ihr Bruder auf
Nimmerwiedersehen
verschwunden waren und
sich nichts geändert hatte,
nur weil sich der Tag ihres
Verschwindens zum
fünfundzwanzigsten Mal
jährte oder die Redaktion
einer zweitklassigen News-

Show Interesse an ihrer
Geschichte gezeigt hatte.
Keine Frage, sie hatte einen
furchtbaren Verlust erlebt,
doch inzwischen hatte sie
eine andere, neue Familie,
der sie es schuldig war, im
Hier und Jetzt zu leben,
statt ihren lange
verschollenen Verwandten
bis in alle Ewigkeit
hinterherzutrauern; aller

Wahrscheinlichkeit nach
würden sie sowieso nie
wieder auftauchen.

Aber ich hatte nichts
gesagt. Ich brachte es
einfach nicht über mich.
Trotzdem fühlte ich mich
außerstande, sie irgendwie
zu trösten. Als wir wieder
zu Hause waren, verzog ich
mich ins Wohnzimmer,
machte den Fernseher an

und schaltete von einem Kanal zum anderen, unfähig, mich auf irgendetwas länger als drei Minuten zu konzentrieren. Währenddessen begann C y n t h i a zu putzen, staubzusaugen, das Bad auf Vordermann zu bringen und die Regale in der Speisekammer zu entrümpeln, nur um nicht

mit mir reden zu müssen.
Es herrschte dicke Luft,
aber immerhin war unser
Haus hinterher reif für
Schöner Wohnen.

Ich war genervt. Der
Anruf dieser Hellseherin
bei der Deadline-Redaktion
hatte das Fass zum
Überlaufen gebracht.

»Nein, ich bin nicht
sauer«, sagte ich, während

ich lustlos in dem Stapel Hausarbeiten blätterte, den ich noch korrigieren musste.

»Ich kenne dich genau«, sagte Cynthia. »Klar bist du sauer. Es tut mir leid, was passiert ist. Ich kann mich nur bei dir und Grace entschuldigen, und am liebsten würde ich noch obendrein vor dem armen

Mann zu Kreuze kriechen,
den ich belästigt habe. Mir
ist das alles zutiefst
peinlich. Aber was soll ich
denn deiner Meinung nach
noch tun? Ich bin bereits
alle vierzehn Tage bei Dr.
Kinzler. Soll ich lieber
wöchentlich gehen? Oder
mir irgendwelche
Psychopharmaka
verschreiben lassen, die

mich ruhigstellen und
vielleicht den ganzen
Wahnsinn vergessen lassen?
Würde dich das zufrieden
stellen?«

Ich knallte den Rotstift
auf den Tisch. »Jetzt mach
aber mal halblang, Cyn.«

»Am liebsten wäre es dir
doch, wenn wir uns
trennen, stimmt's?«

»Das ist doch lächerlich.«

»Du erträgst es einfach nicht mehr, und soll ich dir mal was sagen? Ich auch nicht. Mir steht das alles bis oben hin. Glaubst du etwa, mir gefällt es, mich an eine Hellseherin wenden zu müssen? Meinst du, ich wüsste nicht, wie armselig das aussieht, dieser Griff nach dem letzten Strohalm? Aber was

würdest du an meiner Stelle tun? Was, wenn es nicht um meine Eltern und meinen Bruder ginge, sondern um Grace?«

Ich sah sie an. »So was darfst du nicht mal denken.«

»Was, wenn sie eines Tages spurlos verschwinden würde? Und verschwunden bliebe, für Monate, für

Jahre? Ohne dass es auch nur den geringsten Anhaltspunkt gäbe?«

»Hör auf damit«, sagte ich.

»Und eines Tages erhältst du den Anruf einer Frau, die behauptet, sie hätte eine Vision gehabt und wüsste, wo Grace sei. Willst du mir erzählen, du würdest dann einfach auflegen?«

Ich presste die Lippen aufeinander und senkte den Blick.

»Ja, würdest du das tun? Nur um nicht wie ein Idiot dazustehen? Weil es dir so überaus peinlich wäre? Aber was, wenn diese Frau wirklich etwas wüsste, und stünde die Chance nur eins zu einer Million? Was, wenn sie nicht mal

hellseherisch begabt wäre,
sondern tatsächlich etwas
gesehen, es aber
versehentlich als Vision
interpretiert hätte? Und
wenn sie damit eine
entscheidende Information
liefern würde?«

Ich stützte den Kopf in
die Hände, und mein Blick
blieb an folgendem Absatz
hängen: »Mr Whitmans

berühmtestes Werk war
Leaves of Grass. Manche
Leute glauben, in dem Buch
ginge es um Marihuana.
Das stimmt zwar nicht,
aber andererseits mag man
kaum glauben, dass jemand,
der Sachen wie I Sing The
Body Electric geschrieben
hat, nicht wenigstens ab
und zu mal gekifft hat.«



Als mir Lauren Wells am nächsten Tag über den Weg lief, trug sie nicht den gewohnten Trainingsanzug, sondern ein enges schwarzes T-Shirt und Designerjeans. Cynthia hätte sofort gewusst, welche Marke. Wenn wir Fernsehen guckten, wusste

sie auch immer sofort, welche Moderatorin was anhatte. »Oh«, sagte sie dann etwa, »die trägt eine Sevens.«

Ich wusste nicht, ob Lauren eine Sevens trug, aber die Jeans stand ihr ausnehmend gut; die älteren Schüler glotzten ihr allesamt auf den Hintern, als sie mir auf dem Flur

entgegenkam.

»Na, geht's besser heute?«, fragte sie.

Wieso das? Hatte ich etwa bei unserer letzten Begegnung durchblicken lassen, irgendwie nicht auf der Höhe zu sein? Ich konnte mich jedenfalls nicht daran erinnern.

»Alles bestens«, erwiderte ich. »Und wie

geht's dir?«

»So weit alles okay«,
sagte sie. »Obwohl ich
mich gestern um ein Haar
krankgemeldet hätte. Eine
ehemalige

Klassenkameradin hatte vor
ein paar Tagen in Hartford
einen tödlichen Autounfall.
Ich hab's von einer anderen
Freundin per E-Mail
erfahren. Die Nachricht hat

mich unendlich
deprimiert.«

»War es eine enge
Freundin?«, fragte ich.

Ein halbes
Schulterzucken. »Wir
waren in einer
Jahrgangsstufe. Ehrlich
gesagt musste ich kurz
überlegen, als ich ihren
Namen gehört habe. Wir
waren nicht in einer Clique

oder so. Sie saß bloß in ein paar Kursen hinter mir. Aber trotzdem ist es ein Schock, wenn jemand stirbt, den man kannte. Man wird grüblerisch, macht sich alle möglichen Gedanken über sein eigenes Leben.«

»Alle möglichen Gedanken«, wiederholte ich, unschlüssig, ob ich

tatsächlich Mitleid haben sollte. »Tja, schrecklich.« Natürlich bedauerte ich, dass ein Mensch zu Tode gekommen war, aber Lauren verschwendete meine Zeit mit ihrem Lamento über eine Frau, die sie offenbar selbst nicht richtig gekannt hatte.

Kids strömten links und rechts an uns vorbei,

während wir weiter den Gang blockierten.

»Ach ja«, sagte Lauren.
»Wie ist sie eigentlich wirklich?«

»Wer?«

»Paula Malloy«, sagte Lauren. »Ist sie genauso nett, wie sie im Fernsehen wirkt? Ihr Lächeln ist einfach umwerfend.«

»Sie hat einen guten

Zahnarzt«, sagte ich, ergriff sie am Arm und führte sie zur Wand, damit wir nicht weiter im Weg standen.

»Sag mal«, fuhr sie fort. »Du und Mr Carruthers, ihr steht euch ziemlich nahe, nicht wahr?«

»Rolly und ich? Ja, wir kennen uns schon seit Ewigkeiten.«

»Es ist mir peinlich, aber

ich glaube, er hat gestern im Lehrerzimmer gesehen, wie ich etwas in dein Fach gelegt, dann aber wieder herausgenommen habe. Hat er das irgendwie erwähnt?«

»Na ja, er ...«

»Hab ich mir gleich gedacht. Also, wahrscheinlich wäre es besser gewesen, ich hätte die Notiz nicht wieder

herausgeholt, weil du dich dann nicht gefragt hättest, worum es überhaupt ging, und ...«

»Lauren, vergiss es einfach. Alles halb so wild.« Ich wollte es gar nicht so genau wissen; ich hatte schon genug Probleme und war ganz und gar nicht scharf auf zusätzliche Komplikationen.

»Es war nur eine Einladung. Ich dachte, es wäre vielleicht eine nette Abwechslung für Cynthia und dich, mal einen Abend auf einer kleinen Party zu verbringen. Aber dann kam es mir doch irgendwie aufdringlich vor, verstehst du?«

»Sehr taktvoll von dir«, sagte ich. »Vielleicht ein

andermal.«

»Nun ja«, sagte Lauren.
»Hast du heute Abend schon etwas vor? Survivor sind im Einkaufszentrum an der Post Road und signieren ihr neues Album.«

»Das habe ich gar nicht mitbekommen«, sagte ich.

»Ich gehe jedenfalls hin«, sagte sie.

»Sorry, ich muss passen.

Cynthia und ich fahren heute Abend nach New Haven. Wir haben einen Termin bei Deadline. Nichts Großes, nur so eine Art Nachbereitung der ersten Sendung.«

Im selben Moment bereute ich bereits, überhaupt etwas gesagt zu haben. Lauren lächelte. »Oh, dann musst du mir

morgen unbedingt erzählen,
wie es war.«

Ich lächelte zurück und
erwiderte, ich müsse
dringend zur nächsten
Unterrichtsstunde. Und
schüttelte unmerklich den
Kopf, während ich den Flur
hinunterging.



Wir aßen früh zu Abend, um rechtzeitig in New Haven zu sein. Wir hatten eigentlich vorgehabt, einen Babysitter für Grace zu organisieren, aber die Mädchen, die sonst auf sie aufpassten, waren alle bereits verplant.

»Ich kann doch auch allein hierbleiben«, sagte Grace.

»Keine Chance«, sagte ich. »Am besten, du nimmst dir dein Buch über das Universum oder ein paar Hausaufgaben mit.«

»Ich will aber auch hören, was die Frau sagt.«

»Kommt nicht in Frage«, sagte Cynthia, ehe ich dasselbe sagen konnte.

Inzwischen hatte sich mein Unmut gelegt. Das

bevorstehende Treffen mit der Hellseherin machte Cynthia sichtlich nervös. Unter normalen Umständen war es bestimmt amüsant, sich Tarotkarten legen oder die Zukunft voraussagen zu lassen, selbst wenn man nicht an solchen Hokusfokus glaubte. Aber die Umstände waren eben

alles andere als normal.

»Ich soll einen der Schuhkartons mit meinen Erinnerungen mitbringen«, sagte Cynthia.

»Irgendeinen bestimmten?«

»Egal. Die Hellseherin hat gesagt, sie muss ihn nur berühren oder ein paar Sachen in die Hand nehmen, um die

Verbindung zur
Vergangenheit
herzustellen.«

»Aha«, sagte ich. »Und
ein Kamerateam ist sicher
auch dabei.«

Cynthia nickte. »Das
können wir ihnen wohl
schlecht verbieten. Wären
wir nicht im Fernsehen
gewesen, hätte sie sich nie
gemeldet.«

»Weißt du überhaupt, wie sie heißt?«, fragte ich.

»Keisha«, sagte Cynthia.

»Keisha Ceylon.«

»Toller Name.«

»Ich habe im Internet nachgesehen«, sagte

Cynthia. »Sie hat eine eigene Website.«

»Darauf hätte ich gewettet«, sagte ich und lächelte säuerlich.

»Sei bloß nett zu ihr«, sagte Cynthia.

Wir saßen bereits im Wagen, und ich wollte gerade die Einfahrt hinuntersetzen, als Cynthia plötzlich herausplatzte: »O nein! Warte! Ich habe den Karton vergessen!«

Dabei hatte sie ihn extra auf den Küchentisch gestellt, um ihn nicht zu

vergessen.

»Ich geh schon«, sagte ich, doch Cynthia hatte bereits die Schlüssel aus ihrer Handtasche genommen und die Beifahrertür geöffnet.

»Bin sofort zurück«, sagte sie. Ich sah ihr hinterher, wie sie aufschloss, den Schlüssel stecken ließ und ins Haus

ging. Es dauerte und dauerte, jedenfalls blieb sie entschieden länger im Haus, als ich erwartet hätte, doch dann tauchte sie wieder auf, den Schuhkarton unterm Arm. Sie schloss ab und stieg wieder zu uns in den Wagen.

»Was hat denn so lang gedauert?«, fragte ich.

»Ich habe noch eine Beruhigungstablette genommen«, sagte sie.

Im Sendergebäude wurden wir von einem Redakteur empfangen, der die langen Haare zum Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Er führte uns in ein Studio mit einer Couch, zwei Sesseln, ein paar

künstlichen Pflanzen und
einer auf heimelig
getrimmten Kulisse mit
Lattenzaun. Paula Malloy
begrüßte Cynthia wie eine
alte Freundin und knipste
ihr Strahlelächeln an.
Cynthia war eher
zurückhaltend. Neben
Paula stand eine Schwarze
in einem schicken
marineblauen Hosenanzug,

die ich auf Ende vierzig schätzte. Ich fragte mich, ob sie hier die Aufnahmeleiterin war.

»Darf ich Ihnen Keisha Ceylon vorstellen?«, fragte Paula.

Ups. Vermutlich offenbar hatte ich eine Zigeunerin oder eine Frau in knöchellangem Batikkleid erwartet – jedenfalls ganz

bestimmt niemanden, der nach Chefetage aussah.

»Sehr erfreut«, sagte Keisha und schüttelte uns die Hand. Anscheinend hatte sie gewittert, was mir durch den Kopf ging. »Überrascht?«

»Ein bisschen«, sagte ich.

»Und du bist bestimmt Grace«, sagte sie und beugte sich zu unserer

Tochter, um ihr ebenfalls die Hand zu schütteln.

»Hi«, sagte Grace.

»Wo können wir Grace solange unterbringen?«, fragte ich. »Gibt's hier so was wie einen Backstageraum?«

Eine Assistentin eilte herbei, um Grace an eine weitere Assistentin weiterzureichen. Nachdem

Cynthia und Keisha geschminkt worden waren, wurden sie auf der Couch platziert; zwischen ihnen stand der Schuhkarton. Paula nahm ihnen gegenüber in einem der Sessel Platz, während die Kameras geräuschlos in Stellung gebracht wurden. Ich trat zurück ins Studiodunkel, weit genug,

um niemandem im Weg zu stehen, aber ich blieb nahe genug, um alles mitzubekommen.

Paula sprach ein paar einleitende Worte, rekapitulierte kurz die Sendung, die ein paar Wochen vorher gelaufen war. Kein Problem, später die eine oder andere Information

dazuzuschneiden, falls sie etwas vergessen hatte. Dann sagte sie, es hätten sich verblüffende Entwicklungen im Fall der 1982 spurlos verschwundenen Familie Bigge ergeben. Eine Hellseherin habe sich gemeldet, die offenbar imstande sei, Licht ins Dunkel zu bringen.

»Ich hatte die Sendung
gesehen«, sagte Keisha
Ceylon mit ruhiger,
wohltönender Stimme.
»Und auch mit Interesse
verfolgt, aber nicht weiter
darüber nachgedacht. Aber
zwei Wochen später wollte
ich einer Klientin dabei
helfen, mit einer
verstorbenen Verwandten
in Kontakt zu treten, und

irgendwie lief es nicht so wie sonst, so als gäbe es eine Art Störung, wie früher bei diesen Gemeinschaftsanschlüssen, wenn plötzlich ein dritter Teilnehmer in der Leitung war.«

»Das ist ja außergewöhnlich«, sagte Paula beeindruckt. Cynthia lauschte mit unbewegter

Miene.

»Und plötzlich hörte ich eine Frauenstimme. Sie sagte: ›Bitte richten Sie meiner Tochter etwas von mir aus.««

»Wirklich? Und hat die Frau ihren Namen genannt?«

»Ja. Sie sagte, sie heiße Patricia.«

Cynthias Lider zuckten.

»Und was hat sie noch gesagt?«

»Sie bat mich, mit ihrer Tochter Cynthia Kontakt aufzunehmen.«

»Warum?«

»Da bin ich mir nicht ganz sicher. Möglicherweise wollte sie, dass ich mehr erfahre. Daher habe ich Sie auch gebeten« – sie lächelte

Cynthia an –, »ein paar Erinnerungsstücke mitzubringen, damit ich mich ein wenig einfühlen und Verbindung zur Vergangenheit herstellen kann.«

Paula wandte sich an Cynthia. »Sie haben uns etwas mitgebracht, nicht wahr?«

»Ja«, erwiderte Cynthia.

»Diesen Schuhkarton haben Sie ja schon einmal gesehen. Ich bewahre Fotos und alte Zeitungsausschnitte darin auf, alles Mögliche. Ich kann Ihnen die Sachen zeigen, und dann ...«

»Nicht notwendig«, sagte Keisha. »Wenn Sie mir einfach den ganzen Karton geben würden.«

Cynthia reichte ihr die

Schachtel. Keisha bettete sie in ihren Schoß, legte die Hand darauf und schloss die Augen.

»Ich spüre starke Energieströme«, sagte sie.

Jetzt reicht's aber langsam, dachte ich.

»Ich spüre ... Traurigkeit. So viel Traurigkeit.«

»Was spüren Sie noch?«,

fragte Paula.

Keisha runzelte die Stirn.
»Ich spüre ... dass Sie ein
Zeichen erhalten werden.«

»Ein Zeichen?«, sagte
Cynthia. »Was für ein
Zeichen?«

»Ein Zeichen ... das
helfen wird, Ihre Fragen zu
beantworten. Aber mehr
kann ich momentan nicht
sagen.«

»Warum?«, fragte
Cynthia.

»Warum?«, fragte Paula.

Keisha öffnete die
Augen. »Könnten Sie kurz
die Kameras abschalten?«

»Äh, Leute«, sagte Paula.

»Kurze Pause, ja?«

»Okay«, sagte einer der
Kameramänner.

Paula wandte sich wieder
zu Keisha. »Gibt's ein

Problem?«

»Was ist denn los?«, fragte Cynthia besorgt.
»Was wollen Sie denn nicht vor der Kamera sagen? Geht es um meine Mutter? Um das, was sie mir mitteilen wollte?«

»Gewissermaßen«, sagte Keisha. »Nun ja, ehe wir fortfahren, würde ich gern noch die Honorarfrage

klären.«

So lief der Hase also.

»Äh, Keisha«, sagte Paula. »Soweit ich mich erinnere, hatten wir uns darauf geeinigt, dass wir Ihre Spesen übernehmen und gegebenenfalls für die Hotelkosten aufkommen. Von einem Honorar war nie die Rede.«

»So habe ich das aber

ganz und gar nicht
verstanden«, gab Keisha
schroff zurück. »Ich habe
extrem wichtige
Informationen, die ich nur
gegen eine angemessene
finanzielle Gegenleistung
preisgeben werde.«

»Warum erzählen Sie
Cynthia nicht einfach, was
Sie wissen, und wir einigen
uns hinterher?«, schlug

Paula vor.

Ich trat vor und fasste
Cynthia ins Auge.
»Schatz«, sagte ich und wies
mit dem Daumen zur Tür.

Sie nickte frustriert,
entfernte das Mikro von
ihrer Bluse und stand auf.

»Wo wollen Sie hin?«,
fragte Paula.

»Das war's«, sagte ich.
»Wir gehen.«

»Was soll das denn jetzt?«, sagte Keisha aufgebracht. »Lady, wenn die hier nicht zahlen wollen, könnten Sie ja mein Honorar übernehmen.«

»Ich mach mich hier nicht länger zum Affen«, sagte Cynthia.

»Tausend Dollar«, sagte Keisha. »Tausend Dollar, und ich erzähle Ihnen, was

ich von Ihrer Mutter erfahren habe.«

Cynthia kam um die Couch herum. Ich reichte ihr die Hand.

»Okay, siebenhundert«, sagte Keisha, als wir losmarschierten, um Grace zu holen.

»Was ist denn das für eine Nummer?«, sagte Paula zu Keisha. »Sie haben

die Chance, ins Fernsehen zu kommen, Werbung ohne Ende für sich zu machen – und das lassen Sie sich wegen ein paar hundert Dollar entgehen?«

Keisha musterte Paula mit bösem Blick und nahm ihre Frisur in Augenschein. »Wer hat dir denn diese beschissene Tönung verpasst, du Schlampe?«



»Du hattest recht«, sagte
Cynthia auf dem
Nachhauseweg.

Ich schüttelte den Kopf.
»Dein Abgang war erste
Sahne. Diese Keisha hat
geglotzt wie ein Auto, als
du dein Mikro
abgenommen hast.«

Cynthias Lächeln wurde

von den Scheinwerfern eines entgegenkommenden Wagens erfasst. Grace war auf dem Rücksitz eingeschlafen.

»Das war wirklich pure Zeitverschwendung«, sagte Cynthia.

»Nein«, sagte ich. »Du hattest recht. Selbst bei einer Chance von eins zu einer Million muss man

einer solchen Sache nachgehen. Genau das haben wir getan. Und jetzt haken wir das Ganze ab, einverstanden?«

Wir bogen in unsere Einfahrt ein. Ich öffnete die hintere Tür, machte den Gurt los und trug Grace ins Haus. Cynthia ging voraus und machte Licht in der Küche. Ich hatte bereits die

Treppe betreten, um Grace ins Bett zu bringen, als Cynthias Stimme an mein Ohr drang.

»Terry«, sagte sie.

Normalerweise hätte ich »Bin gleich bei dir« oder so etwas Ähnliches erwidert und Grace erst einmal nach oben gebracht, doch irgendetwas an ihrem Tonfall klang überaus

dringlich.

Weshalb ich einen
Moment später die Küche
betrat.

Mitten auf dem
Küchentisch lag ein
schwarzer Männerhut. Ein
alter, abgetragener und matt
glänzender Filzhut.

ZWÖLF

Sie trat auf ihn zu, so nahe wie eben möglich.

»Herrgott noch mal«, flüsterte sie, »hörst du mir überhaupt zu? Ich komme extra hier raus, und du machst dir nicht mal die

Mühe, die Augen offen zu halten. Als hätte ich wegen dir nicht schon genug durchgemacht! Schlafen kannst du den lieben langen Tag, aber nicht, wenn ich mal ein paar Minuten hier bin.

Aber eins sag ich dir: So läuft das nicht. Wann Schluss ist, bestimme ich. Und du erfährst es sowieso

als Erster, verlass dich drauf.«

Er murmelte etwas, was kaum zu verstehen war.

»Was?«, fragte sie, aber dann hatte sie verstanden.

»Ach so, er«, fuhr sie fort.

»Er konnte heute nicht kommen.«

DREIZEHN

Sachte bettete ich Grace auf das Wohnzimmersofa, schob ein Kissen unter ihren Kopf und ging zurück in die Küche.

So wie Cynthia den Filzhut anstarrte, hätte es

sich genauso gut um eine tote Ratte handeln können. Stocksteif stand sie an der Wand und blickte entsetzt auf den Küchentisch.

Der Hut selbst machte mir keine Angst, sehr wohl jedoch der Umstand, wie er dort hingekommen war. »Lass Grace nicht aus den Augen«, sagte ich.

»Sei vorsichtig«, sagte

Cynthia.

Ich ging nach oben, machte Licht und sah in allen Zimmern nach. Ich warf einen Blick ins Bad und ging noch einmal durch alle Zimmer, sah in die Schränke und unter die Betten. Alles war wie immer.

Ich ging wieder hinunter und öffnete die Tür zu

unserem kleinen Keller, der immer noch nicht fertig war. Ich ging bis zum Fuß der Treppe und knipste auch dort das Licht an.

»Siehst du irgendwas?«, rief Cynthia von oben.

Ja. Eine Waschmaschine und einen Trockner, eine Werkbank, auf der jede Menge Krimskrams herumlag, eine Phalanx von

so gut wie leeren
Farbeimern, ein altes
Klappbett. Und das war's
auch schon.

Ich ging wieder nach
oben. »Nichts«, sagte ich.

Cynthia starrte immer
noch den Hut an. »Er war
hier«, sagte sie.

»Wer?«

»Mein Vater. Er war
hier.«

»Cynthia ... Okay, jemand war hier und hat den Hut da auf den Küchentisch gelegt. Aber das bedeutet noch lange nicht, dass es dein Vater war.«

»Es ist sein Hut«, sagte sie, gefasster, als ich erwartet hätte. Ich ging zum Tisch und streckte die Hand aus, um mir den Hut

genauer anzusehen.

»Nicht anfassen!«, platzte sie heraus.

»Der beißt nicht«, sagte ich, hob ihn vorsichtig mit Daumen und Zeigefinger an und drehte ihn dann mit beiden Händen um.

Der Hut war alt, keine Frage. Der Krempe­nrand war abgewetzt, das ehemals weiße Futter dunkel, die

Oberfläche leicht speckig.

»Es ist bloß ein Hut«, sagte ich.

»Sieh mal hinein«, sagte sie. »Damals, bevor er verschwunden ist, musste mein Vater sich ständig neue Hüte kaufen. In Restaurants haben dauernd irgendwelche Leute aus Versehen seinen Hut mitgenommen, und deshalb

hat er schließlich mit schwarzem Filzstift ein »C« auf das Innenband geschrieben. C wie Clayton.«

Mit dem Zeigefinger fuhr ich an der Innenseite entlang und klappte das Innenband heraus. Und da war es, hinten rechts – ein »C«, klar und deutlich erkennbar. Ich drehte den

Hut so, dass Cynthia es sehen konnte.

Sie holte tief Luft. »O Gott.« Zögernd trat sie zu mir und streckte die Hand aus. Ich reichte ihr den Hut, u n d sie ergriff ihn, als handele es sich um ein Artefakt aus der Grabkammer des Tutanchamun. Andächtig hielt sie ihn in Händen, ehe

sie ihn langsam ans Gesicht hob. Einen Augenblick lang dachte ich, sie wolle ihn aufsetzen, doch führte sie ihn lediglich an die Nase und roch daran.

»Das ist sein Hut«, sagte sie.

Es wäre sinnlos gewesen, darüber zu diskutieren. Ich wusste genau, wie stark der Geruchssinn auf das

Erinnerungsvermögen
wirken kann. Ich erinnerte
mich daran, wie ich als
Erwachsener einmal mein
Geburtshaus – ich war vier
gewesen, als meine Eltern
dort ausgezogen waren –
besucht und die neuen
Eigentümer gefragt hatte,
ob ich es mir ansehen
dürfte. Sie ließen mich
bereitwillig ein, und

obwohl mir die Zimmer,
die knarrende vierte Stufe
auf der Treppe zum ersten
Stock und der Blick aus
dem Küchenfenster in den
Garten ausgesprochen
vertraut vorkamen, wurden
meine Erinnerungen erst
richtig geweckt, als ich
mich in den Stauraum unter
der Treppe beugte und mir
der Geruch von feuchtem

Zedernholz in die Nase stieg. Mir wurde beinahe schwindlig, als plötzlich eine Flut von Erinnerungen gleichsam über mich hinwegzubranden schien.

Ich konnte also durchaus nachvollziehen, was in Cynthia vorging. Es war der Geruch ihres Vaters, den sie wahrnahm.

Sie wusste es einfach.

»Er war hier«, sagte sie.
»Hier in der Küche, hier in
unserem Haus. Aber
warum, Terry? Warum war
er hier? Warum hat er das
getan? Warum hat er seinen
Hut liegen lassen, aber
nicht auf mich gewartet?«

»Cynthia.« Ich gab mir
alle Mühe, so ruhig wie
möglich zu bleiben. »Selbst
wenn der Hut von deinem

Vater stammen sollte, heißt das noch lange nicht, dass er ihn selbst hierhergelegt hat.«

»Ohne seinen Hut ist er nie aus dem Haus gegangen. Er hatte ihn immer auf, auch an dem Abend, bevor er, Mom und Todd verschwunden sind. Er hat ihn nicht hier zurückgelassen. Und du

weißt so gut wie ich, was das heißt, oder?«

Ich wartete.

»Es heißt, dass er noch lebt.«

»Das könnte es heißen. Aber nicht unbedingt.«

Cynthia legte den Hut zurück auf den Tisch, griff nach dem Telefon, hielt inne, streckte erneut die Hand aus, zögerte aber von

neuem.

»Die Polizei«, sagte sie.
»Sie könnten
Fingerabdrücke nehmen.«

»Von dem Hut?«, sagte ich. »Wohl kaum, wenn du mich fragst. Außerdem bist du dir ja ohnehin sicher, dass es sein Hut ist – wozu also noch Fingerabdrücke nehmen?«

»Nein«, sagte Cynthia.

»Von der Haustür, meinte ich. Oder vom Tisch. Wenn sie seine Fingerabdrücke finden, heißt das, dass er noch lebt.«

Ich war mir da nicht so sicher, aber ebenfalls dafür, die Polizei zu rufen. Irgendjemand war in unserem Haus gewesen – vielleicht Clayton Bigge, vielleicht ein anderer.

Konnte man von einem Einbruch sprechen, wenn nichts gestohlen oder beschädigt worden war? Wie auch immer, zumindest hatte jemand unbefugt unsere vier Wände betreten.

Ich wählte 911. »Jemand ist in unser Haus eingedrungen«, sagte ich dem Beamten am anderen Ende. »Meine Frau und ich

sind äußerst beunruhigt.
Wir haben eine kleine
Tochter und machen uns
große Sorgen.«

Zehn Minuten später traf
ein Streifenwagen ein. Zwei
uniformierte Beamte, ein
Mann und eine Frau,
überprüften Türen und
Fenster, konnten aber keine
Spuren eines gewaltsamen
Eindringens feststellen.

Grace war inzwischen natürlich aufgewacht und weigerte sich, ins Bett zu gehen. Selbst nachdem wir sie auf ihr Zimmer geschickt und ihr eingeschärft hatten, sich bettfertig zu machen, hockte sie kurz darauf auf dem obersten Treppenabsatz und spähte durch die Geländerstreben

wie ein minderjähriger
Häftling.

»Wurde etwas
gestohlen?«, fragte die
Beamtin. Ihr Partner stand
neben ihr, schob die Mütze
zurück und kratzte sich am
Kopf.

»Nein, jedenfalls nicht
auf den ersten Blick«, sagte
ich. »Ich habe es noch nicht
genau überprüft, aber es

scheint nichts
weggekommen zu sein.«

»Wurde etwas
beschädigt? Haben Sie
Spuren von Vandalismus
festgestellt?«

»Nein«, sagte ich.
»Nichts dergleichen.«

»Sie sollten
Fingerabdrücke nehmen«,
sagte Cynthia.

»Bitte, Ma'am?«, sagte

der männliche Cop.

»Fingerabdrücke nehmen. Machen Sie das nicht bei Einbrüchen?«

»Ma'am, es tut mir leid, aber hier weist nichts auf einen Einbruch hin. So weit scheint doch alles in Ordnung zu sein.«

»Aber jemand hat den Hut hiergelassen. Das beweist doch, dass

eingebrochen wurde. Die Haustür war abgeschlossen, so wie sonst auch, wenn wir das Haus verlassen.«

»Sie behaupten also«, sagte der Polizist, »dass in Ihrer Abwesenheit hier eingebrochen, aber nichts entwendet oder beschädigt wurde, richtig? Dass der sogenannte Einbrecher lediglich diesen Hut

zurückgelassen hat?«

Cynthia nickte.

»Es wird schwierig, die Spurensicherung einzuschalten«, sagte die Beamtin. »Es gibt keinerlei Indizien für eine Straftat.«

»Wahrscheinlich handelt es sich bloß um einen Streich«, sagte ihr Partner. »Möglich, dass sich ein Bekannter von Ihnen einen

kleinen Spaß erlaubt hat.«

Toller Spaß, dachte ich.
Ich lach mich tot.

»Das Türschloss ist
jedenfalls nicht manipuliert
worden«, sagte er.

»Vielleicht hat den Hut
jemand vorbeigebracht,
weil er dachte, dass er
Ihnen gehört. Ein
Bekannter, dem Sie Ihren
Schlüssel gegeben haben.«

»Können Sie unser Haus überwachen?«, fragte Cynthia. »Nur für den Fall, dass derjenige nochmals versuchen sollte, unser Haus zu betreten? Es darf ihm aber nichts passieren. Ich will nur wissen, wer es ist.«

»Cyn«, sagte ich.

»Ich bedaure, Ma'am, aber für einen derartigen

Einsatz besteht kein
Anlass«, sagte die Beamtin.
»Nicht ohne
schwerwiegende Gründe.
Aber geben Sie uns
umgehend Bescheid, falls
sich weitere Probleme
ergeben sollten.«

Damit entschuldigten sie
sich. Und lachten sich in
ihrem Streifenwagen
wahrscheinlich scheckig

über uns. Den
Polizeibericht konnte ich
mir lebhaft vorstellen.
Grund des Einsatzes:
Meldung eines
merkwürdigen Huts. Auf
dem Revier würden sie sich
grölend auf die Schenkel
schlagen.

Als die Streifenbeamten
weg waren, setzten wir uns
an den Küchentisch. Keiner

von uns sprach ein Wort.

Plötzlich stand Grace in der Küchentür. Sie zeigte auf den Hut. »Darf ich den aufsetzen?«

Cynthia nahm den Hut an sich. »Nein.«

»Geh ins Bett, Süße«, sagte ich, und sie trollte sich ohne Widerworte. Cynthia hingegen ließ den Hut nicht mehr los, bis wir

endlich selbst zu Bett
gingen.

Und während ich neben
ihr lag und wieder einmal
schlaflos an die
Zimmerdecke starrte,
musste ich daran denken,
wie Cynthia in letzter
Sekunde vor unserem
desaströsen Treffen mit der
Hellseherin noch einmal ins
Haus geeilt war, weil sie

den Schuhkarton mit ihren Erinnerungsstücken vergessen hatte.

Ich musste daran denken, wie sie in Windeseile aus dem Wagen gestiegen war, obwohl ich ihr extra angeboten hatte, den Karton für sie zu holen.

Und sie war ziemlich lange im Haus geblieben, lange genug, um den Hut

auf dem Küchentisch zu platzieren. Sie hatte gesagt, sie hätte noch eine Tablette genommen.

Nein, sagte ich mir wieder und wieder, während ich zu meiner schlafenden Frau hinübersah. Das war nicht möglich.

Nein. Das war einfach nicht möglich.

VIERZEHN

Ich steckte den Kopf in Rolly Carruthers' Büro. »Ich habe Freistunde. Hast du 'ne Minute Zeit für mich?«

Rolly besah sich die Stapel auf seinem

Schreibtisch. Berichte,
Evaluationen,
Budgetkalkulationen. Er
ertrank in Papierkram. »Mit
einer Minute kann ich dir
leider nicht dienen. Aber
ein Stündchen könnte ich
durchaus erübrigen.«

»Klingt genau richtig.«

»Hast du schon Mittag
gemacht?«

»Nein.«

»Dann lass uns im
›Stonebridge‹ essen. Du
fährst. Sonst rase ich
womöglich noch vor den
nächsten Baum.
Vorsätzlich.« Er streifte
sich seine Jacke über und
gab seiner Sekretärin
Bescheid, er sei jetzt beim
Lunch, aber über sein
Handy erreichbar, falls die
Schule plötzlich in

Flammen stünde. »Dann weiß ich wenigstens, dass ich mir den Rückweg sparen kann«, sagte er.

Die Sekretärin entgegnete, sie habe den Schulrat in der Leitung, worauf Rolly mir bedeutete, ich solle kurz auf ihn warten, es würde nicht lange dauern. Als ich vor die Tür trat, stieß ich mit

Jane Scavullo zusammen,
die wie ein geölter Blitz
über den Flur fegte –
womöglich um einem
anderen Mädchen mal
wieder ordentlich die
Fresse zu polieren.

Die Bücher, die sie
dabei hatte, polterten zu
Boden. »Verdammte
Scheiße!«, platzte sie
heraus.

»Sorry«, sagte ich und kniete mich hin, um ihr beim Aufsammeln zu helfen.

»Nicht nötig«, gab sie zurück und beeilte sich, die Bücher aufzuklauben, ehe ich ihr zuvorkam. Aber sie war nicht schnell genug. Ich hielt bereits *Bad Girls* in der Hand, das Buch von Joyce Carol Oates, das ich

ihr kürzlich empfohlen hatte.

Sie wand es mir aus der Hand und steckte es zu den anderen. »Und?«, fragte ich. »Gefällt's dir?«

»Ich find's gut«, sagte Jane. »Die Mädchen in dem Buch sind echt total abgefuckt. Wieso meinten Sie, ich sollte das Buch lesen? Glauben Sie, ich bin

genauso kaputt?«

»So kaputt sind die Mädchen in dem Buch nun auch wieder nicht«, sagte ich. »Und nein, ich glaube nicht, dass du so bist wie sie. Ich habe mir bloß gedacht, das Buch könnte dir gefallen.«

Sie ließ eine Kaugummiblaste platzen.
»Kann ich Sie mal was

fragen?«

»Klar.«

»Warum interessiert Sie das eigentlich?«

»Was?«

»Na ja, was für Bücher ich lese. Und meine Aufsätze und so.«

»Glaubst du, ich bin bloß wegen der vielen Kohle Lehrer geworden?«

Um ein Haar hätte sie

gelächelt, bremste sich aber.
»Ich muss los«, sagte sie
und ließ mich einfach
stehen.

Als Rolly und ich ins
»Stonebridge« kamen, war
d e r große Mittagsansturm
bereits vorbei. Er bestellte
einen Shrimpscocktail und
ein Bier, ich eine
Muschelsuppe mit Brot und
einen Kaffee.

Rolly erzählte, er und seine Frau hätten sich entschlossen, ihr Haus baldmöglichst zu verkaufen; der Caravan war zwar auch nicht ganz preiswert, aber es würde genug übrig bleiben, um ein sorgenfreies Leben führen zu können. Das Geld konnten sie sparen oder investieren, und ein Boot

konnten sie sich ebenfalls problemlos leisten – er träumte mit offenen Augen vom Fischen auf dem Manatee River. Es war fast so, als hätte er seinen Beruf als Schuldirektor bereits an den Nagel gehängt.

»Ich muss mit dir reden«, sagte ich.

Rolly nahm einen Schluck von seinem Bier.

»Wegen Lauren Wells?«

»Quatsch«, sagte ich
verblüfft. »Wie kommst du
denn darauf?«

Er zuckte mit den
Schultern. »Ich habe
gesehen, wie du auf dem
Flur mit ihr geredet hast.«

»Die Frau ist eine echte
Nervensäge«, sagte ich.

Rolly lächelte. »Eine
ziemlich gut gebaute

Nervensäge.«

»Ich habe keine Ahnung, was sie will. Anscheinend hält sie Cyn und mich für so was wie Promis. Bevor wir im Fernsehen waren, hat Lauren so gut wie nie mit mir gesprochen.«

»Gibst du mir ein Autogramm?«, sagte Rolly.

»Haben wir gelacht«, sagte ich. Ich hielt kurz

inne, um ihm zu signalisieren, dass ich die Gangart wechselte. »Für Cyn warst du immer so etwas wie ein Onkel. Du hast dich rührend um sie gekümmert. Und nicht zuletzt hast du ja auch immer ein offenes Ohr für meine Wenigkeit.«

»Komm schon, Terry. Was ist los?«

»Ich frage mich, ob Cynthia allmählich verrückt wird«, sagte ich.

Rolly stellte das Glas zurück auf den Tisch und leckte sich über die Lippen.

»Geht ihr nicht sowieso schon zu einer Therapeutin?«

»Ja, zu Dr. Kinzler. Alle zwei Wochen.«

»Hast du mal mit ihr

darüber geredet?«

»Nein. Das Ganze ist ziemlich verzwickt. Nun gut, manchmal spricht sie getrennt mit uns, und da könnte ich schon damit herausrücken. Ich kann es bloß nicht an einer bestimmten Sache festmachen. Es sind lauter Kleinigkeiten, die sich summieren.«

»Zum Beispiel?«

Ich weihte ihn ein,
erzählte ihm von dem
braunen Wagen, der
Cynthia in Angst und
Schrecken versetzt hatte.
Von dem anonymen Anruf,
den sie aber versehentlich
aus dem Anrufprotokoll
gelöscht hatte. Dem Mann
im Einkaufszentrum, den
sie für ihren Bruder

gehalten hatte. Dem Hut, der abends plötzlich auf dem Küchentisch gelegen hatte.

»Was?«, sagte Rolly.
»Claytons Hut?«

»Ja«, sagte ich. »Sieht so aus. Gut, es wäre möglich, dass sie ihn all die Jahre irgendwo aufbewahrt hat. Aber der Hut ist echt, wenn du mich fragst. Unter dem

Innenband steht seine
Initiale. Ein C.«

Rolly überlegte. »Das
könnte sie auch selbst
hineingeschrieben haben.«

So weit hatte ich noch gar
nicht gedacht. Aber er hatte
recht.

»Außerdem könnte sie
den Hut ebenso gut in
irgendeinem
Secondhandladen gekauft

haben.«

»Cyn hat an dem Hut gerochen«, sagte ich. »Sie war ganz sicher, dass er ihrem Vater gehört.«

Rolly musterte mich, als sei ich ein bisschen schwer von Begriff. »Da hättest du auch selbst dran riechen können. Das beweist doch gar nichts.«

»Stimmt, sie könnte sich

all das tatsächlich
ausgedacht haben«, sagte
ich. »Trotzdem, wie
komme ich überhaupt dazu,
sie derart zu verdächtigen?«

»Als psychisch instabil
habe ich Cynthia noch nie
wahrgenommen«, sagte
Rolly. »Klar, unter Stress
ist jeder mal durch den
Wind. Aber dass sie
plötzlich

Wahnvorstellungen hat,
scheint mir doch ein
bisschen weit hergeholt.«

»Ja«, sagte ich. »Das passt
absolut nicht zu ihr.«

»Und warum sollte sie
sich diese Dinge
ausdenken? Warum sollte
sie vortäuschen, sie hätte
einen anonymen Anruf
erhalten? Dafür müsste es
ja einen Grund geben.«

»Ich weiß es nicht.« Ich überlegte. »Vielleicht um Aufmerksamkeit zu erregen? Damit die Polizei sich erneut mit dem Fall beschäftigt?«

»Aber warum ausgerechnet jetzt?«, sagte Rolly. »Warum hätte sie all die Jahre warten sollen?«

Darauf hatte ich überhaupt keine Antwort.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung. Ich wünschte nur, es wäre endlich Schluss damit ... auch wenn sich herausstellen sollte, dass sie alle tot sind.«

»Du willst endlich deine Ruhe«, sagte Rolly.

»So würde ich es nicht ausdrücken«, sagte ich.
»Aber im Prinzip schon.«

»Und vergiss eins nicht«, sagte Rolly. »Sollte dein Verdacht nicht zutreffen, dann war tatsächlich jemand in eurem Haus. Womit im Übrigen noch lange nicht gesagt ist, dass es Cynthias Vater war.«

»Ja.« Vor meinem inneren Auge sah ich einen Fremden verstohlen durch unser Haus streifen. »Aber

wir achten immer genau darauf, ob wir auch abgeschlossen haben, wenn wir das Haus verlassen. Und das haben wir definitiv getan, bevor wir uns mit dieser Null von Hellseherin getroffen haben.«

Rolly neigte den Kopf zur Seite.

»Was für ein Schwachsinn«, sagte ich.

»Tja, wahrscheinlich ist es am besten, ich lasse überall Sicherheitsschlösser anbringen.«

»Und lass die Kellerfenster vergittern«, sagte Rolly. »Da steigen die meisten ein, vor allem Kids.«

Ich schwieg eine Weile. Das Wichtigste hatte ich noch nicht aufs Tapet

gebracht. Schließlich sagte ich: »Da ist noch was.«

»Was?«

»Cyns Nervenkostüm ist momentan so dünn, dass ich ihr Dinge verschweige.«

Rolly zog eine Augenbraue hoch.

»Es geht um Tess«, sagte ich.

Rolly nippte an seinem Bier. »Was ist mit ihr?«

»Erstens geht es ihr nicht gut. Offenbar ist sie todkrank.«

»Verdammt«, sagte Rolly. »Was hat sie denn?«

»Das hat sie nicht genau gesagt. Wahrscheinlich Krebs. Dabei sieht sie gar nicht schlecht aus, nur ein bisschen abgespannt. Aber es besteht keine Aussicht auf Besserung, so wie ich

sie verstanden habe.«

»Das wird Cynthia schwer treffen. Tess ist ihre nächste Verwandte.«

»Ich weiß. Und ich finde, Tess sollte es ihr selbst sagen. Ich kann es nicht und ich will es auch nicht. Außerdem wird sie ihren Zustand ohnehin nicht lange verheimlichen können.«

»Und worum geht's noch?«

»Wieso?«

»Du hast ›erstens‹ gesagt. Und zweitens?«

Ich zögerte. Einerseits war ich nicht sicher, ob ich Rolly wirklich von den Umschlägen mit dem Geld erzählen sollte, andererseits benötigte ich aber einen Ratschlag, wie ich es

Cynthia beibringen sollte.

»Tess hat jahrelang Geld erhalten.«

Rolly stellte das Bierglas auf den Tisch. »Was meinst du damit?«

»Jemand hat ihr Briefumschläge mit Bargeld zugespielt. Einmal war eine Nachricht dabei, das Geld sei für Cynthias Ausbildung. Die Beträge

waren mal höher, mal niedriger, aber insgesamt beläuft sich die Summe auf über 40 000 Dollar.«

»Unfassbar!«, sagte Rolly. »Und das hat sie nie zuvor erwähnt?«

»Nein.«

»Von wem war das Geld?«

Ich hob die Schultern.
»Genau das ist ja der Punkt.

Tess weiß es nicht. Sie meint, dass man die Umschläge vielleicht auf Fingerabdrücke oder DNA-Spuren untersuchen könnte, aber ich bezweifle, dass dabei etwas herauskommt. Na ja, jedenfalls glaubt Tess, dass die Sache mit dem Geld etwas mit dem Verschwinden von

Cynthias Familie zu tun hat. Von wem sollte das Geld auch sonst stammen, wenn nicht von ihrer Familie oder jemandem, der sich für das Schicksal ihrer Familie verantwortlich fühlt?«

»Du liebe Güte«, sagte Rolly. »Das ist ja ein dicker Hund. Und Cynthia hat keine Ahnung davon?«

»Nicht die geringste.
Aber sie sollte davon
wissen, findest du nicht
auch?«

»Ja, sicher.« Er hob das
Glas zum Mund, trank sein
Bier aus und bedeutete der
Kellnerin, ihm ein neues zu
bringen. »Im Prinzip
schon.«

»Was meinst du damit?«

»Na ja, ich sehe die Sache

so ähnlich wie du. Okay, du erzählst ihr von der Sache. Aber was dann?«

Ich rührte mit dem Löffel in meiner Muschelsuppe. Irgendwie war mir der Appetit vergangen. »Genau. Es gibt keine Antworten, nur neue Fragen.«

»Und selbst wenn damals noch jemand aus ihrer Familie lebte, heißt das

noch lange nicht, dass er
oder sie immer noch am
Leben ist. Bis wann hat
Tess denn Geld erhalten?«

»Bis Cyn ihr Studium
abgeschlossen hatte«, sagte
ich.

»Wie lange ist das her?
Zwanzig Jahre?«

»Nicht ganz.«

Nachdenklich schüttelte
Rolly den Kopf. »Beim

besten Willen, mein Lieber,
ich weiß wirklich nicht,
was ich dir raten soll. Nun
ja, ich wüsste schon, wie ich
an deiner Stelle handeln
würde, aber du musst das
wohl selbst entscheiden,
fürchte ich.«

»Komm schon«,
erwiderte ich. »Was
würdest du tun?«

Er presste die Lippen

zusammen und beugte sich zu mir. »Ich würde mit der Sache hinter dem Berg halten.«

Damit hatte ich nicht gerechnet. »Wirklich?«

»Vorläufig zumindest. Du würdest Cynthia nur belasten. Sie wird unweigerlich denken, dass sie damals etwas hätte unternehmen können, hätte

sie von dem Geld gewusst.
Sie wird denken, dass sie
womöglich ihre Eltern
hätte wiederfinden können.
Und ob das jetzt noch
möglich wäre, steht ja in
den Sternen.«

Ich dachte darüber nach.
Er hatte recht, fand ich.

»Außerdem wird
Cynthia stocksauer auf Tess
sein«, fuhr Rolly nach einer

kurzen Pause fort. »Gerade jetzt, da Tess mit Gesundheitsproblemen kämpft und auf ihre Unterstützung angewiesen ist.«

»Daran hatte ich noch gar nicht gedacht.«

»Sie wird sich betrogen fühlen. Sie wird Tess vorwerfen, sie hinter das Licht geführt, ihr etwas derart

Wichtiges vorenthalten zu haben. Sie hatte ein Recht darauf, davon zu erfahren – hat es immer noch, keine Frage. Tja, aber jetzt lässt sich das Ganze nicht mehr rückgängig machen.«

Ich nickte, hielt dann aber inne. »Aber wenn ich ihr jetzt nichts davon erzähle, hintergehe ich sie doch genauso.«

Rolly musterte mich
eingehend und lächelte.
»Genau deshalb möchte ich
nicht in deiner Haut
stecken, mein Lieber.«



Als ich zu Hause ankam,
stand Cynthias Wagen in
der Einfahrt, am
Bürgersteig parkte aber

noch ein anderes Auto – ein silberner Toyota, jene Art von anonymem Fahrzeug, das man im Vorübergehen wahrnimmt und einen Moment später wieder vergessen hat.

Als ich ins Haus trat, sah ich Cynthia durch die offene Wohnzimmertür. Sie saß auf der Couch, gegenüber von einem

kleinen, gedrungeenen, fast kahlköpfigen Mann mit olivfarbenem Teint. Beide erhoben sich, als sie mich bemerkten.

»Hallo, Schatz«, sagte Cynthia mit gezwungenem Lächeln.

»Liebling.« Ich wandte mich dem Unbekannten zu und streckte meine Rechte aus, die er mit festem Griff

schüttelte.

»Mr Archer«, sagte er mit sonorer, fast honigsüßer Stimme.

»Das ist Mr Abagnall«, sagte Cynthia. »Er ist Privatdetektiv. Er wird für uns herausfinden, was mit meiner Familie passiert ist.«

FÜNFZEHN

»Denton Abagnall«, sagte der Detektiv. »Ihre Frau hat mir schon eine Menge erklärt, aber ich würde mich freuen, wenn Sie mir ebenfalls ein paar Fragen beantworten könnten.«

»Kein Problem«, sagte ich, bedeutete ihm mit erhobenem Finger, eine Sekunde zu warten, und wandte mich zu Cynthia. »Kann ich mal kurz mit dir reden?«

Sie warf dem Privatdetektiv einen verlegenen Blick zu. »Würden Sie uns eine Minute entschuldigen?«

Er nickte. Ich ergriff Cynthia am Arm und führte sie nach draußen vor die Haustür. Unser Haus ist so klein, dass Abagnall unsere Unterredung garantiert mitbekommen hätte, wenn wir in die Küche gegangen wären.

»Was ist denn hier los?«, fragte ich.

»Ich habe das Warten

satt«, sagte Cynthia. »Ich mache das nicht länger mit, das ewige Herumsitzen und Däumchendrehen. Es wird Zeit, dass endlich mal was passiert.«

»Was erwartest du denn?«, fragte ich.

»Cynthia, die Spur ist eiskalt. Das Ganze ist fünfundzwanzig Jahre her.«

»Na, danke«, sagte sie.

»Fast hätte ich's vergessen.«

Ich verdrehte die Augen.

»Das mit dem Hut ist
jedenfalls nicht vor
fünfundzwanzig Jahren
passiert«, sagte sie.

»Sondern diese Woche.
Und der anonyme Anruf ist
ebenfalls keine
fünfundzwanzig Jahre her.«

»Schatz«, sagte ich.

»Selbst wenn ich es für eine

gute Idee halten würde, einen privaten Ermittler einzuschalten, bleibt immer noch die Frage, ob wir uns das leisten können. Was kostet er überhaupt?«

Sie nannte mir seinen Tagessatz. »Und dazu kommen dann noch die Spesen«, sagte sie.

»Okay, und wie lange soll er ermitteln?«, fragte

ich. »Eine Woche? Einen Monat? Ein halbes Jahr? Womöglich beschäftigt er sich ein ganzes Jahr damit, ohne auch nur das Geringste herauszufinden.«

»Wir könnten mit der Hypothekenzahlung aussetzen«, sagte Cynthia. »Weißt du noch, der Brief vom letzten Jahr, in dem drinstand, dass man mit der

Zahlung zwischendurch aussetzen kann, wenn man sich zu Weihnachten etwas Besonderes leisten will? Und das könnte doch dieses Jahr mein Weihnachtsgeschenk sein.«

Ich sah zu Boden und schüttelte den Kopf. Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte.

»Was ist nur los mit dir,

Terry?«, fragte Cynthia.
»Ich habe dich nicht zuletzt deshalb geheiratet, weil ich wusste, dass du immer zu mir stehen würdest. Und lange Zeit hast du das auch getan. Aber allmählich kommt es mir vor, als wärst du nicht mehr derselbe Mensch. Vielleicht hast du es ja einfach satt, ewig Verständnis zu heucheln.

Vielleicht glaubst du mir ja auch einfach nichts mehr.«

»Cynthia, ich ...«

»Vielleicht habe ich mich auch deshalb entschlossen, es mit einem Privatdetektiv zu versuchen. Weil er nicht über mich urteilt. Weil er mich nicht für eine Verrückte hält.«

»Ich habe nie gesagt, dass du ...«

»Das brauchst du auch gar nicht«, sagte Cynthia. »Ich habe es an deinem Blick gesehen. Als ich im Einkaufszentrum plötzlich meinte, ich hätte meinen Bruder gesehen. Du hast gedacht, ich hätte den Verstand verloren. Na, ist es das, was du Rolly bei euren Treffs erzählst? Dass deine Frau nicht mehr alle

Tassen im Schrank hat?«

»O Gott«, sagte ich.
»Dann zieh eben deine
Nummer mit dem
verdammten Detektiv
durch.«

Ihre Ohrfeige traf mich
aus heiterem Himmel. Und
Cynthia hatte wohl auch
gar nicht vorgehabt, mich
zu ohrfeigen. Es passierte
einfach, ein Wutausbruch,

der mich wie ein Donnerschlag traf. Ein paar Sekunden lang waren wir beide sprachlos. Cynthia sah mich bestürzt an, hielt die Hände erschrocken vor den offenen Mund.

»Gut, dass es nicht deine Rückhand war«, sagte ich schließlich. »Sonst wäre ich wahrscheinlich zu Boden gegangen.«

»Terry«, sagte sie. »Das wollte ich nicht. Ich habe die Nerven verloren.«

Ich zog sie eng an mich. »Es tut mir leid«, flüsterte ich ihr ins Ohr. »Ich bin für dich da, wann immer du mich brauchst.«

Sie umarmte mich und presste den Kopf an meine Brust. Ich hatte das dumpfe Gefühl, dass wir unser Geld

zum Fenster hinauswerfen würden. Doch selbst wenn Denton Abagnall nichts herausfand, musste Cynthia vielleicht einfach so handeln. Vielleicht hatte sie recht. Es war eine Möglichkeit, das ganze Kuddelmuddel in den Griff zu bekommen.

Zumindest vorübergehend. Solange wir

es uns leisten konnten. Ich überlegte kurz. Wenn wir einmal mit der Hypothekenrate aussetzten und unser Videotheken-Budget für die nächsten Monate drastisch kürzten, konnten wir uns seine Dienste für etwa eine Woche leisten.

»Okay, einverstanden«, sagte ich. Sie drückte mich

noch ein wenig fester an sich.

»Wenn er nicht bald etwas herausfindet«, sagte sie, »blasen wir das Ganze ab.«

»Was weißt du über den Typ?«, fragte ich. »Ist er zuverlässig? Diskret?«

Cynthia machte sich von mir los und schniefte. Ich griff in die Hosentasche

und reichte ihr mein Taschentuch; sie tupfte sich die Augen ab und schnäuzte sich. »Ich habe bei Deadline angerufen. Die zuständige Redakteurin war so klein mit Hut, weil sie erst dachte, ich wollte ihr wegen der Hellseherin die Hölle heißmachen. Ich habe sie gefragt, ob sie manchmal Privatdetektive

beschäftigen, und schließlich hat sie mir seinen Namen genannt. Sie haben zwar noch nie mit ihm zusammengearbeitet, aber schon mal eine Sendung über ihn gemacht. Die Redakteurin meinte, er gelte als erstklassiger Ermittler.«

»Dann lass uns mit ihm reden«, sagte ich.

Abagnall saß auf der Couch und besah sich die Erinnerungsstücke in Cynthias Schuhkartons, erhob sich aber, als wir wieder hereinkamen. Ich merkte, wie sein Blick auf meiner geröteten Wange verweilte, aber er ließ sich nichts anmerken.

»Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus, dass ich

mir die Sachen hier
angesehen habe«, sagte er.
»Ich würde mich gern
eingehender damit
beschäftigen –
vorausgesetzt, dass Sie
meine Dienste in Anspruch
nehmen wollen.«

»Das wollen wir«, sagte
ich. »Wir möchten, dass Sie
herausfinden, was mit
Cynthias Familie passiert

ist.«



»Ich will Ihnen keine falschen Hoffnungen machen«, sagte Denton Abagnall. Er sprach langsam und überlegt, machte sich zwischendurch Notizen. »Die Spur ist eiskalt. Ich werde mir auf

jeden Fall den
Polizeibericht ansehen und
versuchen, jemanden
aufzutreiben, der damals
mit dem Fall befasst war,
aber Sie sollten nicht zu viel
erwarten.«

Cynthia nickte ernst.

Er wies auf die
Schuhkartons. »Tja, auf
Anhieb ist mir leider nichts
ins Auge gefallen, was uns

irgendwie weiterbringen könnte. Ich würde die Sachen trotzdem gern mitnehmen – vielleicht stoße ich ja doch noch auf etwas.«

»Kein Problem«, sagte Cynthia. »Solange ich alles wiederbekomme.«

»Selbstverständlich.«

»Was ist mit dem Hut?«, fragte sie.

Der Hut befand sich neben ihm auf dem Sofa. Er hatte ihn bereits inspiziert.

»Zuallererst sollten Sie sich um Ihre eigene Sicherheit kümmern und neue Schlösser installieren lassen.«

»Daran hatte ich auch schon gedacht«, sagte ich.

»Fest steht jedenfalls, dass hier jemand

eingedrungen ist, ob es nun
Ihr Vater war oder nicht.
Sie haben eine kleine
Tochter. Allein deshalb
liegt es in Ihrem Interesse,
Ihr Anwesen so gut wie
möglich zu sichern. Ich
kann Ihnen jemanden
empfehlen, wenn Sie
wollen. Im Übrigen lässt
sich natürlich feststellen, ob
der Hut Ihrem Vater

gehört.« Er hielt kurz inne und fuhr in leisem, betont ruhigem Tonfall fort: »Ich könnte in einem Labor einen DNA-Test machen lassen. Härchen, Schweißspuren, irgendetwas finden sie sicher. Aber billig wird das nicht, und ich bräuchte dann noch eine DNA-Probe von Ihnen. Sollten

Ihre DNA und die in dem Hut weitgehend übereinstimmen, wüssten wir trotzdem nicht viel mehr als jetzt. Gibt es aber keine Übereinstimmung, haben wir keinen Anhaltspunkt, wer den Hut getragen haben könnte.«

Ein echter Profi. Ich sah an Cynthias Gesichtsausdruck, dass sie

hin und weg war.

»Dann sollten wir uns das fürs Erste sparen«, sagte ich.

Abagnall nickte. »Das sehe ich genauso.« Sein Handy klingelte. Er zog es aus der Jackentasche. »Entschuldigen Sie mich bitte einen Moment.«

Er klappte das Handy auf, warf einen Blick auf

das Display und ging dran.
»Ja, Schatz?« Er lauschte
und nickte. »Oh, herrlich.«
Er lächelte. »Aber mach's
n i c h t zu scharf. Okay.
Dann bis später.« Er
klappte das Handy zu und
steckte es wieder ein.
»Meine Frau«, sagte er. »Sie
wollte mir nur eben sagen,
was es zum Abendessen
gibt.«

Cynthia und ich
wechselten einen kurzen
Blick.

»Linguine mit Shrimps in
Pfeffersauce«, sagte er. »Da
läuft einem doch das
Wasser im Munde
zusammen. Wie auch
immer, Mrs Archer, ich
bräuchte dann noch ein
Foto von Ihrem Vater. Die
Bilder von Ihrer Mutter

und Ihrem Bruder haben Sie mir ja bereits gegeben, aber ich benötige natürlich auch sein Foto.«

»Ich habe keins«, sagte sie.

»Ich hake mal bei der Kfz-Zulassungsstelle nach«, sagte er. »Ich bin mir zwar nicht sicher, wie lange die Dokumente dort archiviert werden, aber vielleicht

haben sie ja ein Lichtbild.
Sagen Sie, welche Route
hatte Ihr Vater denn
überhaupt auf seinen
Geschäftsreisen?«

»Sein Reisegebiet ging bis
hinauf nach Chicago«, sagte
Cynthia. »Er war Vertreter.
Für Schmierstoffe und
Zubehör für
Autowerkstätten.«

»Seine genaue Route

kannten Sie nicht?«

Sie schüttelte den Kopf.
»Ich war noch ein Kind. Ich habe gar nicht richtig verstanden, was er überhaupt machte, außer dass er viel unterwegs war. Einmal hat er mir ein paar Schnappschüsse vom Wrigley Building in Chicago gezeigt. Eins der Bilder ist unter meinen

Erinnerungsstücken, glaube ich.«

Abagnall nickte, schloss sein Notizbuch und steckte es ein, ehe er uns beiden je eine Visitenkarte überreichte. Er nahm die Schuhkartons und erhob sich. »Ich setze mich sobald wie möglich wieder mit Ihnen in Verbindung und gebe Bescheid, wie ich

vorankomme. Wie wäre es, wenn Sie mich für drei Tage im Voraus bezahlen? Ich glaube zwar nicht, dass ich in der Zeit alle Antworten auf Ihre Fragen finden kann, aber sicher kann ich Ihnen sagen, ob es sich überhaupt lohnt, diesen Fragen nachzugehen.«

Cynthia holte ihre Handtasche, nahm ihr

Scheckbuch heraus und schrieb dem Privatdetektiv einen Scheck aus.

»Mom?«, rief Grace von oben. »Kannst du mal kommen?«

»Ich bringe Mr Abagnall zur Tür«, sagte ich.

Abagnall hatte bereits die Fahrertür seines Wagens geöffnet und wollte sich gerade hinters Steuer

setzen, als ich sagte:
»Cynthia meinte, Sie
wollten auch mit ihrer
Tante reden. Tess Berman.«

»Ja, richtig.«

Sollten seine
Bemühungen nicht von
vornherein völlig umsonst
sein, musste ich ihn jetzt
einweihen.

»Tess hat mir kürzlich
etwas erzählt, wovon

Cynthia bislang nichts weiß.«

Abagnall wartete gelassen ab. Ich vertraute ihm an, was ich über das Geld wusste, das Tess anonym erhalten hatte.

»Hmm«, sagte er.

»Ich werde Tess Ihren Besuch ankündigen«, sagte ich. »Und sie bitten, so kooperativ wie nur eben

möglich zu sein.«

»Besten Dank«, sagte er. Er stieg in den Wagen, schloss die Tür und fuhr das Fenster herunter. »Glauben Sie ihr?«

»Tess? Ja, sicher. Sie hat mir die Nachricht und die Umschläge gezeigt.«

»Das meinte ich nicht. Glauben Sie Ihrer Frau?«

Ich räusperte mich.

»Natürlich.«

Abagnall griff über seine Schulter und gurtete sich an. »Vor ein paar Jahren kontaktierte mich eine Frau, weil ich jemanden für sie aufspüren sollte. Raten Sie doch mal, wen.«

Ich wartete.

»Elvis. Sie wollte, dass ich Elvis Presley finde. So um 1990 muss das gewesen

sein, Elvis war da schon seit dreizehn Jahren unter der Erde. Sie hatte eine Riesenvilla und jede Menge Geld, aber offenbar auch ein paar Schrauben locker. Sie hatte Elvis nie getroffen und auch sonst keine Verbindung zu ihm, war aber felsenfest davon überzeugt, dass der King noch lebte und auf ihre

Hilfe angewiesen war. Ich hätte ein Jahr lang für sie arbeiten und mich bei dem Job nach allen Regeln der Kunst gesundstoßen können. Aber ich habe trotzdem abgelehnt. Sie war außer sich, beschwor mich, sie müsse ihn unbedingt ausfindig machen. Weshalb ich ihr schließlich erklärte, dass ich schon einmal

beauftragt worden war,
Elvis zu finden – und dass
ich ihn auch gefunden hatte,
Elvis aber seine Ruhe und
nichts mehr mit der
Öffentlichkeit zu tun haben
wollte. Zum Abschluss
habe ich noch einen
draufgesetzt. Ich habe ihr
erzählt, ich hätte mit Elvis
telefoniert. Und dass ich ihr
ausrichten sollte, dass er

zutiefst gerührt und ihr
unendlich dankbar sei.«

»Und? Hat sie das
geschluckt?«

»Zumindest sah es so aus.
Es ist natürlich möglich,
dass sie nach mir einen
anderen Detektiv beauftragt
hat.« Er lachte leise. »Tja,
und der sucht wohl noch
heute. Das wäre was,
oder?«

»Worauf wollen Sie hinaus?«, fragte ich.

»Ihre Frau meint es ernst, Mr Archer. Sie will wissen, was mit ihrer Familie geschehen ist. Ich wollte damit nur sagen, dass ich kein Geld von jemandem nehmen würde, der einem Hirngespinnst hinterherläuft. Und das ist bei Ihrer Frau nicht der

Fall.«

»Nein, sicher nicht«, sagte ich. »Aber lief diese andere Frau tatsächlich einem Hirngespinnst hinterher? Oder glaubte sie wirklich, aus tiefstem Herzen, dass Elvis noch am Leben war?«

Abagnall schenkte mir ein bitteres Lächeln. »Ich melde mich in drei Tagen

bei Ihnen. Falls sich etwas
Besonderes tun sollte, rufe
ich vorher an.«

SECHZEHN

»Männer sind Schwächlinge, die einen hintergehen, aber genauso oft wird man von Frauen betrogen.«

»Ich weiß. Das hast du schon öfter gesagt.«

»Oh, tut mir leid.
Langweile ich dich,
Liebling?«

»Nein, schon okay. Red
ruhig weiter. Also, genauso
oft wird man von Frauen
betrogen.«

»Genau. So wie von
Tess.«

»Ja, sagtest du bereits.«

»Sie hat mich bestohlen.«

»Hmm ...«

»Betrachte es mal so. Es war mein Geld. Es stand ihr nicht zu.«

»Aber sie hat es doch gar nicht für sich selbst ausgegeben, sondern für ...«

»Schluss jetzt. Ich will das nicht hören. Ich werde wahnsinnig, wenn ich noch länger darüber nachdenke. Willst du sie etwa in Schutz nehmen, oder was?«

»Tu ich doch gar nicht.«

»Sie hätte mich informieren und die Sache in Ordnung bringen müssen.«

»Aber ...«

»Aber was?«

»Vergiss es. Ich will dich nicht noch wütender machen.«

»Na los, jetzt rück schon raus mit der Sprache.«

»Das wäre ja wohl nicht so einfach gewesen, oder?«

»Manchmal kann man wirklich kein vernünftiges Wort mit dir reden. Ruf morgen wieder an. Wenn ich intelligente Gespräche führen will, rede ich solange mit dem Spiegel.«

SIEBZEHN

Nachdem Abagnall
gefahren war, rief ich Tess
von meinem Handy an,
nicht zuletzt, um ihr ein
bisschen Mut
zuzusprechen.

»Natürlich rede ich mit

ihm«, sagte Tess. »Ich finde es ganz richtig von Cynthia, einen Privatdetektiv einzuschalten.«

»Dein Wort in Gottes Ohr.«

»Ich wollte dich ohnehin anrufen«, sagte Tess. »Aber nicht auf eurem Festnetzanschluss. Cynthia fände es bestimmt merkwürdig, wenn ich mit

dir allein sprechen will. Ich konnte nur deine Handynummer nirgends finden.«

»Gibt's was Neues, Tess?«

Sie atmete hörbar ein. »Oh, Terry. Ich war noch mal beim Arzt. Wegen der ausstehenden Testergebnisse.«

Ich bekam weiche Knie.

»Und?«

»Es ist alles okay«, sagte sie. »Die erste Diagnose war falsch. Aber jetzt sind sie sich hundertprozentig sicher.« Sie hielt kurz inne. »Terry, ich werde nicht sterben. Ich bleibe euch erstmal erhalten. »

»O Tess, das ist ja wunderbar. Mir fällt ein Felsbrocken vom Herzen.«

»Und mir erst. Es ist, als wären meine Gebete erhört worden, aber ich bete ja nicht. Aber jetzt sag bloß nicht, du hast Cynthia davon erzählt.«

»Kein Wort«, sagte ich.

Als ich ins Haus ging, konnte ich die Tränen nicht zurückhalten. Cynthia trat zu mir und strich mir über die Wange.

»Terry«, sagte sie. »Was ist? Was ist denn passiert?« Ich schlang die Arme um sie. »Nichts«, sagte ich. »Ich bin einfach nur glücklich.«

Bestimmt dachte sie, ich hätte den Verstand verloren. Schon seit Ewigkeiten war keiner von uns mehr richtig glücklich gewesen.



Während der nächsten zwei Tage war Cynthia deutlich entspannter als sonst. Es beruhigte sie ungemein, dass Denton Abagnall sich mit dem Fall befasste. Erst befürchtete ich, sie würde ihn alle zwei Stunden auf seinem Handy anrufen, um zu erfahren, wie er

vorankam. Aber sie tat nichts dergleichen. Zwar fragte sie mich vor dem Zubettgehen, ob ich glaubte, dass er etwas herausfinden würde, doch hatte sie offenbar beschlossen, ihn in aller Ruhe seiner Arbeit nachgehen zu lassen.

Als Grace am nächsten Tag aus der Schule kam,

schlug Cynthia ihr vor, ein paar Runden Tennis auf dem öffentlichen Court hinter der Stadtbibliothek zu spielen. Ich selbst spiele immer noch nicht besser Tennis als während meines Studiums, weshalb ich nur selten einen Schläger in die Hand nehme, aber ich sehe den Mädels gern zu, und Cynthias Killer-Rückhand

ist immer noch eine Show für mich. Ich kam also mit, korrigierte nebenbei ein paar Arbeiten und sah meiner Frau und meiner Tochter dabei zu, wie sie herumalberten und sich übereinander lustig machten. Natürlich setzte Cynthia ihre Rückhand gegen Grace nicht ein, gab ihr aber laufend mütterliche

Tipps, wie sie ihre eigene Rückhand perfektionieren konnte. Grace spielte gar nicht schlecht, aber nach einer halben Stunde wurde sie allmählich müde. Ich konnte ihr ansehen, dass sie lieber zu Hause in ihrem Buch über das Universum gelesen hätte.

Als die beiden fertig waren, schlug ich vor, auf

dem Nachhauseweg noch etwas essen zu gehen.

»Wirklich?«, fragte Cynthia. »Sprengt das momentan nicht unseren finanziellen Rahmen?«

»Egal«, sagte ich.

Cynthia musterte mich lächelnd. »Was ist los mit dir? Seit gestern bist du die gute Laune in Person.«

Tja, was sollte ich darauf

antworten? Schließlich konnte ich ihr schlecht sagen, dass ich mich von Herzen über Tess' gute Nachricht freute. Denn dann hätte ich ihr auch von der schlechten Nachricht erzählen müssen, die der guten vorausgegangen war.

»Ich bin einfach ... zuversichtlich«, sagte ich.

»Dass Mr Abagnall etwas

herausfindet?«

»Eigentlich mehr
allgemein. Irgendwie
kommt es mir vor, als
wären wir gewissermaßen
über den Berg ... dass der
Stress der letzten Zeit
langsam ein Ende hat.«

»Ich glaube, darauf trinke
ich ein Glas Wein«, sagte
Cynthia.

Ich erwiderte ihr

Lächeln. »Das hast du dir verdient.«

»Ich mag einen Milchshake«, sagte Grace. »Mit Kirschgeschmack.«

Als wir wieder zu Hause waren, hockte sich Grace vor den Fernseher, um sich auf dem Discovery Channel eine Sendung über die Ringe des Saturns anzusehen, während

Cynthia und ich uns in die Küche setzten. Ich nahm mir einen Notizblock und begann zu rechnen, wie wir es immer machten, wenn größere Ausgaben anstanden.

»Na ja«, sagte ich schließlich, »wenn wir uns Mr Abagnall zwei Wochen leisten, landen wir wahrscheinlich auch nicht

gerade im Armenhaus.«

Cynthia legte ihre Hand auf meine. »Ich liebe dich.«

Aus dem Wohnzimmer hörten wir den laufenden Fernseher.

»Habe ich dir mal erzählt, wie ich eine der Musikkassetten meiner Mutter kaputtgemacht habe?«

»Nein.«

»Ich war elf oder zwölf,
und Mom hatte endlos viele
Kassetten. Simon &
Garfunkel, Neil Young und
jede Menge andere Sachen,
aber am liebsten mochte sie
James Taylor. Sie meinte, er
hätte die Gabe, sie froh zu
machen – oder traurig, je
nachdem. Na ja, eines Tages
jedenfalls war ich
stinkwütend auf Mom, weil

sie mein Lieblings-T-Shirt nicht gewaschen hatte, und ich habe sie angefahren, sie würde sich nicht richtig um uns kümmern.«

»Das kam bestimmt gut bei ihr an.«

»Aber hallo. Sie hat nur gesagt, ich wüsste ja, wo die Waschmaschine steht, wenn es so eilig sei. Während wir uns anfauchten, lief eine

ihrer Kassetten, und ich war so sauer, dass ich sie einfach aus dem Recorder riss und auf den Boden warf. Und dabei ist die Kassette zerbrochen.«

Ich hörte aufmerksam zu.

»Ich stand wie angewurzelt da, völlig fassungslos über das, was ich getan hatte, und dachte, sie würde mich auf der

Stelle umbringen. Aber stattdessen klaubte sie seelenruhig den Bandsalat auf, warf einen Blick auf die kaputte Kassette und sagte: »James Taylor. Da ist Your Smiling Face drauf. Mein Lieblingssong. Und weißt du, warum ich den Song so mag? Weil ich dabei immer an dein Lächeln denken muss, daran, wie sehr ich

dich liebe. Tja, leider hätte ich das Lied gerade jetzt mal wieder bitter nötig.«

Cynthia sah mich mit feuchten Augen an.

»Nach der Schule bin ich losgezogen und habe im Plattenladen nach dem Album gesucht. JT heißt es. Sie hatten es auf Kassette. Ich hab's gekauft und ihr mitgebracht. Und dann hat

sie das Zellophan
abgemacht, die Kassette in
den Recorder gesteckt und
mich gefragt, ob ich ihr
Lieblingsstück hören will.«

Eine einzelne Träne rann
ihre Wange herab und fiel
auf den Küchentisch. »Ich
liebe dieses Lied«, sagte sie.
»Und ich vermisse sie so
sehr.«



Später rief Cynthia bei Tess an. Ohne bestimmten Grund, einfach nur so. Als sie anschließend in unser kleines Zimmer mit der Nähmaschine und dem Computer kam, wo ich gerade ein paar Notizen in meine alte Royal hämmerte, sah ich, dass sie geweint

hatte.

Tess habe gedacht, sie sei sterbenskrank, erzählte sie mir, doch Gott sei Dank habe sich herausgestellt, dass die erste Diagnose ein Irrtum gewesen sei. »Sie meinte, sie hätte mich nicht damit belasten wollen, weil ich ohnehin schon so viel um die Ohren hätte. Ist doch wohl nicht zu fassen,

oder?»

»Verrückt«, sagte ich.

»Aber nachdem sich jetzt herausgestellt hat, dass alles in Ordnung ist, wollte sie es mir doch erzählen. Ich wünschte nur, sie hätte schon vorher etwas gesagt, verstehst du? Sie war immer für mich da, und die paar Problemchen in meinem eigenen Leben

spielen doch überhaupt keine Rolle ...« Erneut traten ihr Tränen in die Augen. »Der Gedanke, sie zu verlieren, ist mir schlicht unerträglich.«

»Ja«, sagte ich. »Das geht mir genauso.«

»Und deine Jubelstimmung? Die hatte doch wohl nichts mit ...«

»Quatsch«, sagte ich.

»Natürlich nicht.«

Im Grunde hätte ich ruhig mit der Wahrheit herausrücken können, entschied mich aber dagegen.

»Mist, fast hätte ich's vergessen«, sagte Cynthia.

»Du sollst Tess zurückrufen.

Wahrscheinlich will sie es dir selbst sagen. Also

verrate ihr bloß nicht, dass ich dir schon alles erzählt habe, okay? Ich konnte es einfach nicht für mich behalten.«

»Ehrensache«, sagte ich.

Ich ging nach unten und wählte Tess' Nummer.

»Ich hab's ihr erzählt«, sagte Tess.

»Schon gehört«, sagte ich.

»Danke.«

»Er war inzwischen hier.«

»Wer?«

»Der Detektiv. Dieser Mr Abagnall. Ein sehr netter Mann.«

»Ja.«

»Seine Frau rief an, während er hier war. Um ihm zu sagen, was es zum Abendessen gibt.«

»Und was gab's?«

»Hmm, irgendeinen
Braten, glaube ich.
Rostbraten mit Yorkshire-
Pudding.«

»Klingt lecker.«

»Jedenfalls habe ich ihm
alles erzählt. Und ihm die
Umschläge und die
anonyme Nachricht
gegeben. Er war ziemlich
interessiert.«

Ich nickte. »Davon gehe

ich aus.«

»Glaubst du, nach all den Jahren lassen sich noch Fingerabdrücke feststellen?«

»Ich weiß es nicht, Tess. Es ist ziemlich lange her, und du hast sie wahrscheinlich selbst mehr als einmal angefasst. Ich bin kein Spurensicherungsexperte.

Abagnall wird sicher das Richtige tun. Und falls dir sonst noch etwas einfallen sollte, ruf ihn an.«

»Das hat er auch gesagt. Er hat mir seine Visitenkarte gegeben. Sie steckt jetzt an der Pinnwand über dem Telefon, direkt neben dem Foto von Grace und Goofy. Ich stehe gerade davor.

Kaum zu unterscheiden, die beiden.«

»Okay«, sagte ich. »Dann weiß ich ja so weit Bescheid.«

»Umarme Cynthia ganz fest von mir«, sagte sie.

»Mache ich. Alles Gute, Tess.« Ich legte auf.

»Hat sie's dir erzählt?« fragte Cynthia, als ich ins Schlafzimmer kam.

»Hat sie.«

Cynthia war bereits im Nachthemd und lag auf dem Bett. »Den ganzen Abend wollte ich mit dir schlafen, aber jetzt bin ich einfach nur noch todmüde.«

»Kein Problem«, sagte ich.

»Verschieben wir's auf ein andermal?«

»Klar. Wir könnten

Grace doch übers
Wochenende bei Tess
unterbringen und hoch nach
Mystic fahren. Uns ein
Zimmer in einer kleinen
Pension nehmen.«

Cynthia überlegte.
»Vielleicht wäre es doch
besser, wenn ich bei Grace
bleibe. Ich habe kein gutes
Gefühl.«

Ich setzte mich auf die

Bettkante. »Wieso?«

»Das habe ich doch schon bei Dr. Kinzler gesagt. Ich kann sie hören. Es kommt mir vor, als würden sie mit mir sprechen, als wären sie mit mir im selben Raum und doch wieder nicht, als müsste ich nur die Hand ausstrecken, um sie berühren zu können – aber wenn ich es dann tue, ist es,

als würden sie sich in Rauch auflösen. Von einer Sekunde auf die andere sind sie nicht mehr da.«

Ich beugte mich zu ihr hinunter, küsste sie auf die Stirn. »Hast du Grace schon gute Nacht gesagt?«

»Als du mit Tess gesprochen hast.«

»Schlaf ruhig. Ich gehe noch kurz zu ihr.«

Wie üblich hatte Grace das Licht ausgemacht, um die Sterne besser betrachten zu können. »Na, alles roger?«, fragte ich und schloss die Zimmertür hinter mir, damit das Licht aus dem Flur nicht hereinschien.

»Sieht so aus«, sagte Grace.

»Gut.«

»Willst du mal gucken?«

Da ich mich nicht bücken wollte, zog ich mir den Ikea-Stuhl von ihrem Schreibtisch heran und setzte mich vor das Teleskop. Mit

zusammengekniffenem Auge blickte ich hinein, sah aber nichts als Dunkel und ein paar winzige, kaum erkennbare

Lichtpünktchen. »Okay,
und was soll ich hier
sehen?«

»Die Sterne«, sagte
Grace.

Ich wandte mich zu ihr
und grinste. »Super
Aussicht«, sagte ich. Ich
hielt mein Auge wieder an
das Okular und versuchte,
das Objektiv ein wenig
schärfer zu stellen, aber mit

einem Mal verrutschte das Teleskop.

»Oh!«, stieß ich überrascht hervor. Das Klebeband, mit dem Grace das Teleskop notdürftig befestigt hatte, hatte sich gelockert.

»Habe ich doch gesagt«, maulte sie. »Das Stativ taugt nichts.«

»Okay, okay«, sagte ich

und spähte erneut durch das
Okular, doch plötzlich
blickte ich nicht mehr ans
nächtliche Firmament,
sondern auf den
überdimensional
vergrößerten Bürgersteig
vor unserem Haus.

Und auf einen Mann, der
offenbar unser Haus
beobachtete.

Sein Gesicht war völlig

verzerrt und kaum zu erkennen. »Was, zum Teufel, macht der Kerl da?«, sagte ich, mehr zu mir selbst als zu Grace, und stürmte zum Fenster.

»Wer?«, fragte Grace.

Sie trat neben mich, gerade noch rechtzeitig, um ebenfalls mitverfolgen zu können, wie sich der Unbekannte im Eiltempo

aus dem Staub machte.

»Du rührst dich nicht vom Fleck«, sagte ich, lief aus dem Zimmer, stürzte die Treppe hinunter und aus der Haustür. Ich rannte die Einfahrt hinunter und spähte in die Richtung, in die der Kerl verschwunden war. Etwa vierzig Meter entfernt leuchteten die Bremslichter eines am

Bordstein geparkten
Wagens auf, während der
Fahrer den Motor startete.

Ich war zu weit entfernt,
um im Dunkeln das
Nummernschild erkennen
zu können, ehe der Wagen
um die Ecke bog. Dem
Motorengeräusch nach zu
urteilen handelte es sich um
ein älteres Modell. Es
schien ein dunkel lackiertes

Auto zu sein, aber ob es nun blau, braun oder grau war, ließ sich beim besten Willen nicht sagen.

Am liebsten wäre ich sofort hinter ihm hergefahren, aber meine Autoschlüssel befanden sich im Haus, und bis ich sie geholt hätte, wäre er garantiert über alle Berge.

Grace stand in der

Haustür, als ich zurückkam. »Ich habe dir doch gesagt, du sollst in deinem Zimmer bleiben«, schnauzte ich sie an.

»Ich wollte doch nur sehen, was ...«

»Du gehst jetzt sofort ins Bett.«

Mein Tonfall ließ keinen Zweifel daran, dass ich nicht zu Diskussionen

aufgelegt war. Im Eiltempo lief sie die Treppe hinauf.

Das Herz schlug mir bis zum Hals, und ich musste mich einen Augenblick sammeln, bevor ich nach oben ging. Cynthia schlief bereits.

Während ich sie betrachtete, fragte ich mich, welchen Stimmen sie im Traum lauschte, was die

Toten oder
Verschwundenen ihr wohl
zu sagen hatten.

Frag sie etwas von mir,
hätte ich am liebsten gesagt.
Frag sie, wer unser Haus
beobachtet. Frag sie, was er
von uns will.

ACHTZEHN

Am nächsten Morgen rief Cynthia bei Pam an und gab Bescheid, dass sie später zur Arbeit kommen würde, nur zur Sicherheit, falls das Installieren der Sicherheitsschlösser länger

dauern sollte. Der Schlosser hatte sich für neun Uhr angesagt.

Beim Frühstück – Grace war noch auf ihrem Zimmer gewesen – hatte ich ihr von dem Kerl erzählt, der nachts vor unserem Haus herumgelungert hatte. Kurz hatte ich mit dem Gedanken gespielt, es ihr zu verschweigen, doch erstens

hätte Grace den Vorfall wohl kaum für sich behalten, und zweitens war äußerste Wachsamkeit geboten, wenn jemand nachts um unser Haus herumstrich, aus welchen Gründen auch immer. Davon abgesehen gab es nicht den geringsten Anhaltspunkt, dass der ungebetene Gast

irgendetwas mit Cynthias Geschichte zu tun hatte; möglicherweise handelte es sich um einen Sittenstrolch, über den auch die Nachbarn dringend informiert werden mussten.

»Hast du sein Gesicht gesehen?«, fragte Cynthia.

»Nein. Ich bin ihm hinterhergelaufen, aber er ist mit seinem Wagen

geflüchtet.«

»Hast du das
Nummernschild gesehen?«

»Nein.«

»War es ein brauner
Wagen?«

»Cyn, ich weiß es nicht.
Eher dunkel lackiert, würde
ich sagen, aber es war
stockfinster.«

»Also könnte er braun
gewesen sein.«

»Ja, natürlich. Aber genauso gut dunkelblau oder schwarz. Ich konnte es nicht erkennen.«

»Ich wette, es war derselbe Mann. Der auf dem Schulweg an Grace und mir vorbeigefahren ist.«

»Ich rede mit den Nachbarn«, sagte ich.

Unsere unmittelbaren

Nachbarn waren gerade im Begriff, das Haus zu verlassen, um zur Arbeit zu fahren. Ich fragte, ob ihnen am Vorabend oder sonst in letzter Zeit jemand aufgefallen sei. Aber niemand hatte etwas gesehen.

Dennoch rief ich bei der Polizei an, nur für den Fall, dass ein anderer Anwohner

in den letzten Tagen
irgendetwas Verdächtiges
gemeldet hatte. Ich wurde
zu einem Beamten
durchgestellt, der mir
Folgendes mitteilte: »Nein,
keine besonderen Vorfälle,
obwohl ... warten Sie mal.
Gestern haben wir eine
ziemlich merkwürdige
Meldung reinbekommen.«

»Was?«, fragte ich.

»Worum ging es?«

»Jemand hat angerufen, weil er irgendeinen merkwürdigen Hut in seinem Haus gefunden hatte.« Er lachte. »Zuerst dachte ich, es wäre ein Schreibfehler, aber es ging tatsächlich um einen Hut.«

»Besten Dank erst mal«, sagte ich.

Ehe ich zur Schule fuhr,

sagte Cynthia: »Wie wär's, wenn wir Tess einen Besuch abstatten? Ich weiß, wir waren erst am Wochenende bei ihr, aber sie hat so viel durchgemacht in letzter Zeit, und da dachte ich ...«

»Na klar«, sagte ich.
»Gute Idee. Lass uns doch morgen Abend hinfahren und sie zum Essen einladen.«

»Ich rufe sie an«, sagte Cynthia.

Im Lehrerzimmer traf ich auf Rolly, der mit dem Rücken zu mir stand und gerade eine Tasse ausspülte, um sich frischen Kaffee zu holen – das untrinkbare Gebräu, das es fürs Kollegium gab. »Na, wie geht's?«, fragte ich.

Er fuhr abrupt herum.

»Herrgott noch mal, Terry«, sagte er.

»Sorry«, sagte ich. »Ich arbeite hier.« Ich schenkte mir ebenfalls eine Tasse Kaffee ein und gab extra viel Zucker dazu, um den Geschmack zu überdecken.

»Und?«, fragte ich.

Rolly zuckte mit den Schultern. Er wirkte leicht geistesabwesend. »Alles wie

immer. Und wie steht's bei
dir? Alles okay?

Irgendwelche
Neuigkeiten?«

»Letzte Nacht hat
irgendein Fremder vor
unserem Haus
herumgelungert. Er ist
abgehauen, als ich ihn zur
Rede stellen wollte, aber
sonst ist so weit alles klar.«
Ich nippte an meinem

Kaffee. Gewohnt grässlich, heute aber auch noch kalt. »Wer macht eigentlich den Kaffee? Wird der von der Kläranlage geliefert?«

»Jemand lungert vor eurem Haus herum?«, fragte Rolly. »Und was wollte der Kerl?«

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Aber ich habe sicherheitshalber den

Schlosser kommen lassen.«

»Da kriegt man ja eine Gänsehaut«, meinte Rolly.
»Vielleicht ein Dieb, der nach offenen Garagentoren Ausschau hält.«

»Möglich«, sagte ich.
»Na ja, neue Schlösser schaden bestimmt nicht.«

»Wohl wahr«, sagte Rolly. Er hielt inne. »Ich habe den Schuldienst satt,

Terry. Ich werde auf jeden Fall nachhaken, ob sie mich nicht früher gehen lassen.«

Verblüfft sah ich ihn an.
»Ich dachte, du musst in jedem Fall noch bis Ende des Schuljahrs ausharren.«

»Und wenn ich morgen tot umfalle? Dann müssen sie ja schließlich auch jemanden herbeizaubern, oder? Und die paar Kröten

weniger Pension spielen
jetzt auch keine Rolle mehr.
Schule, das ist einfach nicht
mehr dasselbe wie früher.
Klar, früher gab es auch
schwierige Kids, aber es
wird immer schlimmer. Die
kommen mit Waffen zur
Schule. Und den Eltern ist
es scheißegal! Ich mache
den Job jetzt seit vierzig
Jahren und ich habe die

Nase voll. Millicent und ich wollen nur noch das Haus verkaufen und dann geht's ab nach Florida. Vielleicht kriege ich dort meinen Blutdruck endlich wieder in den Griff.«

Ich nahm ihn genauer in Augenschein. »Du siehst wirklich ein bisschen mitgenommen aus heute, Rolly. Vielleicht besser,

wenn du nach Hause gehst.«

»Ach was, alles okay.« Er machte eine Pause. Rolly rauchte nicht, sah aber aus wie ein Raucher, der dringend eine Zigarette braucht. »Millicent ist bereits pensioniert. Was hält uns noch auf? Jünger werden wir schließlich nicht mehr. Und man weiß

nie, wie viel Zeit einem noch bleibt. Heute hier, morgen tot.«

»Oh«, sagte ich. »Da fällt mir ein ...«

»Was?«

»Mit Tess ist alles wieder in Ordnung.«

»Wie?«

»Es hat sich herausgestellt, dass die Erstdiagnose falsch war. Sie

ist nicht todkrank.«

Er sah mich völlig verdattert an. »Ich verstehe kein Wort.«

»Da gibt's nichts zu verstehen. Sie ist kerngesund.«

»Aber«, sagte er schleppend, »die Ärzte haben ihr doch gesagt, sie würde sterben. Und jetzt kommt plötzlich heraus, sie

haben sich geirrt?«

»Hmm«, sagte ich. »Aber es gibt ja wohl schlechtere Nachrichten.«

Rolly blinzelte. »Stimmt. Besser als andersrum.«

»Das kannst du laut sagen.«

Rolly warf einen Blick auf seine Uhr. »Ich muss los.«

Was für mich ebenso galt.

Mein Kurs in kreativem Schreiben begann in einer Minute. Den Teilnehmern hatte ich aufgegeben, einen Brief an jemanden zu schreiben, den sie nicht kannten, und dieser – realen oder erfundenen – Person etwas mitzuteilen, das sie niemand anderem erzählen würden. »Manchmal ist es einfacher, sich einem

Fremden anzuvertrauen,
wenn es um etwas
Persönliches geht«, sagte
ich. »Weil man damit
zuweilen ein geringeres
Risiko eingeht.«

Als ich fragte, wer als
Erster vorlesen wolle, hob
Bruno, der Klassenclown,
zu meiner Überraschung
die Hand.

»Bruno?«

»Ja, Sir. Kann ich?«

Dass Bruno sich freiwillig meldete, kam mir spanisch vor; sein sonstiges Engagement tendierte stark gegen null. Ich war auf der Hut, gleichzeitig aber auch gespannt, was er geschrieben hatte. »Gut, Bruno, bitte sehr.«

Er schlug sein Heft auf und begann zu lesen.

»Liebes Penthouse ...«

»Moment mal«, sagte ich. Die anderen Kids begannen schon jetzt zu lachen. »Es sollte ein Brief an eine Person sein, die ihr nicht kennt.«

»Ich kenne keinen beim Penthouse«, sagte Bruno. »Ich habe mich genau an die Vorgaben gehalten und über etwas geschrieben, was ich

niemand anderem erzählen würde. Na ja, wenigstens nicht meiner Mutter.«

»Deine Mutter – das ist doch die Alte mit dem Nabelpiercing, stimmt's?«, sagte jemand.

»Du hättest wohl gern selber so eine«, sagte Bruno.
»Statt einer Schnalle mit Arschgesicht.«

»Will noch jemand

vorlesen?«, fragte ich.

»Nee, warten Sie«, sagte Bruno. »Liebes Penthouse, ich möchte dir von einer Erfahrung mit einem sehr engen Freund von mir berichten, den ich hier Mr Johnson nennen will.«

Ein Junge namens Ryan fiel vor Lachen fast von seinem Stuhl.

Wie üblich saß Jane

Scavullo in der letzten Reihe und blickte gelangweilt aus dem Fenster, als stünde sie weit über dem, was in diesem Klassenraum vor sich ging. Zumindest heute lag sie damit vielleicht gar nicht so falsch. Sie sah aus, als wäre sie am liebsten ganz woanders, egal wo, und hätte ich einen Spiegel zur

Hand gehabt, hätte mir
wahrscheinlich eine
ähnliche Miene
entgegengeblickt.

Das Mädchen vor ihr –
Valerie Swindon, wie
immer die Wohlerzogenheit
selbst – reckte die Hand.

»Lieber Präsident
Lincoln, ich halte Sie für
einen unserer
bedeutendsten Präsidenten,

weil Sie für die Freiheit der
Sklaven und die Gleichheit
aller Bürger gekämpft
haben ...«

Und in dem Stil ging es
nahtlos weiter. Die anderen
Kids gähnten und
verdrehten die Augen,
während ich dachte, dass es
um die Welt wohl nicht
sonderlich gut stand, wenn
man nicht mal ein

ernsthaftes Wort über
Abraham Lincoln
aussprechen konnte, ohne
vor dem Rest der
Menschheit als armes
Würstchen dazustehen.
Doch während sie
weiterlas, musste ich
unwillkürlich an einen alten
Gag des Komikers Bob
Newhart denken, in dem
ein smarter Werbefuzzi den

ehrwürdigen Präsidenten
am Telefon auffordert, doch
endlich mal ein bisschen
locker zu werden.

Ich ließ noch zwei andere
Kids vorlesen und
versuchte es dann mit Jane.

»Heute nicht«, sagte sie.

Als die Stunde vorbei
war, legte sie im
Vorübergehen ein Blatt
Papier auf mein Pult. Als

sie den Klassenraum verlassen hatte, begann ich zu lesen:

»Lieber Jemand, dies ist ein Brief von einem Jemand an einen anderen, ein Brief, der ohne Namen auskommt, da sowieso niemand den anderen richtig kennt. Namen sind ohnehin nur Schall und Rauch. Die

ganze Welt besteht aus
Millionen und
Abermillionen von
Unbekannten, die einander
immer fremd bleiben
werden. Manchmal glauben
wir, jemanden zu kennen,
gerade Menschen, die uns
nahestehen, aber wenn wir
sie wirklich kennen, warum
wundern wir uns dann so
oft über sie? Eltern

wundern sich dauernd über ihre Kinder. Sie ziehen sie groß, verbringen jeden einzelnen Tag mit ihnen und glauben, sie hätten wahre Engel gezeugt, und eines Tages stehen die Bullen vor der Tür – Überraschung, Ihr Kleiner hat gerade einem anderen Kid die Birne mit einem Baseballschläger

eingeschlagen. Oder andersrum, du bist noch ein Kind und glaubst, alles sei völlig okay, und eines Tages sagt der Typ, der doch eigentlich dein Vater sein sollte: Macht's gut, schönes Leben noch, und du denkst, was soll denn die Scheiße? Und Jahre später zieht deine Mom mit einem anderen Kerl zusammen,

der eigentlich ganz in
Ordnung zu sein scheint,
aber letztlich fragst du dich
bloß die ganze Zeit, wann
es wieder passiert. Genau
so ist das Leben nämlich: Es
stellt dich die ganze Zeit
vor die Frage, wann es
wieder passiert. Weil es
schon lange, lange nicht
mehr passiert ist, und
langsam wird's wieder Zeit.

Alles Gute, Dein
Irgendwer.«

Ich las ihren Brief noch
zweimal, und dann schrieb
ich mit meinem Rotschrift
eine »I« in die obere rechte
Ecke.



Über Mittag wollte ich

kurz bei Cynthia im Laden vorbeisehen. Als ich zu meinem Wagen ging, fuhr Lauren Wells gerade auf den freien Parkplatz daneben; mit der einen Hand steuerte sie, in der anderen hielt sie ein Handy und telefonierte.

Ich war ihr in jüngster Zeit aus dem Weg gegangen und auch heute nicht

besonders scharf darauf, mit ihr zu reden, aber sie ließ bereits die Scheibe herunter und bedeutete mir mit gerecktem Kinn, kurz zu warten. Sie hielt an, sagte »Augenblick mal« ins Handy und wandte sich zu mir.

»Hey«, sagte sie. »Seit eurem letzten Treffen mit Paula haben wir uns ja gar

nicht mehr gesehen. Na, seid ihr bald wieder im Fernsehen?»

»Nein«, sagte ich.

Ein enttäuschtes Flackern huschte über ihr Gesicht.

»Wie schade«, sagte sie. »Ist irgendwas passiert? Wollte Paula euch nicht noch mal in der Sendung haben?«

»Nichts dergleichen«, sagte ich.

»Hör mal«, fuhr Lauren fort, »würdest du mir einen Gefallen tun? Könntest du vielleicht mal eben ›Hi‹ zu meiner Freundin sagen?«

»Was?«

Sie hielt mir das Handy hin. »Sag einfach nur ›Hi, Rachel‹. So heißt sie nämlich. Sie wird tot umfallen, wenn ich ihr erzähle, dass du der Typ

bist, der bei Deadline war.«

Ich öffnete meine
Wagentür. »Du hast 'ne
Meise, Lauren.«

Mit offenem Mund
starrte sie mich an. Ich saß
bereits hinter dem Steuer,
als sie mir durch das
geschlossene Fenster zurief:
»Du hältst dich für eine
ganz große Nummer,
Terry, aber in Wirklichkeit

bist du so klein mit Hut!«



Als ich Pamelas Boutique betrat, war Cynthia nicht da.

»Sie hat heute Morgen angerufen, wegen des Schlossers«, sagte Pamela. Es war fast eins. Wenn der Schlosser pünktlich

gekommen war, hätte er
allerspätestens um elf mit
seiner Arbeit fertig sein
müssen.

Ich wollte mein Handy
herauskramen, doch Pam
reichte mir bereits das
Ladentelefon.

»Hi, Pam«, sagte
Cynthia, als sie abgehoben
hatte. Anruferkennung.
»Tut mir leid. Ich bin schon

unterwegs.«

»Ich bin's«, sagte ich.

»Oh!«

»Ich dachte, du wärest hier.«

»Der Schlosser hat sich verspätet. Ich wollte gerade los.«

Pam hob die Hand.

»Heute ist sowieso nichts los. Sag ihr, sie kann sich freinehmen.«

»Hast du's gehört?«, fragte ich.

»Ja. Gut. Ich kann mich sowieso auf nichts konzentrieren. Mr Abagnall hat angerufen. Er will mit uns sprechen. Er kommt um halb fünf vorbei. Schaffst du's bis dahin nach Hause?«

»Klar. Hat er etwas herausgefunden?«

Pamela zog die
Augenbrauen hoch.

»Das hat er nicht gesagt.
Er meinte, das könnten wir
dann später besprechen.«

»Alles okay mit dir?«

»Ich bin total nervös.«

»Ich auch. Aber gut
möglich, dass er überhaupt
nichts herausbekommen
hat.«

»Ich weiß.«

»Und? Fahren wir
morgen zu Tess?«

»Ich habe ihr eine
Nachricht auf dem
Anrufbeantworter
hinterlassen. Komm nicht
zu spät, okay?«

Als ich aufgelegt hatte,
fragte Pam: »Was ist denn
los?«

»Cynthia hat ... wir
haben einen Privatdetektiv

beauftragt. Wegen Cynthias Familie, du weißt schon.«

»Oh«, sagte sie.

»Eigentlich geht es mich ja nichts an, aber wenn du mich fragst, schmeißt ihr euer Geld zum Fenster raus. Es ist einfach zu lange her.«

»Wir sehen uns, Pam«, sagte ich. »Danke, dass ich dein Telefon benutzen

durfte.«



»Kann ich Ihnen einen Kaffee anbieten?«, fragte Cynthia den Privatdetektiv.

»Sehr gern«, sagte Denton Abagnall. »Vielen Dank.«

Er nahm auf dem Sofa Platz; Cynthia brachte

Kaffee, Zucker, Milch und Schokoplätzchen, und während sie den Kaffee einschenkte und ihm die Dose mit den Plätzchen hinhielt, wären wir am liebsten laut herausgeplatzt: Um Gottes willen, nun reden Sie doch endlich!

Cynthia warf einen Blick auf das Tablett. »Terry, da sind nur zwei Löffel.

Könntest du noch einen dritten holen?«

Ich ging in die Küche, und als ich die Besteckschublade aufzog, stach mir etwas ins Auge, was neben den Besteckkasten gefallen war, genau in jene unzugängliche Ecke, in der man alle naselang verlorene Bleistifte und anderen Kleinkram

wiederfindet.

Es war ein Schlüssel.

Ich angelte nach ihm. Es war der Ersatzschlüssel für die Haustür, der normalerweise an dem Haken neben der Küchentür hing.

Dann ging ich zurück ins Wohnzimmer und setzte mich, während Abagnall sein Notizbuch zutage

förderte. Er schlug es auf und blätterte darin herum. »Einen Moment«, sagte er.

Cynthia und ich lächelten angespannt.

»Ah, ja.« Er sah Cynthia an. »Mrs. Archer, was können Sie mir über einen gewissen Vince Fleming sagen?«

»Vince Fleming?«

»Ich meine den jungen

Mann, mit dem Sie sich an jenem Abend getroffen haben, bevor Ihre Eltern und Ihr Bruder verschwunden sind. Vince Fleming und Sie hatten ja offensichtlich ein Tête-à-Tête in seinem Auto, als ...« Er hielt inne, ließ den Blick zu mir und wieder zurück zu Cynthia schweifen. »Geht es in

Ordnung, wenn wir das vor Ihrem Mann besprechen?«

»Kein Problem«, sagte sie.

»Sie befanden sich mit Vince Fleming auf dem Parkplatz des Einkaufszentrums an der Post Road, als plötzlich Ihr Vater auftauchte, richtig?«

»Ja.«

»Ich habe mir sowohl

den Polizeibericht von
damals als auch eine
Aufzeichnung der
Deadline-Folge angesehen.
Alle waren sehr kooperativ,
sowohl die Polizei als auch
die Leute beim Sender. Nun
ja, besagter Vince Fleming
hat einen ziemlich
bewegten Lebenslauf, wenn
Sie verstehen, was ich
meine.«

»Wir hatten eigentlich kaum noch Kontakt nach jenem Abend«, sagte Cynthia. »Irgendwie habe ich ihn aus den Augen verloren.«

»Er hatte nichts als Ärger mit dem Gesetz«, sagte Abagnall. »Sein ganzes Leben lang. Tja, und sein Vater war auch nicht besser. Anthony Fleming, damals

einer der Köpfe des organisierten Verbrechens hier in der Gegend.«

»So eine Art Mafiaboss?«, fragte ich.

»Das wäre zu viel gesagt. Aber er hat einen erheblichen Teil des Drogenmarkts zwischen New Haven und Bridgeport kontrolliert. Dazu Prostitution, Highway-

Piraterie, die ganze Palette.«

»Du meine Güte«, sagte Cynthia. »Das wusste ich nicht. Okay, Vince hat ein bisschen den harten Macker markiert, aber davon hatte ich keine Ahnung. Lebt sein Vater noch?«

»Nein. Er ist 1992 erschossen worden. Ein misslungener Deal, bei dem

er von ein paar
Konkurrenten getötet
wurde.«

Cynthia schüttelte
ungläubig den Kopf.
»Wurden die Täter
gefasst?«

»Das war nicht mehr
nötig«, sagte Abagnall.
»Anthony Flemings
Männer haben die Sache
selbst geregelt und im

Gegenzug die Hälfte der
anderen Gang massakriert –
die Verantwortlichen und
ein paar andere Typen, die
bedauerlicherweise zur
falschen Zeit am falschen
Ort waren. Vermutlich hat
Vince Fleming den
Rachefeldzug selbst
geleitet, aber er konnte
n i c h t belangt werden.«
Abagnall nahm sich noch

ein Plätzchen. »Hmm, eigentlich sollte ich mir meinen Hunger fürs Abendessen aufheben.«

»Aber was hat das mit Cynthia und ihrer Familie zu tun?«, fragte ich.

»Im Grunde gar nichts«, sagte der Detektiv. »Ich habe mich nur ein bisschen über Vince schlaugemacht – und jetzt frage ich mich,

was er wohl damals für ein Mensch war. In der Nacht, als die Familie Ihrer Frau verschwunden ist.«

»Glauben Sie, er hatte etwas damit zu tun?«, fragte Cynthia.

»Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass er gute Gründe hatte, wütend zu sein. Ihr Vater hatte ihm das Date mit Ihnen

vermasselt, und das war sicher nicht nur für Sie verletzend. Eine peinliche, demütigende Situation. Und sollte er tatsächlich etwas mit dem Verschwinden Ihrer Eltern und Ihres Bruders zu tun gehabt haben, dann ...« Er senkte die Stimme. »Nun ja, sein Vater hätte sowohl die Mittel als auch das

Knowhow gehabt, die Spuren zu verwischen.«

»Aber das ist doch seinerzeit sicher von der Polizei überprüft worden«, sagte ich. »Sie sind doch bestimmt nicht der Erste, dem diese Verbindung aufgefallen ist.«

»Da haben Sie recht. Die Polizei hat Nachforschungen

angestellt. Aber sie haben nichts Konkretes herausgefunden. Und Vince hatte eben ein Alibi von seiner Familie. Er hat damals ausgesagt, er sei direkt zu seinen Eltern gefahren, nachdem Clayton Bigge seine Tochter mit nach Hause genommen hatte.«

»Das würde immerhin

eines erklären«, sagte Cynthia.

»Was?«, fragte ich.

Abagnall lächelte. Offenbar ahnte er bereits, was Cynthia sagen wollte.

»Die Tatsache, dass ich noch lebe«, fuhr Cynthia fort. »Schließlich war Vince ziemlich verknallt in mich.«

»Mag ja sein, dass er einen Hass auf deinen Vater

hatte«, sagte ich. »Aber er hatte nichts gegen deinen Bruder.« Ich wandte mich zu Abagnall. »Haben Sie dafür auch eine Erklärung?«

»Vielleicht hatte Todd einfach das Pech, ein unliebsamer Zeuge gewesen zu sein.«

Wir schwiegen einen Augenblick. Dann sagte Cynthia: »Er hatte ein

Messer.«

»Wer?«, fragte Abagnall.

»Vince?«

»Ja. Als wir in seinem Wagen saßen, hat er mir sein Messer gezeigt. Eins von der Sorte, deren Klinge herausschnappt.«

»Ein Springmesser«, sagte Abagnall.

»Genau«, sagte Cynthia.

»Ich weiß noch, wie ich es

in der Hand gehalten habe.«
Ihre Stimme wurde leiser
und leiser. »Mir ist so
schwindelig.«

Ich legte den Arm um sie.
»Soll ich dir ein Glas
Wasser holen?«

»Ich ... ich gehe nur mal
eben ins Bad«, sagte sie und
erhob sich schwankend.
Besorgt sah ich ihr
hinterher und hörte, wie sie

die Treppe hinaufging.

Abagnall blickte ihr ebenfalls hinterher. Als die Badezimmertür ins Schloss fiel, beugte er sich zu mir und fragte: »Was hat sie denn?«

»Ich weiß es nicht genau«, sagte ich. »Das Gespräch strengt sie offenbar sehr an.«

Abagnall nickte und

schwieg einen Moment.
»Mit seinen illegalen
Geschäften hat Vince
Flemings Vater eine Menge
Geld verdient. Wenn er sich
für die Tat seines Sohns
irgendwie verantwortlich
fühlte, wäre es ihm
problemlos möglich
gewesen, der Tante Ihrer
Frau Geld zukommen zu
lassen.«

»Tess hat Ihnen die anonyme Nachricht gezeigt, nicht wahr?«

»Ja. Sie hat mir sowohl die Nachricht als auch die Umschläge gegeben. Ihre Frau weiß noch nichts davon, oder?«

»Nein. Aber ich denke, Tess wird sie in Kürze einweihen. Zumal Cynthia endlich die Wahrheit

erfahren will – Ihr Auftrag ist doch der beste Beweis dafür.«

Abagnall nickte nachdenklich. »Jedenfalls sollten Sie mit offenen Karten spielen. So kommen wir am ehesten weiter.«

»Wir wollten Tess sowieso morgen Abend besuchen. Dann können wir die Sache ja klären.«

»Gute Idee.« Sein Mobiltelefon klingelte. »Bestimmt meine Frau«, sagte er, während er das Handy aus der Jackentasche nahm, runzelte dann aber die Stirn und steckte das Gerät wieder ein. »Die können auch eine Nachricht hinterlassen.«

Cynthia kam die Treppe herunter.

»Geht es Ihnen gut, Mrs Archer?«, fragte Abagnall.

Sie nickte und setzte sich.

Er räusperte sich.

»Wirklich? Da ist nämlich noch etwas, über das ich Sie gern informieren würde.«

»Kein Problem«, sagte Cynthia.

»Hmm, vielleicht gibt es ja eine ganz einfache Erklärung für meine

Entdeckung. Möglich, dass es sich um einen Fehler der Behörde handelt. Auf Ämtern läuft ja so manches schief.«

»Was meinen Sie?«

»Da Sie ja kein Foto Ihres Vaters besitzen, habe ich bei der Kfz-Zulassungsstelle nachgehakt. Tja, aber auch dort konnte man mir leider

nicht weiterhelfen.«

»Wie? Sie hatten kein Bild von ihm?«, fragte Cynthia. »Waren denn damals, als er den Führerschein gemacht hat, überhaupt schon Lichtbilder erforderlich?«

»Die Frage stellt sich gar nicht«, sagte Abagnall. »Es gibt dort nämlich überhaupt keine Unterlagen

über Ihren Vater.«

»Was meinen Sie damit?«

»Dass Ihr Vater dort nicht erfasst ist, Mrs Archer. Soweit es die Kfz-Zulassungsstelle betrifft, hat er nie existiert.«

NEUNZEHN

»Aber Sie sagten ja bereits, dass es sich auch um einen Fehler handeln könnte«, sagte Cynthia. »Es verschwindet doch alles Mögliche aus Datenbanken.«

Denton Abagnall nickte.
»Da haben Sie recht. Der
Umstand, dass Clayton
Bigge bei der Kfz-
Zulassungsstelle nicht
vorkommt, beweist für sich
allein überhaupt nichts.
Aber schließlich hat jeder
eine
Sozialversicherungsnummer
Und genau das habe ich
anschließend gecheckt.«

»Und?«, sagte Cynthia.

»Ebenso Fehlanzeige.

Und zwar auf ganzer Linie, Mrs Archer. Wir haben nicht mal ein Bild Ihres Vaters. Ich habe mir den Inhalt Ihrer Schuhkartons genau angesehen, aber nicht das Geringste gefunden, was uns weiterbringen würde, nicht mal eine Gehaltsabrechnung.

Erinnern Sie sich, wie die Firma hieß, für die er als Vertreter unterwegs war?«

Cynthia überlegte.

»Nein«, sagte sie dann.

»Beim Finanzamt bin ich ebenso wenig fündig geworden. Ich muss davon ausgehen, dass er nie in seinem Leben Steuern gezahlt hat. Jedenfalls nicht unter dem Namen Clayton

Bigge.«

»Was wollen Sie damit andeuten?«, fragte Cynthia.
»Dass er ein Spion war? Ein Geheimagent oder so was?«

Abagnall lächelte. »Wohl eher nicht. Das scheint mir ein wenig hoch gegriffen.«

»Immerhin war er viel unterwegs.« Cynthia sah mich an. »Was meinst du? Könnte er für einen

Geheimdienst gearbeitet haben?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich zögernd. »Wenn wir so weitermachen, fragen wir uns als Nächstes, ob er nicht von einem anderen Planeten kam. Vielleicht war er ja nur hier, um sich ein Bild von uns Menschen zu machen – und am Ende hat er deine Mutter und

deinen Bruder mit ins All
genommen.«

Cynthia musterte mich
irritiert. Sie wirkte, als sei
ihr immer noch
schwindelig.

»War bloß ein Witz«,
sagte ich entschuldigend.

Abagnall brachte uns auf
den Boden der Tatsachen
zurück. »Also, meine
Theorien sehen ein wenig

anders aus.«

»Und wie?«, fragte ich.

Er nippte an seinem Kaffee. »Ich hätte mindestens ein halbes Dutzend in der Hinterhand«, sagte er dann.

»Jedenfalls stellen sich folgende Fragen: Lebte Ihr Vater unter falschem Namen? Versuchte er vielleicht, einer kriminellen

Vergangenheit zu
entfliehen? Wollte Vince
Fleming an jenem Abend
Rache nehmen? Stand Ihr
Vater womöglich in
irgendeiner Verbindung zu
Anthony Flemings
Verbrechernetzwerk?«

»Wir haben überhaupt
keinen Anhaltspunkt«,
sagte Cynthia.

Abagnall lehnte sich in

die Sofakissen zurück. »Ich weiß nur, dass sich die Fragen in diesem Fall geradezu exponentiell häufen. Insofern muss ich Sie fragen, ob ich überhaupt mit meinen Nachforschungen fortfahren soll. Meine Dienste haben Sie bereits mehrere hundert Dollar gekostet, und es könnten

Tausende werden. Wenn Sie wünschen, können wir jetzt auch aufhören. Ich würde Ihnen dann einen detaillierten Bericht über meine bisherigen Erkenntnisse liefern. Oder ich mache weiter. Die Entscheidung liegt ganz bei Ihnen.«

Cynthia öffnete den Mund, aber bevor sie etwas

sagen konnte, fuhr ich ihr in die Parade: »Machen Sie weiter.«

»Okay«, sagte er. »Wie Sie wollen. Die finanzielle Seite können wir später regeln. In achtundvierzig Stunden kann ich Ihnen mehr sagen.«

»Geben Sie einfach zwischendurch Bescheid, wie es läuft«, sagte ich.

»Ich werde diesen Vince Fleming mal ein bisschen genauer unter die Lupe nehmen. Glauben Sie, er wäre fähig gewesen, Ihrer Familie etwas anzutun, Mrs Archer? So jung er damals auch gewesen sein mag?«

Cynthia überlegte einen Augenblick. »Inzwischen halte ich alles für möglich.«

»Tja, das wär's dann.

Danke für den Kaffee.«

Ehe Abagnall ging, gab er Cynthia die Schuhkartons mit ihren Erinnerungsstücken zurück. Als Cynthia die Tür hinter ihm geschlossen hatte, wandte sie sich zu mir um. »Wer war mein Vater?«, fragte sie. »Wer, um Himmels willen, war er wirklich?«

Unwillkürlich musste ich
an Jane Scavullos
Hausaufgabe denken.
Daran, dass man eigentlich
niemanden wirklich kennt,
und wie oft es vorkommt,
dass man im Grunde nicht
das Mindeste über die
Menschen weiß, die einem
am nächsten stehen.



Fünfundzwanzig Jahre lang hatte Cynthia in Angst und Ungewissheit gelebt, ohne den geringsten Anhaltspunkt über den Verbleib ihrer Familie. Doch auch wenn wir immer noch nicht wussten, was passiert war, stiegen nach und nach Informationen an die Oberfläche wie Planken eines gesunkenen Schiffs –

etwa, dass Cynthias Vater
womöglich irgendwo unter
anderem Namen lebte oder
dass Vince Fleming
offenbar eine weit dunklere
Vergangenheit hatte als
zunächst angenommen.
Dazu kamen der anonyme
Anruf, der ominöse Hut auf
unserem Küchentisch, der
nächtliche Fremde vor
unserem Haus und die

Enthüllung, dass Tess jahrelang aus unbekannter Quelle Geld erhalten hatte.

Es war wichtig, dass Cynthia endlich davon erfuhr. Aber ich fand, dass sie es von Tess erfahren sollte.

Während des Abendessens gaben wir uns alle Mühe, uns nicht weiter mit den Fragen zu befassen,

die Abagnall aufgeworfen
hatte; Grace hatte ohnehin
schon zu viel
mitbekommen. Dauernd
spitzte sie die Ohren,
schnappte mal hier, mal
dort etwas auf und machte
sich mit ziemlicher
Sicherheit ihren eigenen
Reim auf das Gehörte.
Cynthias
Familiengeschichte, die

geldgierige Hellseherin,
Abagnalls

Nachforschungen – wir
machten uns Sorgen, dass
Grace' Ängste sich noch
verstärken würden.

Aber unsere Taktik war
sinnlos, da Grace das
Thema wie so oft selbst
aufs Tapet brachte.

»Wo ist eigentlich der
Hut?«, fragte sie nach ein

paar Gabeln Kartoffelbrei.

»Was?«, sagte Cynthia.

»Der Hut. Von deinem Vater. Wo hast du ihn hingetan?«

»In meinen Schrank«, erwiderte Cynthia.

»Kann ich ihn mal sehen?«

»Nein«, sagte Cynthia.

»Das ist kein Spielzeug.«

»Ich will nicht damit

spielen. Ich will ihn bloß mal sehen.«

»Und ich will, dass der Unsinn mit dem Hut ein für alle Mal aufhört!«, fauchte Cynthia sie an.

Grace fügte sich und aß ihren Kartoffelbrei.

Cynthia war sichtlich angespannt, und wer hätte ihr das verdenken können – schließlich hatte sie gerade

erst erfahren, dass der Mann, den sie als Clayton Bigge gekannt hatte, womöglich jemand ganz anderer gewesen war.

»Wie wär's, wenn wir noch zu Tess rüberfahren?«, fragte ich.

»O ja!«, sagte Grace.

Cynthia reagierte, als würde sie gerade aus einem Traum erwachen. »Wollten

wir sie nicht morgen
besuchen?«

»Ja, aber wir haben eine
Menge zu bereden.
Jedenfalls sollte sie
erfahren, was Mr Abagnall
gesagt hat.«

»Was hat er denn
gesagt?«, fragte Grace.

Ich warf ihr einen
warnenden Blick zu.

»Ich habe vorhin schon

bei Tess angerufen«, sagte Cynthia. »Aber sie war nicht da. Ich habe ihr eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterlassen.«

»Ich rufe noch mal an«, sagte ich und holte mir das Telefon. Der Wählton erklang ein halbes Dutzend Mal, dann schaltete sich der Anrufbeantworter ein.

Aber da Cynthia ja bereits eine Nachricht hinterlassen hatte, legte ich wieder auf.

»Ich hab's dir doch gesagt«, sagte Cynthia.

Ich warf einen Blick auf die Küchenuhr. Es war fast sieben. Tess würde sicher bald zu Hause sein. »Ach komm, lass uns einfach so hinfahren. Bis wir dort sind, ist Tess bestimmt

längst zurück, und wenn nicht, können wir ja kurz auf sie warten. Du hast doch sowieso einen Schlüssel, oder?«

Cynthia nickte.

»Meinst du nicht, das kann bis morgen warten?«, fragte sie.

»Na ja, Tess würde sicher gern hören, was Mr Abagnall herausgefunden

hat. Und vielleicht will sie dir ja selbst noch das eine oder andere anvertrauen.«

»Anvertrauen?«, sagte Cynthia. »Was meinst du damit?« Auch Grace musterte mich neugierig, spürte aber offenbar, dass sie jetzt besser nichts Neunmalkluges von sich gab.

»Ach, ich weiß nicht. Die

neuen Informationen
könnten sie an Sachen
erinnern, an die sie seit
Ewigkeiten nicht mehr
gedacht hat. Wenn sie
erfährt, dass dein Vater
möglicherweise unter
falschem Namen gelebt hat,
könnten sich daraus
bestimmte Dinge erklären.«

»Du redest, als wüsstest
du bereits, was sie in petto

hat.«

Meine Kehle war trocken. Ich ging zur Spüle, drehte den Wasserhahn auf und schenkte mir ein Glas Wasser ein. Dann wandte ich mich um und lehnte mich gegen die Anrichte.

»Okay«, sagte ich.
»Grace, kannst du uns bitte mal kurz allein lassen?«

»Aber ich habe doch

noch gar nicht
aufgegessen.«

»Dann nimm den Teller
mit vor den Fernseher.«

Sie nahm ihren Teller,
zog einen Flunsch und
trottete aus der Küche.
Offensichtlich glaubte sie,
mal wieder das Beste zu
verpassen.

»Also«, sagte ich zu
Cynthia. »Bevor sie die

endgültigen
Untersuchungsergebnisse
erhalten hat, dachte Tess,
sie sei tödlich erkrankt.«

Cynthia musterte mich
reglos. »Und du wusstest
das.«

»Ja. Tess glaubte, sie
würde nicht mehr lange
leben.«

»Und ihr habt es mir
verschwiegen.«

»Bitte, Cyn. Lass mich die Sache in Ruhe erklären. Sauer werden kannst du später immer noch.« Ich hielt kurz inne, während sie mich mit eisigem Blick fixierte. »Du warst wahnsinnig angespannt, und deshalb hat Tess zunächst nur mich eingeweiht. Sie befürchtete, du würdest damit nicht

fertigwerden. Und im Grunde hat sie genau das Richtige getan. Weil es eben eine Fehldiagnose war.«

Cynthia schwieg.

»Aber da ist noch eine andere Sache. Etwas, was Tess unbedingt loswerden wollte – eben weil sie dachte, dass sie bald sterben würde.«

Und so erzählte ich

Cynthia alles. Ich erzählte ihr von der anonymen Nachricht und von dem Geld, das Tess erhalten hatte. Dass damit ihr Studium finanziert worden war. Dass der anonyme Spender geschrieben hatte, Cynthia dürfe nie davon erfahren, und Tess deshalb geschwiegen hatte – aus Angst, dass der Geldstrom

sonst versiegen würde.

Cynthia hörte mir genau zu, unterbrach mich nur wenige Male, um die eine oder andere Frage zu stellen, bis ich ihr alles bis ins kleinste Detail auseinandergesetzt hatte.

Wie gelähmt saß sie da, als ich fertig war. »Ich glaube, jetzt brauche ich erst mal einen Drink«, sagte

sie.

Ich holte eine Flasche
Whiskey aus der
Speisekammer und schenkte
ihr zwei Fingerbreit ein. Sie
trank das Glas langsam,
aber auf einen Zug aus, und
ich schenkte ihr nach.

Sie leerte das Glas
abermals auf einen Zug.
»Okay«, sagte sie dann.
»Fahren wir zu Tess.«



Ich hätte Grace lieber nicht mitgenommen, aber auf die Schnelle hätten wir sowieso keinen Babysitter bekommen; ganz abgesehen davon, dass uns nach dem nächtlichen Vorfall mit dem Fremden nicht sehr wohl dabei gewesen wäre, Grace allein zu lassen, ob mit oder

ohne Babysitter.

Grace nahm ihr Buch über das Universum und eine DVD – Contact mit Jodie Foster – mit, um sich damit zu beschäftigen, während die Erwachsenen miteinander redeten.

Auf der Fahrt war Grace nicht so gesprächig wie sonst; offenbar spürte sie die Spannung zwischen uns

und blieb lieber in
Deckung.

»Auf dem Rückweg
können wir uns ja noch ein
Eis holen«, sagte ich, nur
um das Schweigen zu
brechen. »Obwohl Tess
bestimmt noch Eis von
ihrem Geburtstag übrig
hat.«

Als wir von der
Landstraße in Tess' Straße

abbogen, zeigte Cynthia auf das Haus. »Ihr Wagen steht da.«

Tess fuhr einen Subaru-Geländewagen. Sie sagte immer, dass sie nicht zu Hause verhungern wolle, falls draußen mal ein Schneesturm wütete.

Grace sprang als Erste aus dem Auto und lief zur Haustür. »Hey«, rief ich.

»Warte mal. Du kannst nicht einfach so hineinplatzen.«

Wir folgten ihr zur Tür. Ich klopfte, und als niemand antwortete, noch einmal, diesmal ein bisschen lauter.

»Vielleicht ist sie im Garten«, sagte Cynthia.

Wir gingen ums Haus herum. Grace lief wie

üblich vor uns her, und noch bevor wir das Haus umrundet hatten, kam sie uns schon wieder entgegen. »Da ist sie auch nicht.« Wir sahen zwar noch selbst nach, aber Grace hatte recht. Der Garten lag verwaist im Zwielficht der Dämmerung.

Cynthia klopfte an die Hintertür, die in Tess'

Küche führte.

Keine Antwort.

»Merkwürdig«, sagte sie.

Ebenso merkwürdig war, dass im Haus kein Licht brannte.

Ich trat an Cynthia vorbei und spähte durch das kleine Fenster in der Hintertür.

Ich war mir nicht ganz sicher, aber es kam mir so

vor, als läge dort etwas auf dem schwarzweiß gemusterten Küchenboden.

Ein menschlicher Körper.

»Cynthia«, sagte ich.

»Bring Grace sofort zum Auto.«

»Was ist denn los?«

»Lass sie unter keinen Umständen ins Haus.«

»O Gott, Terry«, flüsterte sie.

Vorsichtig drehte ich am Türknauf. Die Tür war offen.

Ich trat ein. Cynthia lugte mir über die Schulter, während ich an der Wand nach dem Lichtschalter tastete.

Tess lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden. Ihr Kopf war seltsam verdreht; ein Arm lag

ausgestreckt neben ihrem Kopf, der andere schlief an ihrer Seite.

»O nein«, stieß Cynthia hervor. »Sie hatte bestimmt einen Schlaganfall!«

Ich bin zwar kein Arzt, aber in einem Punkt war ich mir ziemlich sicher – dass man bei einem Schlaganfall wohl kaum blutete.

ZWANZIG

Wäre Grace nicht gewesen, hätte Cynthia womöglich die Nerven verloren. Aber da ihre Tochter versuchte, ebenfalls in die Küche zu spähen, war Cynthia vollauf damit beschäftigt,

ihr die Sicht zu versperren
und sie ums Haus herum
zum Wagen zu lotsen.

»Was ist denn passiert?«,
rief Grace. »Tante Tess?«
Ich kniete neben Tess
nieder und legte eine Hand
auf ihren Rücken. Kalt
fühlte er sich an, eisig kalt.
»Tess«, flüsterte ich. Ich
wollte sie nicht umdrehen,
da sie in einer Riesenlache

Blut lag; außerdem warnte mich eine innere Stimme, unter keinen Umständen etwas anzufassen. Ich beugte mich noch tiefer. Beim Anblick ihrer offenen, starren Augen lief es mir eiskalt den Rücken herunter.

Soweit ich es beurteilen konnte, war das Blut bereits geronnen; Tess lag hier

offenbar schon seit
Stunden. Außerdem stieg
mir ein Geruch in die Nase,
der mir den Magen
umdrehte; Tess' Anblick
war so furchtbar, dass ich
den Gestank zuerst gar
nicht wahrgenommen hatte.

Ich erhob mich wieder
und wollte bereits zum
Telefon neben der
Pinnwand gehen, als mich

meine innere Stimme
abermals warnte, bloß
nichts anzufassen. Ich
kramte mein Handy hervor
und wählte den Notruf.

»Ja, ich warte«, sagte ich
dem Mann am anderen
Ende. »Ich bleibe hier an
Ort und Stelle.«

Trotzdem verließ ich die
Küche durch die Hintertür
und ging zum Wagen.

Cynthia saß auf dem Beifahrersitz und hielt Grace in den Armen, die anscheinend geweint hatte. Cynthia selbst schien zu geschockt, um Tränen zu vergießen.

Sie sah mich fragend an, und ich antwortete ihr, indem ich betont langsam den Kopf schüttelte.

»Was ist passiert?«,

fragte sie. »Glaubst du, sie hatte einen Herzinfarkt?«

»Nein«, sagte ich. »Das war ganz bestimmt kein Herzinfarkt.«

Die Polizei sah es genauso.

Innerhalb einer Stunde wimmelte es nur so von Autos vor dem Haus, darunter ein halbes Dutzend Streifenwagen, ein

Krankenwagen sowie die
Transporter der
angerückten Fernsteams,
die an der Abzweigung zur
Landstraße standen.

Zwei Detectives sprachen
getrennt mit Cynthia und
mir, während ein weiterer
Officer auf Grace aufpasste,
der wahrscheinlich tausend
Fragen im Kopf
herumspukten. Wir hatten

ihr lediglich gesagt, dass
Tante Tess etwas
Schlimmes – etwas sehr
Schlimmes – zugestoßen
sei.

Sie war erstochen
worden. Jemand hatte ihr
eins ihrer Küchenmesser in
den Leib gerammt.
Während ich in der Küche
befragt wurde, hörte ich,
wie die Leichenbeschauerin

einem der
Ermittlungsbeamten
mitteilte, dass es so aussah,
als sei der Stich mitten ins
Herz gegangen.

O Gott.

Sie stellten mir jede
Menge Fragen. Weshalb wir
hergekommen seien? Um
Tess zu besuchen, sagte ich.
Um ein bisschen mit ihr zu
feiern. Wegen der guten

Nachrichten, die sie von ihrem Arzt erhalten hatte – dass sie kerngesund war und noch lange leben würde.

Der Detective hüstelte in seine Faust, hatte sich aber gut genug unter Kontrolle, um nicht laut loszulachen.

Er fragte, ob ich einen Verdacht hätte, wer das getan haben könnte. Nein,

antwortete ich. Und das war die nackte Wahrheit.

»Möglicherweise ein Einbruch«, sagte er.

»Vielleicht drogenabhängige Kids auf der Suche nach Bargeld. So was kommt immer wieder vor.«

»Glauben Sie das wirklich?«, fragte ich.

Der Detective schwieg

einen Augenblick.
»Eigentlich nicht.« Er fuhr
sich mit der Zunge über die
Schneidezähne. »Es sieht
nicht so aus, als sei etwas
gestohlen worden. Und den
Wagen haben sie auch
stehenlassen, obwohl die
Autoschlüssel offen
herumlagen.«

»Sie?«

Er lächelte. »Das ist

einfacher, als dauernd mit
»er oder sie« zu arbeiten.
Möglich, dass es nur eine
Person war, aber es könnten
auch mehrere gewesen sein.
Zum jetzigen Zeitpunkt
lässt sich das nicht sagen.«

»Also«, sagte ich
zögernd. »Die Sache könnte
vielleicht etwas mit meiner
Frau zu tun haben. Mit
ihrer Familiengeschichte.«

»Hmm?«

Ich erzählte ihm so kurz und knapp wie möglich, was vor fünfundzwanzig Jahren geschehen war – und v o n den seltsamen Vorfällen, sie sich seit Cynthias Fernsehauftritt ereignet hatten.

»Ach ja«, sagte der Detective. »Ich glaube, das habe ich gesehen. Das ist

doch die Sendung mit ...
wie heißt sie noch gleich?
Paula Soundso?«

»Genau.« Ich erzählte
ihm, dass wir einen
Privatdetektiv engagiert
hatten, um endlich Licht ins
Dunkel zu bringen.
»Denton Abagnall heißt
er«, sagte ich.

»Oh, den kenne ich.
Guter Mann. Ich habe seine

Nummer.«

Dann ließ er mich gehen, mit der Einschränkung, nicht sofort zurückzufahren, da sich eventuell noch weitere Fragen ergeben würden. Ich machte mich auf die Suche nach Cynthia. Sie saß im Auto, Grace auf dem Schoß. Grace sah klein und verängstigt aus.

»Dad?«, fragte sie. »Ist Tante Tess tot?«

Ich sah Cynthia an, wartete auf irgendein Zeichen von ihr, doch als sie nicht reagierte, erwiderte ich: »Ja, Schatz. Sie ist tot.«

Grace' Unterlippe begann zu zittern, während Cynthia leise das Wort an mich richtete: »Du hättest

es mir sagen können.«

»Was?«

»Was Tess dir anvertraut hatte. Aber du wolltest es ja unbedingt für dich behalten.«

»Ich weiß«, sagte ich.
»Ich hätte dich einweihen müssen.«

Sie hielt einen Moment inne, schien sich ihre Wortwahl genau zu

überlegen. »Dann wäre das hier vielleicht nicht passiert.«

»Cyn, niemand konnte voraussehen, dass ...«

»Sicher, das stimmt. Aber wenn du mir davon erzählt hättest, hätte ich mit Tess reden können, und dabei wären wir der Lösung des Rätsels vielleicht einen Schritt näher gekommen,

ehe jemand ...«

»Cyn, ich ...«

»Was hast du mir noch verschwiegen, Terry? Was verheimlichst du mir noch unter dem Vorwand, mich schonen zu wollen? Was hat Tess dir sonst noch gesagt?«

»Ich wollte doch nur dein Bestes, Liebling«, sagte ich.
»Das schwöre ich.«

Sie schlang die Arme fest um Grace. »Was verbirgst du noch vor mir? Was?«

»Nichts«, sagte ich.

Und doch war da noch etwas, wovon sie nichts wusste. Etwas, was mir erst vor ein paar Minuten aufgefallen war, eine Beobachtung, die ich bislang niemandem gegenüber erwähnt hatte,

weil ich nicht einschätzen konnte, ob sie eine Rolle spielte.

Die Polizeibeamten hatten mich in die Küche gebeten und wissen wollen, wo ich gestanden, was ich getan und welche Gegenstände ich berührt hatte.

Beim Verlassen der Küche hatte ich zufällig

einen Blick auf die Pinnwand über dem Telefon geworfen, wo der Schnappschuss von Grace in Disneyworld hing.

Plötzlich erinnerte ich mich an etwas, wenn auch nur sehr dunkel. Was hatte Tess bei unserem letzten Telefonat gesagt? Wir hatten uns über Denton Abagnall unterhalten, der

kurz zuvor bei ihr gewesen war.

Und plötzlich wusste ich es wieder.

»Abagnall wird sicher das Richtige tun«, hatte ich gesagt. »Und falls dir sonst noch etwas einfallen sollte, ruf ihn an.«

»Das hat er auch gesagt«, hatte Tess erwidert. »Er hat mir seine Visitenkarte

gegeben. Sie steckt jetzt an der Pinnwand über dem Telefon, direkt neben dem Foto von Grace und Goofy.«

Doch nun hing dort keine Visitenkarte mehr.

EINUNDZWANZIG

»Du machst Witze«, sagte sie. Es war wirklich kaum zu glauben.

»Nein«, sagte er. »Es stimmt.«

»Tja«, sagte sie. »Und gestern haben wir noch

über sie geredet.«

»Ich weiß.«

»Zufälle gibt's«, sagte sie hämisch. »Gerade jetzt, wo du dich in der Gegend rumtreibst.«

»Ja.«

»Wie auch immer«, sagte sie. »Sie hatte es sowieso verdient.«

»Ich wusste, dass du keine Tränen vergießen

würdest. Aber jetzt sollten wir den Ball erst mal ein paar Tage flach halten, wenn du mich fragst.«

»Meinst du?« Dauernd predigte sie ihm, Ruhe zu bewahren, und nun wurde sie selbst ungeduldig.

»Morgen ist die Beerdigung«, sagte er. »Da gibt es bestimmt eine Menge Formalitäten zu

erledigen. Und sie hatte ja nicht mal eine richtige Familie, die sich darum kümmern könnte, oder?«

»Soweit ich weiß«, sagte sie.

»Tja, dann muss das wohl meine Schwester in die Hand nehmen, wie's aussieht. Lass uns lieber warten, bis Tess unter der Erde ist.«

»Okay. Wenn du mir nur einen Gefallen tun könntest.«

»Was denn?«, fragte er.

»Bloß eine Kleinigkeit.«

»Ja, was denn nun?«

Ihre Stimme klang hart.

»Nenn sie nie wieder deine Schwester.«

»Entschuldige.«

»Du weißt genau, wie das an mir nagt.«

»Na ja, ich weiß, aber sie ist ja nun mal ...«

»Schluss jetzt!«, zischte sie.

»Okay, Mom«, sagte er.
»Ich tu's nicht wieder.«

ZWEIUNDZWANZIG

Es musste kaum jemand benachrichtigt werden.

Patricia Bigge, Cynthias Mutter, war Tess' einzige leibliche Verwandte gewesen. Tess' Eltern waren schon lange tot,

zudem war sie kinderlos geblieben, und es hatte absolut keinen Sinn, sich auf die Suche nach ihrem Exmann zu machen. Er wäre sowieso nicht zur Beerdigung gekommen – und falls doch, wäre Tess davon sicher alles andere als begeistert gewesen.

Den Kontakt zu ihren früheren Kollegen und

Kolleginnen vom
Straßenbauamt hatte sie
nicht aufrechterhalten. Sie
hatte dort sowieso kaum
Freunde gehabt, wie sie zu
sagen pflegte; mit ihrer
liberalen Einstellung war
sie dort so manches Mal
angeeckt. Sie gehörte zwar
einem Bridgeclub an, aber
Cynthia hatte keine
Ahnung, wer die anderen

Mitglieder waren.

Andererseits bestand kaum Gefahr, dass Tess' Tod unbemerkt bleiben würde. Zeitungen und Fernsehen berichteten ausführlich über den Mord.

Es gab eine ganze Reihe von Interviews mit anderen Anwohnern der von dichtem Wald gesäumten Straße, doch niemandem

war auch nur das Geringste aufgefallen.

»Aber man macht sich schon so seine Gedanken«, sagte einer ihrer Nachbarn.

»Unvorstellbar, dass hier so etwas passiert«, sagte ein anderer.

»Wir achten jetzt besonders darauf, dass Türen und Fenster nachts fest verschlossen sind«,

sagte ein weiterer.

Wäre Tess von ihrem Exmann oder einem verschmähten Liebhaber erstochen worden, hätten die Nachbarn vielleicht ruhiger schlafen können. Doch die Polizei hatte bislang nicht den geringsten Anhaltspunkt. Es gab kein Motiv. Und keine Verdächtigen.

Nichts wies auf einen Einbruch hin. Und offenbar hatte auch kein Kampf stattgefunden; nur der Küchentisch war ein wenig verrückt worden und ein Stuhl umgefallen. Tess' Mörder hatte anscheinend blitzschnell zugeschlagen. Tess hatte sich offenbar einen Augenblick lang gewehrt, sodass der

Angreifer gegen den Tisch getaumelt war und den Stuhl umgeworfen hatte. Dann aber hatte die Messerklinge ihr Ziel gefunden und Tess war gestorben.

Dem Bericht des Leichenbeschauers zufolge hatte ihre Leiche bereits seit vierundzwanzig Stunden auf dem Küchenfußboden

gelegen.

Mir schoss durch den Kopf, was wir alles getan hatten, während Tess tot in ihrem eigenen Blut lag. Wir waren ins Bett gegangen, hatten geschlafen, waren wieder aufgestanden, hatten uns die Zähne geputzt, den Morgennachrichten im Radio gelauscht, waren zur Arbeit gegangen und hatten

zu Abend gegessen. Ein voller, wunderbarer Tag war vergangen, den Tess nicht mehr erlebt hatte.

Die Vorstellung war mir unerträglich.

Doch sobald ich die trüben Gedanken verdrängte, beschäftigten mich nicht minder ernste Dinge. Wer hatte das getan? Und warum? War Tess

zufälliges Opfer eines
Verbrechens geworden,
oder hatte der Mord etwas
mit Cynthias
Vergangenheit zu tun?

Und wo war Denton
Abagnalls Visitenkarte?
Hatte Tess sie etwa gar
nicht an die Pinnwand
geheftet? Hatte sie die
Karte vielleicht einfach in
den Müll geworfen?

Fragen über Fragen. Am nächsten Morgen rief ich Abagnall unter seiner Handynummer an.

Die Mailbox schaltete sich ein. Eine Automatenstimme bat mich, eine Nachricht zu hinterlassen. Anscheinend hatte der Detektiv sein Handy ausgeschaltet.

Ich versuchte es auf

seinem Privatanschluss.
Eine Frau meldete sich.

»Könnte ich mit Mr
Abagnall sprechen?«

»Wer ist denn da?«

»Spreche ich mit Mrs
Abagnall?«

»Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Terry
Archer.«

»Oh, Mr Archer!« Sie
klang irgendwie

beunruhigt.

»Ich wollte Sie auch gerade anrufen.«

»Mrs Abagnall, ich muss dringend mit Ihrem Mann sprechen. Ich habe die Polizei gestern Abend darüber informiert, dass er für uns Nachforschungen anstellt. Gut möglich, dass sie sich bereits mit ihm in Verbindung gesetzt haben.«

»Hat er sich bei Ihnen gemeldet?«

»Bitte?«

»Hat er Sie angerufen? Wissen Sie, wo er ist?«

»Nein.«

»Ich verstehe das einfach nicht. Manchmal arbeitet er zwar über Nacht, wenn es um eine Beschattung oder so etwas geht, aber normalerweise meldet er

sich zwischendurch.«

Ein ungutes Gefühl machte sich in meiner Magengegend breit. »Er war gestern Nachmittag bei uns«, sagte ich. »Am späten Nachmittag. Um uns über die ersten Ergebnisse seiner Nachforschungen zu unterrichten.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Ich habe anschließend mit

ihm telefonierte. Er hat gesagt, jemand hätte ihm eine Nachricht auf seiner Mailbox hinterlassen. Und dass derjenige wohl noch mal anrufen würde.«

Ich erinnerte mich, wie Abagnalls Handy während seines Besuchs bei uns geklingelt hatte. Im ersten Moment hatte er angenommen, seine Frau

riefe an; dann hatte er das Handy aber wieder eingesteckt, ohne dranzugehen.

»Und? Hat sich der Anrufer wieder gemeldet?«

»Ich weiß es nicht. Seitdem habe ich nicht mehr mit Denton gesprochen.«

»War die Polizei schon bei Ihnen?«

»Ja. Ich hätte beinahe einen Herzinfarkt bekommen, als sie heute Morgen vor der Tür standen. Sie sagten, es ginge um den Mord an einer Frau aus Derby.«

»Die Tante meiner Frau«, sagte ich. »Wir haben sie gefunden.«

»O Gott«, sagte Mrs Abagnall. »Das ist ja

furchtbar.«

Ich zögerte mit meinen Worten, da es mir inzwischen beinahe zur Gewohnheit geworden war, bestimmte Dinge für mich zu behalten, um andere nicht grundlos zu ängstigen. Tatsache war allerdings, dass sich diese Taktik bislang nicht ausgezahlt hatte. Daher sagte ich: »Es

besteht sicher kein Grund zur Panik, Mrs Abagnall, aber ich denke, Sie sollten die Polizei verständigen.«

»Oh«, sagte sie leise.

»Sagen Sie ihnen, Ihr Mann sei spurlos verschwunden. Auch wenn es noch keine vierundzwanzig Stunden her ist.«

»Verstehe«, sagte Mrs

Abagnall. »Das werde ich sofort tun.«

»Rufen Sie mich an, wenn Sie etwas hören. Warten Sie, ich gebe Ihnen meine Telefon- und meine Handynummer.«

Andere Leute müssen in solchen Situationen erst einen Kugelschreiber holen, aber wenn man mit einem Detektiv verheiratet ist,

liegen Notizblock und Stift
offenbar immer griffbereit
neben dem Telefon.

Cynthia betrat die
Küche. Sie musste noch
einmal zum
Bestattungsunternehmen.

Tess hatte Vorkehrungen
für ihre Beerdigung
getroffen und die Kosten
für ihre Beisetzung schon
vor Jahren in monatlichen

Raten abbezahlt, um es ihren Lieben so einfach wie möglich zu machen. Ihre Asche sollte in der Bucht von Long Island verstreut werden.

»Cyn«, sagte ich.

Sie reagierte nicht. Sie strafte mich mit Schweigen, da sie glaubte, dass ich zumindest eine Teilschuld an Tess' Tod trug – und

auch ich fragte mich
mittlerweile, ob vielleicht
alles ganz anders
gekommen wäre, wenn ich
Cynthia von Anfang an
eingeweiht hätte. Wäre Tess
überhaupt zu Hause
gewesen, wenn Cynthia
gewusst hätte, mit welchem
Geld ihr Studium finanziert
worden war? Oder hätten
sich die beiden womöglich

an einem ganz anderen Ort
aufgehalten, um gemeinsam
die Rätsel der
Vergangenheit zu lösen?

Ich würde es nie
erfahren. Und damit musste
ich leben.

Wir waren beide nicht
zur Arbeit gegangen.
Cynthia hatte für
unbestimmte Zeit Urlaub
genommen und ich im

Schulsekretariat Bescheid
gesagt, dass ich die nächsten
Tage fehlen würde. Ich
hoffte, dass meine
Vertretung ein Händchen
für die Kids in meinem
Schreibkurs haben würde.

»Ich werde dir nie wieder
etwas verschweigen«, sagte
ich. »Außerdem ist etwas
passiert.«

Sie blieb in der

Küchentür stehen, ohne sich zu mir umzudrehen.

»Ich habe gerade mit Abagnalls Frau gesprochen«, sagte ich. »Sie hat seit gestern Abend nichts mehr von ihm gehört.«

Ihre Schultern sackten herab. »Was hat sie gesagt?«, fragte sie tonlos.

Ich erzählte es ihr.

Sie stützte sich mit der Hand am Türrahmen ab.
»Ich muss zum Bestatter, noch ein paar Dinge regeln.«

»Ja, natürlich«, sagte ich.
»Soll ich mitkommen?«

»Nein«, sagte sie und ging.



Eine Weile wusste ich nicht genau, was ich mit mir anfangen sollte. Ich räumte die Küche auf, machte hier und da ein bisschen Ordnung und versuchte erfolglos, Grace' Teleskop auf dem Stativ zu befestigen.

Als ich wieder nach unten ging, fiel mein Blick auf die beiden

Schuhkartons, die Abagnall
uns am Vortag
zurückgegeben hatte. Ich
nahm sie an mich und ging
in die Küche.

So saß ich da und begann
mir die Erinnerungsstücke
anzusehen, eins nach dem
anderen. Genauso hatte es
Abagnall wahrscheinlich
auch gemacht.

Als Cynthia damals zu

Tess gezogen war, hatte sie die Schubladen im Haus ausgeräumt und den Inhalt in den Schuhkartons verstaut. Mit der Zeit sammelt sich in Schubladen eine Mischung aus wichtigen und bedeutungslosen Dingen an: Kleingeld, alte Schlüssel, Quittungen, Bons, Zeitungsausschnitte,

Knöpfe, Kugelschreiber.
Die Schubladen im Hause
Bigge waren da keine
Ausnahme gewesen.

Clayton Bigge war nicht
besonders sentimental
veranlagt gewesen;
eigentlich passte es
überhaupt nicht zu ihm,
dass er Zeitungsausschnitte
aufbewahrt hatte. Aber da
war zum Beispiel das

Zeitungsfoto von Todds
Basketballmannschaft
sowie der eine oder andere
alte Artikel übers Angeln,
Claytons großer
Leidenschaft. Von Cynthia
wusste ich, dass ihr Vater
immer nach
Ankündigungen von
Angelwettbewerben und
Berichten über besonders
ergiebige Fischgründe

Ausschau gehalten hatte –
abgelegene Seen, in denen
so viele Fische schwammen,
dass sie einem förmlich ins
Boot sprangen.

Ich fand etwa ein
Dutzend solcher
Zeitungsausschnitte, die
Cynthia aus Schreibtisch-
und Nachttischschubladen
zusammengekramt hatte,
ehe das Haus der Familie

Bigge verkauft worden war.
Ich fragte mich, wie lange
sie den wertlosen Krempel
noch aufbewahren wollte,
während ich die vergilbten
Zeitungsausschnitte
vorsichtig
auseinanderfaltete, um das
brüchige Papier nicht zu
zerreißen.

Und dann fiel mir etwas
ins Auge.

Der Ausschnitt stammte aus dem Hartford Courant. Es handelte sich um einen Artikel über Fliegenfischen am Housatonic River. Wer auch immer ihn ausgeschnitten hatte – höchstwahrscheinlich Clayton selbst –, war mit äußerster Sorgfalt vorgegangen, hatte die Schere fein säuberlich an

den Ecken entlanggeführt. Alles andere, was sich auf der Seite befunden hatte, war akkurat weggeschnitten worden.

Fast alles. Denn unter der letzten Spalte des Artikels befand sich noch eine Kurznachricht, die mit Fliegenfischen überhaupt nichts zu tun hatte.

Die Nachricht war nur

wenige Zeilen lang:

Die Polizei hat immer noch keine Spur im Fall der aus Sharon stammenden Connie Gormley, 27, die am Samstagmorgen in einem Graben am Highway 7 tot aufgefunden wurde. Die Ermittler vermuten, dass Gormley, eine alleinstehende Frau, die bei

Dunkin' Donuts in
Torrington beschäftigt war,
von einem vorbeifahrenden
Wagen erfasst wurde, als sie
nahe der Cornwall Bridge
zu Fuß auf dem Highway
unterwegs war. Der Fahrer
des Wagens schleifte
Gormleys Leiche
anscheinend in den Graben,
um eine sofortige
Entdeckung zu verhindern,

ehe er anschließend
Unfallflucht beginn.

Warum, fragte ich mich,
waren alle anderen Artikel
und Anzeigen sorgfältig mit
der Schere entfernt
worden – nur dieser eine
nicht?

Ganz oben stand das
Datum: 15. Oktober 1981.

Und während ich noch

überlegte, klopfte es
plötzlich an der Haustür.
Ich legte den
Zeitungsausschnitt beiseite,
stand auf und ging zur Tür.

Es war Keisha Ceylon.
Die Hellseherin. Die Frau,
der wir unlängst im
Fernsehstudio
gegenübersessen hatten,
die Frau, deren
parapsychologische

Fähigkeiten urplötzlich versiegt waren, als sich herausgestellt hatte, dass dabei keine fette Kohle für sie herausspringen würde.

»Mr Archer?«, sagte sie. Auch diesmal sah sie ganz und gar nach Geschäftsfrau aus – keine bunten Tücher, keine großen Kreolen-Ohringe.

Ich musterte sie

misstrauisch und nickte.

»Mein Name ist Keisha Ceylon. Erinnern Sie sich an mich?«

»Und ob«, sagte ich.

»Nun ja, zuallererst möchte ich mich für den bedauerlichen Vorfall beim Sender entschuldigen. Ich hatte eine feste Zusage, was mein Honorar betraf, sonst wäre es nicht zu diesen

Unstimmigkeiten
gekommen. Aber natürlich
hätte ich Ihre Frau nicht
damit behelligen dürfen.«

Ich schwieg.

»Wie auch immer«,
versuchte sie die
Gesprächslücke zu füllen,
»Tatsache ist, dass ich Ihrer
Frau auch weiterhin gern
helfen würde. Und sie will
doch sicher nach wie vor

erfahren, was mit ihrer Familie geschehen ist.«

Ich gab immer noch keinen Ton von mir.

»Darf ich hereinkommen?«, fragte sie.

Eigentlich wollte ich ihr die Tür vor der Nase zuknallen, aber plötzlich erinnerte ich mich daran, was Cynthia vor unserem ersten Treff mit der

Hellseherin gesagt hatte – vielleicht wusste sie ja wirklich etwas, was uns weiterhelfen würde, selbst wenn die Chance nur eins zu einer Million stand.

Ja, Keisha Ceylon hatte uns schon einmal bitter enttäuscht, aber immerhin wagte sie es, uns ein zweites Mal unter die Augen zu treten. Vielleicht hatte sie

eine zweite Chance verdient.

Nach kurzem Zögern öffnete ich die Tür, um sie einzulassen. Ich führte sie ins Wohnzimmer und wies auf das Sofa, wo am Tag zuvor Abagnall gesessen hatte. Dann setzte ich mich ihr gegenüber und schlug die Beine übereinander.

»Wahrscheinlich sind Sie

skeptisch«, sagte sie.
»Dennoch gibt es
mysteriöse Kräfte, die
Einfluss auf unser Leben
nehmen, und nur wenige
besitzen die Gabe, sich
diese Kräfte zunutze
machen zu können.«

»Hmm«, sagte ich.

»Wenn ich eine Botschaft
erhalte, die einem
Menschen in Not helfen

könnte, fühle ich mich verpflichtet, mich mit diesem Menschen in Verbindung zu setzen. Wenn man eine solche Gabe besitzt, trägt man auch Verantwortung.«

»Verstehe.«

»Die finanzielle Seite ist dabei absolut zweitrangig.«

»Das kann ich mir lebhaft vorstellen.«

Obwohl ich Keisha Ceylon bereitwillig hereingelassen hatte, begann ich es langsam zu bereuen.

»Ich spüre genau, dass Sie mir kein Wort glauben, aber ich kann Dinge sehen.«

Der Text kam mir bekannt vor. Aber hieß es nicht Ich kann Tote sehen?

»Und wenn Sie wollen, kann ich Ihnen meine Gabe

zur Verfügung stellen«, sagte sie. »Dennoch wäre ich Ihnen für einen kleinen Unkostenbeitrag dankbar, nachdem diese Fernsehritzen ja nun keinen Cent herausrücken wollten.«

»Ah, ja«, sagte ich. »Und was für einen Unkostenbeitrag hatten Sie sich vorgestellt?«

Die Ceylon legte die Stirn in Falten, als hätte sie daran bislang nicht den geringsten Gedanken verschwendet. »Tja, da setzen Sie mir die Pistole auf die Brust«, sagte sie. »Ich hatte an etwas in der Größenordnung von tausend Dollar gedacht. So war es jedenfalls mit den Fernsehleuten vereinbart,

ehe sie dann plötzlich nichts mehr davon wissen wollten.«

»Verstehe«, sagte ich.
»Könnten Sie mir vielleicht eine kleine Kostprobe Ihrer Fähigkeiten geben? Tausend Dollar sind schließlich kein Pappenstiel.«

Die Ceylon nickte.
»Natürlich«, sagte sie.
»Einen Moment bitte.« Sie

lehnte sich zurück, reckte den Kopf und schloss die Augen. Eine halbe Minute lang saß sie ebenso stumm wie regungslos da. Es sah aus, als fiele sie in eine Art Trance, als mache sie sich bereit, mit der Geisterwelt in Kontakt zu treten.

Dann: »Ich sehe ein Haus.«

»Ein Haus«, sagte ich.

Langsam nahm die Sache Formen an.

»Ein Haus an einer Straße, auf der Kinder spielen. Ich sehe Bäume, eine alte Frau und einen alten Mann, die an dem Haus vorbeigehen. Und da ist noch ein Mann, aber nicht so alt, vielleicht ihr Sohn ... es könnte Todd sein, glaube ich. Ich werde

jetzt versuchen, mich ganz
auf das Haus zu
konzentrieren ...«

Ich beugte mich näher zu
ihr. »Ist es ein gelbes Haus?
Mit leicht verwitterter
Fassade?«

Die Lider der Ceylon
schienen leicht zu flattern.
»Ja. Genau.«

»O Gott«, sagte ich.
»Und die Fensterläden?

Sind sie grün –
dunkelgrün?«

Sie neigte den Kopf leicht
zur Seite, als würde sie
genauer hinsehen. »Ja,
dunkelgrün.«

»Sind Blumenkästen
unter den Fenstern?«, fragte
ich. »In denen Petunien
wachsen? Können Sie mir
das sagen? Es ist sehr
wichtig.«

Sie nickte wie in Zeitlupe. »Ja, Sie haben recht. Die Blumenkästen sind voller Petunien. Kennen Sie das Haus?«

»Nein«, sagte ich achselzuckend. »Das habe ich mir bloß gerade ausgedacht.«

Wütend schlug sie die Augen auf. »Sie dreckiger Mistkerl!«

»Tja, das war's dann wohl«, sagte ich.

»Sie schulden mir tausend Dollar.«

Mach Witze.

»Von wegen«, sagte ich.

»Tausend Dollar, weil ich Ihnen ...« Ich sah, wie sie krampfhaft überlegte. »Ich hatte noch eine andere Vision. Ihre Tochter. Sie ist in großer Gefahr.«

»Tatsächlich?«, sagte ich.

»Ja. Ich habe sie gesehen.

In einem Wagen. Auf einem Hügel. Geben Sie mir das Geld, und ich sage Ihnen, wie Sie Ihre Tochter retten können.«

Ich hörte, wie draußen eine Autotür zugeworfen wurde. »Ich habe auch eine Vision«, sagte ich und rieb mir die Schläfen. »Ich sehe

meine Frau, wie sie durch diese Tür kommt. Es muss jede Sekunde so weit sein.«

Und genauso war es. Wortlos ließ Cynthia den Blick durch das Wohnzimmer schweifen.

»Hallo, Schatz«, sagte ich beiläufig. »Du Erinnerst dich bestimmt an Keisha Ceylon, die Hellseherin, oder? Tja, und weil ich ihr

den Hokusfokus nicht abkaufen wollte, hat sie mir jetzt noch kurzerhand eine Schreckensvision über Grace aufgetischt, um auf der Klaviatur unserer schlimmsten Ängste zu spielen und uns doch noch einen Tausender aus dem Kreuz zu leiern.« Ich sah Keisha an. »So weit richtig?«

Der Ceylon hatte es die Sprache verschlagen.

»Na, wie war's beim Bestatter?«, fragte ich Cynthia und ließ den Blick abermals zu der Hellseherin schweifen. »Ihre Tante ist gestorben. Einen besseren Zeitpunkt hätten Sie sich wirklich nicht aussuchen können.«

Und dann ging alles ganz

schnell.

Cynthia packte die Hellseherin bei den Haaren, riss sie vom Sofa und zerrte sie zur Haustür.

Sie war puterrot vor Wut. Keisha war eine große Frau, doch Cynthia schleifte sie über den Boden wie eine Strohpuppe. Sie ignorierte die gellenden Schreie der Hellseherin, die Flut von

Obszönitäten, die aus ihrem Mund sprudelte.

Cynthia zerrte sie zur Tür und warf die Betrügerin hinaus. Keisha Ceylon verlor das Gleichgewicht, stürzte die Stufen hinunter und landete bäuchlings auf dem Rasen.

Ehe Cynthia die Tür hinter ihr zuknallte, brüllte sie: »Lass uns ein für alle

Mal in Frieden, du mieses, geldgieriges Stück!« Mit wildem Blick sah sie mich an, während sie versuchte, wieder zu Atem zu kommen.

Ich fühlte mich, als müsste ich ebenfalls erstmal Luft holen.

DREIUNDZWANZIG

Nach der Totenfeier nahm
der
Bestattungsunternehmer
Cynthia, Grace und mich in
seinem Cadillac mit zum
Hafen von Milford, wo sein
kleines Kajütschiff ankerte.

Rolly Carruthers und seine Frau Millicent, die Pamela mitgenommen hatten, folgten uns in ihrem Wagen und gesellten sich zu uns auf das Schiff.

Dann verließen wir den geschützten Hafen und fuhren hinaus in die Bucht; vom Schiff aus konnten wir die Strandhäuser am East Broadway sehen. Früher

hatte ich mir immer
gewünscht, ein solches
Anwesen zu besitzen, doch
seit der Hurrikan Gloria
1985 hier sein Unwesen
getrieben hatte, dachte ich
anders darüber. In Florida
war ein Hurrikan nichts
Besonderes, aber wenn man
in Connecticut lebte,
behielt man sie in
bleibender Erinnerung.

An diesem Tag herrschte glücklicherweise günstiges Wetter für unser Vorhaben; es wehte nur eine leichte Brise. Der

Bestattungsunternehmer, dessen Freundlichkeit echt zu sein schien, hatte die Urne mit der Asche mitgebracht, die ins Meer gestreut werden sollte, so wie Tess es sich gewünscht

hatte.

Wir sprachen nicht viel, auch wenn Millicent zwischendurch versuchte, das Schweigen zu brechen. Sie legte den Arm um Cynthia und sagte: »Für die Erfüllung ihres letzten Wunsches hätte Tess keinen schöneren Tag erwischen können.«

Vielleicht hätten ihre

Worte Cynthia ein wenig aufrichten können, wenn Tess an einer Krankheit gestorben wäre, aber wenn jemand eines gewaltsamen Todes stirbt, gibt es für die Hinterbliebenen wenig Trost.

Millicent hatte es jedenfalls nur nett gemeint. Sie und Rolly kannten Cynthia schon seit einer

kleinen Ewigkeit. Sie waren so etwas wie Onkel und Tante für sie und hatten sich über die Jahre rührend um sie gekümmert. Millicent war in derselben Straße wie Cynthias Mutter Patricia aufgewachsen und, obwohl Patricia ein paar Jahre älter gewesen war, ihre Freundin geworden. Millicent hatte schließlich

Rolly geheiratet, Patricia ihren späteren Mann Clayton kennengelernt. Rolly und Millicent hatten Cynthia von Geburt an gekannt und ihr stets mit Rat und Tat zur Seite gestanden, auch wenn es Rolly war, mit dem sie das engere Verhältniß verband.

»Ja, ein wunderschöner Tag«, schloss sich Rolly

seiner Frau an. Er trat zu Cynthia, den Blick aufs Deck geheftet, um bei dem leichten Seegang nicht das Gleichgewicht zu verlieren. »Aber das macht es einem auch nicht leichter, ich weiß.«

Pam schwankte ein bisschen und wünschte wahrscheinlich, sie hätte weniger hohe Absätze

angezogen. Sie nahm
Cynthia in den Arm.
»Warum nur?«, sagte
Cynthia. »Tess hat nie
jemandem etwas Böses
getan.« Sie wischte sich die
Augen. »Sie war meine
letzte Verwandte. Jetzt sind
alle fort.«

Pam drückte sie an sich.
»Wir wissen, was sie für
dich getan hat. Es muss

irgendein Verrückter
gewesen sein.«

Rolly schüttelte
angewidert den Kopf, als
wolle er damit ausdrücken,
wie tief die Menschheit
gesunken sei, ging zum
Heck und starrte ins
Kielwasser hinab. Ich trat
zu ihm.

»Danke, dass ihr
gekommen seid«, sagte ich.

»Es bedeutet Cyn sehr viel.«

Er musterte mich verblüfft. »Soll das ein Witz sein? Du weißt genau, dass wir immer für euch da sind.« Abermals schüttelte er den Kopf. »Glaubt ihr das wirklich? Dass es irgendein Verrückter war?«

»Nein«, sagte ich. »Ich jedenfalls nicht. Wer auch

immer Tess umgebracht hat, hatte einen Grund.«

»Was glaubt denn die Polizei?«, fragte er.

»Soweit ich weiß, haben sie nicht die geringste Spur«, sagte ich. »Sobald ich von Cynthias verschwundener Familie anfangen, sehen sie mich bloß müde an, als wäre das alles zu viel für sie. Sie

wollen einfach nicht mit der Vergangenheit behelligt werden.«

»Na ja, was erwartest du?«, fragte Rolly. »Die haben genug mit dem Hier und Jetzt zu tun.«

Das Schiff verlangsamte sein Tempo und der Bestattungsunternehmer trat zu uns. »Mr Archer? Wir wären dann so weit.«

Wir versammelten uns an der Reling, während der Bestattungsunternehmer Cynthia feierlich die Urne überreichte. Ich half ihr, das Gefäß zu öffnen. Aus Furcht, es fallen zu lassen, waren wir so nervös, als hätten wir es mit einer Stange Dynamit zu tun. Dann war es geschafft. Grace, Rolly, Millicent,

Pam und ich sahen zu, wie
Cynthia die Urne umdrehte
und der Wind die Asche ins
Wasser fegte. Nur ein paar
Sekunden und Tess'
Überreste waren verweht.
Cynthia reichte mir die
Urne. Einen Augenblick
lang sah es so aus, als sei ihr
schwindelig geworden;
Rolly trat zu ihr, um sie zu
stützen, aber sie

signalisierte ihm mit erhobener Hand, dass alles in Ordnung war.

Grace hatte eine Rose mitgebracht – es war ihre eigene Idee gewesen –, die sie nun ins Wasser warf.

»Auf Wiedersehen, Tante Tess«, sagte sie. »Danke für das schöne Buch.«

Am Morgen hatte Cynthia noch davon

gesprochen, ein paar Worte sagen zu wollen, doch nun, da es so weit war, fehlte ihr die Kraft dazu. Und mir fiel nichts ein, was gewichtiger oder ergreifender gewesen wäre als Grace' simples Lebewohl.

Als wir zum Pier zurückfuhren, sah ich dort eine gedrungene schwarze Frau in Jeans und dunkler

Lederjacke stehen, die uns offenbar erwartete. Sie war ziemlich korpulent, bewies aber ein beträchtliches Maß an Geschick, als sie uns half, das Kajütschiff festzumachen. »Terrence Archer?«, fragte sie. Dem leichten Akzent nach zu urteilen kam sie aus Boston.

Ich bejahte.

Sie hielt mir einen

Ausweis hin, der sie als Detective Rona Wedmore identifizierte. Außerdem war sie nicht aus Boston, sondern aus Milford. Sie streckte die Hand aus und half Cynthia auf den Pier, während ich Grace auf die verwitterten Planken hob.

»Ich würde gern kurz mit Ihnen sprechen«, sagte sie.

Cynthia legte den Arm

um Grace, während die anderen sich zu ihr gesellten. Die Polizistin und ich gingen ein paar Meter weiter.

»Geht es um Tess?«, fragte ich. »Ist jemand verhaftet worden?«

»Nein, Sir«, sagte sie. »Die Ermittlungen laufen sicher auf Hochtouren, aber ich bin in einer anderen

Angelegenheit hier.« Ihre Worte kamen kurz und knapp, wie aus der Pistole geschossen. »Es geht um Denton Abagnall.«

Der Name traf mich wie aus heiterem Himmel. »Ja?«

»Er ist spurlos verschwunden«, sagte sie. »Nun schon seit zwei Tagen.«

»Ich habe erst kürzlich

mit seiner Frau telefoniert. Und ihr geraten, umgehend die Polizei einzuschalten.«

»Und seitdem haben Sie nichts mehr von ihm gehört?«

»Nein«, sagte ich. »Ich wette, sein Verschwinden hängt irgendwie mit dem Mord an der Tante meiner Frau zusammen. Kurz vor ihrem Tod war er noch bei

ihr. Tess hatte mir gesagt, sie hätte seine Visitenkarte an die Pinnwand in ihrer Küche gesteckt. Aber als ich sie tot aufgefunden habe, war die Karte nicht mehr da.«

Detective Wedmore schrieb etwas in ihr Notizbuch. »Er hat Nachforschungen für sie angestellt, richtig?«

»Ja.«

»Und im Zuge dieser Nachforschungen ist er verschwunden.« Das war keine Frage, daher nickte ich nur. »Was glauben Sie?«

»Was?«

»Was passiert ist.« Ein ungeduldiger Unterton.

Ich zögerte und sah hinauf zum wolkenlosen Himmel. »Ich will nichts

heraufbeschwören«, sagte ich dann. »Aber ich glaube, er ist tot. Als er bei uns war, hat jemand auf seinem Handy angerufen – möglicherweise sogar sein Mörder, wenn Sie mich fragen.«

»Wann war das?«, fragte sie. »Um welche Uhrzeit?«

»So gegen fünf Uhr nachmittags.«

»Vor fünf, nach fünf oder Punkt fünf?«

»Ziemlich genau um fünf.«

»Wir haben uns nämlich mit seinem Handy-Provider in Verbindung gesetzt und alle Anrufe abgefragt. Und um fünf hat jemand angerufen – von einem Münztelefon in Derby.«

»Die Tante meiner Frau wohnte dort oben«, sagte ich.

»Dann gab es noch einen weiteren Anruf von einem Münztelefon hier in Milford, eine Stunde später. Danach hat seine Frau noch mehrmals angerufen, aber er ist nicht ans Handy gegangen.«

Cynthia und Grace

stiegen in den Cadillac des Bestatters ein.

Detective Wedmore baute sich herausfordernd vor mir auf, und obwohl sie mehr als zehn Zentimeter kleiner war als ich, wirkte sie ziemlich einschüchternd.

»Wer könnte es auf die Tante Ihrer Frau abgesehen gehabt haben?«, fragte sie.

»Und vielleicht auch auf Abagnall?«

»Jemand, der will, dass die Vergangenheit im Dunkeln bleibt«, sagte ich.



Millicent lud uns zum Essen ein, aber Cynthia wollte lieber gleich nach Hause. Grace war tief

ergriffen; es war ihre erste Beisetzung gewesen. Den Appetit hatte es ihr entgegen meinen Befürchtungen allerdings nicht verschlagen. Als wir zu Hause ankamen, klagte Grace, sie sei am Verhungern – wenn sie nicht sofort etwas zu essen bekäme, würde sie auf der Stelle tot umfallen. »Oh,

sorry«, sagte sie dann.

Cynthia lächelte. »Hast du Lust auf ein Thunfischsandwich?«

»Ja«, sagte Grace. »Mit Sellerie.«

»Ich weiß nicht, ob wir Sellerie haben«, sagte Cynthia.

Grace ging zum Kühlschrank und öffnete das Gemüsefach. »Da ist

welche, aber ich glaube, die ist nicht mehr ganz frisch.«

»Zeig mal her«, sagte Cynthia.

Ich hängte meine Anzugjacke über die Stuhllehne und lockerte meine Krawatte. In der Schule muss ich so gut wie nie Anzüge tragen; jedenfalls fühlte ich mich ziemlich unwohl in dem

förmlichen Aufzug. Ich setzte mich, verdrängte alles, was heute passiert war, und sah meinen beiden Mädchen zu. Cynthia nahm eine Dose Thunfisch und einen Dosenöffner zur Hand, während Grace die Selleriestangen auf die Anrichte legte.

Cynthia ließ das Öl aus der Konservendose

abtropfen, gab den Thunfisch in eine Schüssel und bat Grace, das Mirakel Whip aus dem Kühlschrank zu holen. Grace nahm das Glas heraus, drehte den Deckel ab und stellte es auf die Anrichte. Sie griff nach einer Selleriestange und wedelte damit herum wie mit einem Stück Gummi. Spielerisch schlug sie ihre

Mutter damit auf den Arm.

Cynthia wandte sich um, schnappte sich ihrerseits eine Selleriestange und schlug zurück. Sie standen sich gegenüber und begannen zu fechten. »Nimm dies!«, rief Cynthia. Dann begannen sie beide zu lachen.

Ich hatte mich immer gefragt, wie Cyns Mutter

wohl gewesen war. Nun
wusste ich endlich die
Antwort.



Nachdem Grace gegessen
hatte und nach oben
gegangen war, um sich
umzuziehen, sagte Cynthia:
»Du siehst toll aus heute.«

»Du auch«, sagte ich.

»Es tut mir leid«, sagte sie.

»Hmm?«

»Es tut mir leid.

Natürlich trägst du keine Schuld an Tess' Tod. Ich hätte das nicht sagen dürfen.«

»Schon okay. Trotzdem wäre es besser gewesen, wenn ich von Anfang an mit offenen Karten gespielt

hätte.«

Sie sah zu Boden.

»Kann ich dich etwas fragen?«, sagte ich.

Sie nickte.

»Hast du eine Ahnung, warum dein Vater einen Zeitungsausschnitt über einen Unfall mit Fahrerflucht aufbewahrt hat?«

»Wovon redest du?«,

fragte sie.

»Von einem Zeitungsbericht«, sagte ich.
»Den dein Vater aufbewahrt hat.«

Die Schuhkartons standen nach wie vor auf dem Küchentisch. Der Zeitungsausschnitt mit dem Artikel über Fliegenfischen und der Meldung über die Frau aus Sharon lag

oben auf.

»Zeig mal«, sagte Cynthia und trocknete sich die Hände ab. Vorsichtig nahm sie den Zeitungsausschnitt aus meiner Hand entgegen, als sei er aus Pergament. Dann las sie, wie die Frau auf dem Highway von einem Wagen erfasst und von dessen Fahrer vermutlich in den

Straßengraben geschleift
worden war.

»Ich fasse es nicht«, sagte
sie. »Das ist mir nie
aufgefallen.«

»Wie auch?«, sagte ich.
»Du hast gedacht, es ginge
nur um den Artikel über
Fliegenfischen.«

»Vielleicht hat er ihn ja
genau deswegen
aufbewahrt.«

»Zum Teil bestimmt«, sagte ich. »Aber ich frage mich, was ihm zuerst ins Auge gestochen ist. Wollte er den Bericht über den Unfall ausschneiden, aber dann ist ihm plötzlich der Artikel übers Fliegenfischen aufgefallen? Oder hat er erst die Story übers Fliegenfischen bemerkt und dann die

kleine Meldung mit
ausgeschnitten, aus welchen
Gründen auch immer?« Ich
hielt kurz inne. »Oder ging
es ihm um den Bericht über
den Unfall, und er hat die
Geschichte übers
Fliegenfischen mit
ausgeschnitten, um
unliebsame Fragen zu
vermeiden – etwa von
deiner Mutter?«

Cynthia gab mir den Zeitungsausschnitt zurück.
»Was in aller Welt willst du damit sagen?«

»Ach, ich weiß es auch nicht«, sagte ich.

»Immer wenn ich in meinen Erinnerungsstücken krame«, sagte Cynthia,
»hoffe ich, irgendetwas zu finden, was ich nie zuvor bemerkt habe. Es ist absolut

frustrierend, weil ich am Ende doch immer nur mit leeren Händen dastehe. Und trotzdem klammere ich mich an die Hoffnung, eines Tages irgendeinen winzigen Hinweis zu finden, der alle Teile des Puzzles zusammenfügt.«

»Ich weiß«, sagte ich.

»Ich weiß.«

»Wie hieß die Frau noch

mal, die bei dem Unfall getötet wurde?«

»Connie Gormley«, sagte ich. »Sie war siebenundzwanzig.«

»Den Namen habe ich noch nie gehört. Dieser Zeitungsausschnitt bringt uns kein bisschen weiter. Aber was, wenn er das fehlende Puzzleteil ist?«

»Glaubst du?«, fragte ich.

Zögernd schüttelte sie
den Kopf. »Nein.«

Ich glaubte es ebenso
wenig.

Was mich dennoch nicht
davon abhielt, nach oben zu
gehen und den Computer
anzuschalten, in der
Hoffnung, via Internet
mehr über den Unfall zu
erfahren, der Connie
Gormley das Leben

gekostet hatte.

Ich fand gar nichts.

Weshalb ich erst einmal
das Online-Telefonbuch
konsultierte und nach
Einträgen unter dem
Namen Gormley in
unserem Teil Connecticuts
Ausschau hielt. Als ich mir
ein halbes Dutzend Namen
und Nummern
herausgeschrieben hatte

und die Betreffenden gerade anrufen wollte, steckte Cynthia den Kopf zur Tür herein. »Was machst du?«, fragte sie.

Ich sagte es ihr.

Halb erwartete ich, dass sie protestieren, halb, dass sie mich darin unterstützen würde, auch nach dem dünnsten Strohhalm zu greifen. Stattdessen sagte

sie: »Ich lege mich ein Stündchen hin.«

Ich probierte die erste Nummer und tatsächlich hob jemand ab. Ich nannte meinen Namen und sagte, wahrscheinlich hätte ich die falsche Nummer, würde aber nach jemandem suchen, der mir mit Informationen über eine gewisse Connie Gormley

weiterhelfen könnte, die bei einem Unfall ums Leben gekommen war.

»Tut mir leid«, sagte der Mann am anderen Ende.
»Nie gehört, den Namen.«

»Wer?«, fragte die ältere Frau, die ich als Zweite anrief. »Eine Connie Gormley kenne ich nicht. Aber eine meiner Nichten heißt Constance Gormley –

sie wohnt in Stratford und
ist Immobilienmaklerin.
Wenn Sie nach einem Haus
suchen, kann sie Ihnen
bestimmt weiterhelfen.
Warten Sie einen Moment,
ich suche Ihnen kurz die
Nummer raus.«

Ich wollte nicht
unhöflich sein, legte aber
nach kurzem Warten auf.

Unter der dritten

Nummer meldete sich eine Männerstimme. »Meine Güte, Connie?«, sagte er. »Das ist ja Ewigkeiten her.«

Wie sich herausstellte, sprach ich mit Howard Gormley – dem mittlerweile 65 Jahre alten Bruder der Toten.

»Wieso fragen Sie überhaupt nach Connie?« Seine Stimme klang rau und

müde.

»Ich weiß nicht recht, wie ich Ihnen die Sache erklären soll, Mr Gormley«, sagte ich. »Ein paar Monate nach dem Unfall Ihrer Schwester gab es gewisse Probleme in der Familie meiner Frau, die bis heute nicht geklärt sind. Und jetzt haben wir zufällig einen Artikel über

den Unfall Ihrer Schwester
bei ein paar alten
Unterlagen gefunden.«

»Das klingt ja ziemlich
merkwürdig«, sagte
Howard Gormley.

»In der Tat. Aber
vielleicht stellt sich ja
heraus, dass die eine Sache
gar nichts mit der anderen
zu tun hat. Dazu müssten
Sie mir allerdings ein paar

Fragen beantworten.«

»Schießen Sie los.«

»Ist eigentlich je geklärt worden, wer Ihre Schwester überfahren hat? Konnte der Fahrer des Wagens ermittelt werden?«

»Nein. Die Polizei hat überhaupt nichts herausgefunden. Und nach einer Weile ist der Fall dann wohl einfach zu den Akten

gewandert, wenn Sie mich fragen.«

»Das tut mir leid.«

»Tja. Mom und Dad sind nie drüber hinweggekommen. Es hat ihnen das Herz gebrochen. Mom ist zwei Jahre darauf gestorben, und noch ein Jahr später ist Dad von uns gegangen. Krebs, alle beide. Aber in Wirklichkeit war es

wohl der Kummer, der sie von innen aufgefressen hat.«

»Gab es denn überhaupt keine Spuren? Irgendetwas muss die Polizei doch herausgefunden haben.«

»Steht davon nichts in dem Zeitungsbericht, den Sie gefunden haben?«

Der kurze Artikel lag direkt neben mir. Ich las

ihm die wenigen Zeilen vor.

»Ach, das war noch ganz am Anfang«, sagte er.
»Bevor sie herausgefunden haben, dass die ganze Sache getürkt war.«

»Getürkt?«

»Na ja, zuerst gingen sie davon aus, dass es bloß ein Unfall mit Fahrerflucht war. Aber bei der Obduktion hat sich dann

herausgestellt, dass die Sache nicht astrein war.«

»Was meinen Sie damit?«

»Hören Sie, ich bin kein Experte. Ich habe mein Leben lang als Dachdecker gearbeitet. Mit diesem gerichtsmedizinischen Zeug kenne ich mich nicht aus. Jedenfalls haben sie uns gesagt, dass sie offenbar schon tot war, als sie

angefahren wurde.«

»Moment mal«, sagte ich.

»Ihre Schwester war bereits tot, als der Unfall geschah?«

»Hab ich doch gerade gesagt. Und ...« Er hielt einen Moment inne.

»Mr Gormley?«

»Sorry, das geht mir alles nicht so leicht über die Lippen. Sie verstehen

sicher, dass ich meine Schwester nicht in ein schlechtes Licht rücken will.«

»Ja, natürlich.«

»Na ja, offenbar hatte Connie mit jemandem Geschlechtsverkehr gehabt, bevor sie in den Graben geworfen wurde.«

»Sie meinen ...«

»Also, eine

Vergewaltigung war es wohl nicht ... obwohl man ja nie weiß. Aber meine Schwester war kein Kind von Traurigkeit, wenn Sie verstehen, was ich meine. Jedenfalls war da irgendwas mit einem Mann an jenem Abend. Ich frage mich bis heute, ob er es war, der sie umgebracht und den Mord anschließend wie einen

Unfall hingedreht hat.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Connie und ich, wir standen uns ziemlich nahe. Ihr Lebensstil war nicht mein Fall, aber ich bin selbst kein Engel und sollte besser nicht mit dem Finger auf andere zeigen. Die Sache verfolgt mich bis heute, und ich wünschte, sie

würden den Dreckskerl kriegen, der Connie auf dem Gewissen hat. Aber inzwischen ist es so lange her, dass der Bursche vielleicht längst selbst ins Gras gebissen hat.«

»Ja«, sagte ich. »Gut möglich.«



Nach dem Gespräch mit Gormley saß ich eine ganze Weile einfach nur am Schreibtisch, starrte ins Leere und überlegte.

Dann öffnete ich das E-Mail-Programm, um nachzusehen, ob ich neue Nachrichten hatte. Es war der übliche Mist – Viagra im Sonderangebot, Börsentipps, billige Rolex-

Uhren,
Kreditfinanzierungen und
Offerten von Witwen
nigerianischer
Goldminenbesitzer, denen
man helfen konnte, ihre
Millionen auf ein
amerikanisches Konto zu
transferieren. Unser Spam-
Filter hielt nur einen
kleinen Teil dieser
elektronischen

Belästigungen ab.

Und dann war da noch eine E-Mail von einer Hotmail-Adresse, die sich ausschließlich aus Ziffern zusammensetzte –

12051982 – und den Worten »Nicht mehr lange« in der Betreff-Zeile.

Ich klickte sie an.

Die Nachricht war kurz. Dort stand: »Liebe

Cynthia – Wie schon
gesagt: Deine Familie
vergibt dir. Aber eine Frage
wird immer bleiben:
Warum?«

Ich las das Ganze
bestimmt fünfmal, ehe ich
den Blick wieder auf die
Betreff-Zeile richtete.

Nicht mehr lange.

Was sollte nicht mehr
lange dauern?

VIERUNDZWANZIG

»Wie kommt dieser Jemand an unsere E-Mail-Adresse?«, fragte ich Cynthia. Sie saß vor dem Computer und starrte auf den Bildschirm. Kurz zuvor hatte sie unwillkürlich die

Hand ausgestreckt, als würde sie mehr begreifen, wenn sie den Monitor berührte.

»Mein Vater«, stieß sie hervor.

»Was ist mit deinem Vater?«, fragte ich.

»Als er den Hut in die Küche gelegt hat«, sagte Cynthia. »Vielleicht war er ja auch hier oben und hat

den Computer angeschaltet. Dann könnte er auch unsere E-Mail-Adresse wissen.«

»Cyn«, sagte ich vorsichtig, »es gibt nach wie vor keinen Beweis, dass es überhaupt dein Vater war, der uns den Hut ins Haus geschmuggelt hat.«

Kurz fiel mir mein Verdacht ein, dass Cynthia den Hut selbst auf dem

Küchentisch platziert haben könnte. Und für einen Sekundenbruchteil kam mir der Gedanke, dass es kinderleicht war, sich eine Hotmail-Adresse zuzulegen und eine E-Mail an sich selbst zu schicken. Aber ich verwarf den Gedanken sofort wieder.

Ich spürte, dass Cynthia mein Kommentar nicht

gefiel, daher fügte ich hinzu: »Aber natürlich hast du recht. Derjenige, der uns den Hut untergejubelt hat, könnte hier herumgeschnüffelt haben und so an unsere E-Mail-Adresse gekommen sein.«

»Also muss es sich um ein und dieselbe Person handeln«, sagte Cynthia. »Der anonyme Anrufer hat

auch diese Mail
geschrieben. Und ist
außerdem in unser Haus
eingedrungen und hat den
Hut zurückgelassen. Den
Hut meines Vaters.«

Das klang logisch. Sorge
bereitete mir allerdings die
Frage, wer diese Person
war. Etwa dieselbe, die Tess
umgebracht hatte? War es
der Mann, den ich

spätabends durch Grace' Teleskop vor unserem Haus erspäht hatte?

»Und er spricht immer noch von Vergebung«, sagte Cynthia. »Ich verstehe einfach nicht, was das soll. Und was heißt ›Nicht mehr lange‹?«

Ratlos schüttelte ich den Kopf. »Die E-Mail-Adresse bringt uns jedenfalls auch

nicht weiter«, sagte ich und
wies auf den Bildschirm.
»Bloß aufs Geratewohl
zusammengetippte
Nummern.«

»Das stimmt nicht«,
sagte Cynthia. »Das ist ein
Datum. 12. Mai 1982. In
dieser Nacht ist meine
Familie verschwunden.«



»Wir sind in Gefahr«, sagte Cynthia, als wir schlafen gehen wollten.

Sie saß im Bett, die Decke über die Beine gebreitet. Ich stand vor dem Schlafzimmerfenster und spähte ein letztes Mal hinaus auf die Straße, ehe ich zu ihr unter die Decke kroch. Seit dem Vorfall mit dem nächtlichen Besucher

suchte ich jeden Abend die Straße ab.

»Hier sind wir jedenfalls nicht sicher«, sagte sie. »Und ich weiß, dass du genauso denkst, auch wenn du es nicht zugeben willst. Du machst dir Sorgen, ich könnte sonst durchdrehen, stimmt's?«

»Quatsch«, sagte ich.

»Trotzdem«, sagte sie.

»Wir sind hier nicht sicher.
Du nicht, ich nicht und
Grace nicht.«

Sie hätte mich nicht
daran erinnern müssen. Mir
war es selbst nur allzu
bewusst. Die permanente
Ungewissheit machte mich
ebenfalls langsam kirre.

»Meine Tante ist
ermordet worden«, sagte
Cynthia. »Der Mann, den

wir beauftragt haben,
Nachforschungen über
meine Familie anzustellen,
ist spurlos verschwunden.
Vor ein paar Tagen hast du
einen Unbekannten
aufgestöbert, der nachts
unser Haus beobachtet hat.
Obendrein ist jemand in
unserem Haus gewesen.
Wenn nicht mein Vater,
dann jemand anders. Und

dieser Jemand hat den Hut
in die Küche gelegt und an
unserem Computer
gessen.«

»Es war nicht dein
Vater«, sagte ich.

»Weißt du das so genau?
Oder glaubst du einfach,
dass mein Vater tot ist?«

Ich schwieg.

»Wieso hat die Kfz-
Zulassungsstelle keine

Unterlagen über meinen Vater?«, fragte sie. »Und warum existiert keine Sozialversicherungsnummer von ihm?«

»Ich weiß es nicht«, sagte ich müde.

»Glaubst du, Mr Abagnall hat irgendetwas über Vince herausgefunden? Vince Fleming. Er wollte ihn doch genauer unter die

Lupe nehmen, oder?
Vielleicht ist er ja auf etwas
gestoßen. Es könnte doch
sein, dass er Vince
beschattet und sich deshalb
nicht bei seiner Frau
gemeldet hat.«

»Komm, lass uns
schlafen«, sagte ich. »Es
war ein langer Tag.«

»Gibt es noch
irgendetwas, was du mir

verschweigst?«, sagte
Cynthia. »So wie Tess'
Krankheit und die Sache
mit dem Geld?«

»Ich verschweige dir
überhaupt nichts«, sagte
ich. »Habe ich dir nicht
vorhin erst diese E-Mail
gezeigt? Ich hätte sie auch
löschen können. Aber du
hast recht. Wir sollten
vorsichtig sein. Immerhin

haben wir vorgesorgt. Die Schlösser sind ja bereits erneuert. Und ich werde dir in Zukunft auch nicht mehr reinreden, wenn du Grace zur Schule bringst, okay?«

»Was, in aller Welt, geht hier nur vor?«, fragte Cynthia. Ihr Tonfall klang seltsam vorwurfsvoll, als würde ich ihr nach wie vor etwas vorenthalten.

»Herrgott noch mal!«,
fuhr ich sie entnervt an.
»Woher soll ich das wissen?
Es war schließlich nicht
meine verdammte Familie,
die spurlos vom Erdboden
verschwunden ist!«

Sie sah mich entgeistert
an.

Ich war selbst
erschrocken über meinen
Ausbruch. »Es tut mir

leid«, sagte ich. »Das wollte ich nicht. Aber du siehst doch selbst, wie sehr uns das Ganze belastet.«

»Wie es dich belastet«, sagte Cynthia. »Meine Probleme reiben dich völlig auf – so ist es doch, oder?«

»Nein«, sagte ich. »Hör zu, vielleicht sollten wir einfach ein paar Tage wegfahren. Es lässt sich

bestimmt arrangieren, dass Grace vorübergehend freibekommt, und ich rede mit Rolly. Er steht hundert Prozent hinter mir und findet bestimmt jemanden, der meine Kurse interimswise übernehmen kann.«

Sie stieß die Bettdecke von sich und stand auf. »Ich schlafe heute bei Grace«,

sagte sie. »Nicht dass ihr noch etwas passiert. Ich werde hier jedenfalls nicht weiter untätig herumliegen.«

Ich schwieg, während sie sich Kissen und Bettdecke unter die Arme klemmte und das Schlafzimmer verließ.

Plötzlich hatte ich bohrende Kopfschmerzen.

Ich tappte ins Bad, um mir eine Schmerztablette aus dem Medizinschränkchen zu holen, als eilige Schritte an meine Ohren drangen.

Und im selben Moment hörte ich Cynthia auch schon mit panischer Stimme rufen: »Terry! Terry!«

»Was ist denn los?«, fragte ich.

»Grace ist nicht in ihrem Zimmer. Sie ist weg.«

Ich machte Licht und folgte ihr über den Flur in Grace' Zimmer.

»Sie ist nicht da!«
Cynthias Stimme bebte.
»Das habe ich doch schon gesagt!«

»Grace!«, sagte ich laut, sah in ihren Schrank und warf einen Blick unter das

Bett. Die Sachen, die sie tagsüber getragen hatte, lagen auf ihrem Schreibtischstuhl. Ich lief zurück ins Bad und zog den Duschvorhang beiseite, doch auch die Wanne war leer. Cynthia sah unterdessen im Arbeitszimmer nach. Dann standen wir uns wieder auf dem Flur gegenüber.

»Grace!«, rief Cynthia.

Wir liefen die Treppe hinunter und machten überall das Licht an. Das ist nicht wahr, sagte ich mir wieder und wieder. Das musste einfach ein schlechter Traum sein.

Cynthia riss die Kellertür auf und rief abermals nach Grace. Keine Antwort.

Als ich die Küche betrat,

sah ich, dass die Tür zum Garten einen winzigen Spalt offen stand.

Einen Moment lang setzte mein Herz aus.

»Ruf die Polizei«, sagte ich zu Cynthia.

»O Gott«, sagte sie.

Ich knipste die Außenbeleuchtung an und lief barfuß in den Garten.

»Grace!«, rief ich.

Und dann hörte ich plötzlich ihre Stimme. Sie klang ziemlich genervt.

»Dad, mach das Licht aus!«

Ich sah nach rechts, und da stand Grace im Pyjama vor dem Stativ mit dem Teleskop, das auf den Nachthimmel gerichtet war.

»Ist was?«, fragte sie.



Eigentlich hätten wir uns am nächsten Morgen freinehmen müssen, beschlossen aber, ganz normal zur Arbeit zu gehen.

»Es tut mir echt leid«, sagte Grace ungefähr zum hundertsten Mal, während sie ihre Cheerios aß.

»Mach so etwas nie wieder«, sagte Cynthia.

»Ich hab doch gesagt, dass es mir leid tut.«

Cynthia war die ganze Nacht nicht von ihrer Seite gewichen. Fest stand, dass sie Grace in nächster Zeit nicht aus den Augen lassen würde.

»Weißt du eigentlich, dass du schnarchst?«, sagte

Grace zu ihr.

Am liebsten hätte ich gelacht, konnte es mir aber gerade noch verkneifen.

Wie immer verließ ich als Erster das Haus. Cynthia sagte nicht einmal tschüs, brachte mich auch nicht zur Tür. Offenbar hatte sie unseren Streit von letzter Nacht nicht vergessen. Statt unsere Kräfte zu bündeln,

schienen wir uns immer weiter voneinander zu entfernen, als wäre ein unsichtbarer Keil zwischen uns getrieben worden. Cynthia glaubte nach wie vor, dass ich nicht mit offenen Karten spielte, dass ich ihr weiterhin Dinge verschwieg. Während ich Probleme mit Cynthia hatte, die ich sogar mir

selbst gegenüber nur
schwer benennen konnte.

Cynthia glaubte, dass ich
sie für die Schwierigkeiten
verantwortlich machte, die
in jüngster Zeit über uns
hereingebrochen waren.
Und es war nicht zu
leugnen, dass ihre
Vergangenheit, das
sprichwörtliche Päckchen,
das sie mit sich

herumschleppte, uns das Leben schwer machte. Vielleicht gab ich ihr teilweise tatsächlich die Schuld daran, auch wenn sie nichts dafür konnte, dass ihre Familie damals verschwunden war.

Natürlich verband uns die gemeinsame Sorge um Grace, die bange Frage, wie sich die Ereignisse der

letzten Zeit auf sie
auswirken würden. Unsere
Tochter hatte ihren eigenen
Weg gefunden, mit den
Problemen fertigzuwerden,
die unser Leben
bestimmten. Offenbar bot
ihr selbst die Beschäftigung
mit mörderischen
Asteroiden eine Art
Ausweg. Und nun war ihre
Flucht vor der Wirklichkeit

auch noch zum Auslöser
einer neuen Krise
geworden.



Meine Schüler verhielten
sich erstaunlich taktvoll.
Anscheinend hatte sich
herumgesprochen, warum
ich zwei Tage lang nicht in
der Schule gewesen war.

Ein Todesfall in der Familie. In der Zwischenzeit hatten sie sich an meiner Vertretung schadlos gehalten. Wie alle echten Raubtiere nutzen Schüler die Schwächen ihrer Opfer rücksichtslos aus. Meine Vertretung stotterte kaum merklich; eigentlich hörte man es nur, wenn sie am Anfang eines Satzes

leicht ins Stocken kam,
doch das reichte den Kids
bereits, um sie
erbarmungslos nachzuäffen.
Wie mir andere Kollegen
beim Mittagessen erzählten,
war sie am ersten Tag in
Tränen aufgelöst nach
Hause gefahren. Mitleid
hatte keiner. Die
Schulkorridore waren ein
gnadenloser Dschungel, in

dem nur die Starken überlebten.

Mir gegenüber zeigten sie ein wenig mehr Zurückhaltung. Nicht nur die Kids in meinem Schreibkurs, sondern auch die Schüler meiner beiden Englischklassen. Allerdings wohl kaum aus Pietät, wie mir klar war. Tatsächlich lauerten sie nur darauf, ob

ich mich irgendwie verändert hatte, ob ich eine Träne vergießen, plötzlich die Beherrschung verlieren oder die Tür hinter mir zuknallen würde.

Den Gefallen tat ich ihnen nicht. Was wiederum bedeutete, dass ich für den kommenden Tag keine Sonderbehandlung erwarten durfte.

Jane Scavullo blieb an meinem Pult stehen, während die anderen Kids des Schreibkurses den Raum verließen.

»Tut mir leid, das mit Ihrer Tante«, sagte sie.

»Danke«, sagte ich.
»Eigentlich war es die Tante meiner Frau, aber sie stand mir ebenfalls sehr nahe.«

»Tja«, sagte sie und trabte hinter den anderen her.

Kurz nach Mittag kam ich am Sekretariat vorbei. Im selben Moment trat eine der Sekretärinnen aus der Tür und blieb abrupt stehen, als sie mich erblickte.

»Oh, da sind Sie ja!«, rief sie. »Ich habe es schon im

Lehrerzimmer versucht.«

»Was gibt's denn?«, fragte ich.

»Ein Anruf für Sie«, sagte sie. »Ich glaube, es ist Ihre Frau.«

Ich folgte ihr ins Sekretariat. Sie wies auf ihr Telefon. Eine Taste blinkte. »Einfach draufdrücken«, sagte sie.

Ich griff nach dem Hörer

und drückte auf die Taste.

»Cynthia?«

»Terry, ich ...«

»Ich wollte dich auch anrufen. Es tut mir leid wegen gestern Nacht. Ich hätte das nicht sagen dürfen.«

Die Sekretärin setzte sich und tat so, als würde sie nicht zuhören.

»Terry ...«

»Vielleicht sollten wir
einen anderen
Privatdetektiv einschalten.
Ich meine, nachdem sich
Abagnall nicht mehr
meldet, aus welchen
Gründen auch immer ...«

»Terry, sei doch endlich
mal still.«

Abrupt verstummte ich.

»Es ist etwas passiert«,
sagte Cynthia mit leiser,

fast atemloser Stimme. »Ich weiß jetzt, wo sie sind.«

FÜNFUNDZWANZIG

»Manchmal macht es mich echt wahnsinnig, wenn du nicht wie verabredet anrufst«, sagte sie.

»Tut mir leid«, sagte er.

»Aber ich habe gute Neuigkeiten. Es geht los.«

»Hervorragend. Wie pflegte Sherlock Holmes zu sagen? Das Spiel hat begonnen. Oder war es Shakespeare?«

»Keine Ahnung«, sagte er.

»Du hast ihr die Nachricht also zukommen lassen?«

»Ja.«

»Aber jetzt musst du

noch ein bisschen länger bleiben. Abwarten, was passiert.«

»Sowieso«, sagte er.
»Kommt garantiert in den Nachrichten.«

»Am liebsten würde ich es mir aufnehmen.«

»Ich bringe dir die Zeitungen mit.«

»Das wäre nett«, sagte sie.

»Über Tess habe ich nichts mehr gelesen. Anscheinend hat die Polizei nichts weiter herausbekommen.«

»Wirklich ein glücklicher Zufall. Alles spielt uns in die Hände.«

»In den Nachrichten war noch was anderes. Ein Bericht über den verschwundenen

Privatdetektiv. Den
Schnüffler, den sie
angeheuert hat.«

»Glaubst du, sie finden
ihn?«, fragte sie.

»Schwer zu sagen.«

»Tja, nicht unsere
Baustelle«, sagte sie. »Du
klingst ein bisschen
nervös.«

»Bin ich auch.«

»Klar, jetzt wird es

riskant, aber es ist die Mühe wert. Und anschließend kommst du her und holst mich ab.«

»Und er? Meinst du, er wird sich nicht fragen, warum du nicht mehr vorbeikommst?«

»Er kriegt sowieso nicht mehr viel mit«, sagte sie. »Es geht zu Ende. Vielleicht noch ein Monat, mehr Zeit

bleibt ihm nicht mehr.«

»Glaubst du, er hat uns je geliebt?«, fragte er.

»Er hat nur sie geliebt.«

Sie gab sich keine Mühe, den bitteren Unterton in ihrer Stimme zu kaschieren.

»Aber war sie je für ihn da? Hat sie sich jemals um ihn gekümmert? Wer hat denn seine Probleme für ihn gelöst? Und nichts als

Undank habe ich dafür
geerntet! Wir sind
diejenigen, denen unrecht
getan worden ist. Wir
hätten eine richtige Familie
sein können. Was jetzt
passiert, ist nur gerecht.«

»Ich weiß«, sagte er.

»Womit kann ich dich
erfreuen, wenn du wieder
nach Hause kommst?«

»Wie wär's mit einem

Karottenkuchen?«

»Aber gern. Das ist ja wohl das Mindeste, was eine Mutter für ihren Sohn tun kann.«

SECHSUNDZWANZIG

Ich rief bei der Polizei an und hinterließ eine Nachricht für Detective Rona Wedmore, die Beamtin, die mich nach Tess' Bestattung befragt hatte. Ich bat sie, so schnell

wie möglich bei uns vorbeizukommen, und hinterließ unsere Adresse, obwohl ich mir sicher war, dass sie genau wusste, wo wir wohnten. Außerdem sagte ich, der Grund meines Anrufs habe nicht direkt mit dem Verschwinden Abagnalls zu tun, könnte aber möglicherweise damit in Verbindung stehen.

Ich sagte, es sei eilig.

Dann rief ich Cynthia an und fragte, ob ich sie von der Arbeit abholen sollte, aber sie meinte, das sei nicht nötig. Ich verließ die Schule, ohne jemanden über die Gründe zu informieren, ging aber davon aus, dass sich die Kollegen allmählich an mein seltsames Verhalten

gewöhnten. Während
meines Telefonats im
Sekretariat war Rolly kurz
aus seinem Büro gekommen
und hatte mir verwundert
hinterhergesehen, als ich
aus dem Gebäude gehetzt
war.

Cynthia war ein, zwei
Minuten vor mir zu Hause.
Sie stand in der Tür, einen
Briefumschlag in der Hand.

Den reichte sie mir. Auf dem Umschlag stand nur ein Wort: Cynthia. Keine Briefmarke. Mit der Post war der Brief also nicht gekommen.

»Jetzt haben wir ihn beide angefasst«, sagte ich, während mir urplötzlich aufging, dass uns die Polizei dafür womöglich die Hölle heißmachen würde.

»Ist doch egal«, sagte
Cynthia. »Lies schon.«

Ich förderte ein
zusammengefaltetes Blatt
Schreibmaschinenpapier
zutage. Auf der Rückseite
befand sich eine grobe, mit
Bleistift gezeichnete Skizze.
Ein paar sich kreuzende
Linien stellten Straßen dar;
ein paar Häuser
kennzeichneten offenbar

ein Städtchen namens »Otis«, ein ovaler Umriss einen »Baggersee«, an dessen innerem Rand sich ein »X« befand. Ein paar andere Symbole auf der Zeichnung konnte ich nicht auf Anhieb deuten.

Schweigend sah Cynthia mich an.

Ich wendete das Blatt, und im selben Moment, als

ich die getippte Nachricht sah, sprang mir etwas ins Auge, was mir einen leisen Schauer über den Rücken jagte. Und das, obwohl ich noch kein einziges Wort gelesen hatte.

Aber ich hielt vorerst den Mund und las:

Cynthia –

langsam solltest Du

erfahren, wo sie die ganze Zeit über waren. Wo sie vermutlich immer noch sind. Zwei Stunden nördlich von Milford befindet sich ein Baggersee, gleich hinter der Grenze zu Massachusetts. Es ist kein Badesee, sondern eine stillgelegte Kiesgrube. Der See ist ziemlich tief, und was dort auf dem Grund

liegt, wird so schnell nicht entdeckt. Man erreicht ihn über den Highway 8. Sobald Du in Massachusetts bist, fährst Du hinter Otis Richtung Westen; siehe umseitige Karte. Ein schmaler, hinter Bäumen verborgener Weg führt zum oberen Rand der Grube. Vorsicht, es geht steil bergab. Und genau dort, auf

dem Grund des Sees, wirst Du die Antwort auf Deine Fragen finden.

Abermals besah ich mir die Rückseite der Nachricht. Die Wegbeschreibung war genau skizziert.

»Sie liegen auf dem Grund des Sees«, flüsterte Cynthia. Sie rang hörbar nach Atem. »Sie sind

also ... tot.« Vor meinen Augen begann alles zu verschwimmen. Ich blinzelte ein paarmal und nahm die anonyme Nachricht noch einmal in Augenschein.

Sie war auf einer Schreibmaschine getippt worden. Nicht auf einem Computer.

»Wo hast du den

Umschlag gefunden?«, fragte ich und versuchte, so ruhig wie nur eben möglich zu klingen.

»Er war bei der Geschäftspost in Pamelas Briefkasten«, sagte Cynthia. »Aber du siehst ja selbst, dass er nicht mit der normalen Post gekommen ist.«

»Stimmt«, sagte ich.

»Jemand hat ihn persönlich eingeworfen.«

»Aber wer?«, fragte sie.

»Woher soll ich das wissen?«

»Wir müssen zu diesem See fahren«, sagte sie. »Am besten sofort. Um endlich Klarheit zu bekommen.«

»Ich habe Rona Wedmore Bescheid gegeben. Der Beamten, die

mich nach Tess' Bestattung befragt hat. Lass uns mit ihr reden. Das müssen professionelle Taucher übernehmen.« Ich hielt kurz inne. »Aber ich wollte dich noch etwas anderes fragen. Zu dem Brief. Hier, sieh dir mal die Schrift an ...«

»Sie dürfen keine Zeit verlieren«, sagte Cynthia.

Sie klang, als würden ihre Verwandten noch leben, als bräuchten sie nur ein wenig die Luft anzuhalten, bis Rettung kam.

Ich hörte, wie draußen ein Wagen vorfuhr, sah aus dem Fenster und erblickte Rona Wedmore, die auf unser Haus zumarschierte, als wolle sie ohne Vorankündigung durch die

Tür brechen.

Leise Panik ergriff Besitz von mir.

»Schatz«, sagte ich. »Gibt es sonst noch etwas, was ich über diese Nachricht wissen sollte, bevor die Polizei hier ist? Sei bitte ehrlich zu mir.«

»Wovon redest du?«, fragte sie.

»Hier«, sagte ich, hielt

ihr den Brief unter die Nase
und richtete den
Zeigefinger auf das
Wörtchen »Zeit«. »Fällt dir
nichts auf?«

»Was denn?«

Die Mittellinie des »e«
war kaum sichtbar; der
Buchstabe sah beinahe wie
ein »c« aus.

»Ich verstehe dich nicht«,
sagte Cynthia. »Wieso

ehrlich? Ich bin immer ehrlich zu dir.«

Die Wedmore erklimmte die Stufen zu unserer Haustür; gleich würde sie klopfen.

»Ich gehe kurz mal nach oben«, sagte ich. »Machst du Detective Wedmore auf? Ich bin gleich wieder da.«

Ehe Cynthia etwas erwidern konnte, lief ich

nach oben. Mit halbem Ohr hörte ich, wie es zweimal laut und deutlich an der Tür klopfte und Cynthia öffnete. Dann war ich auch schon in meinem Arbeitszimmer.

Und da stand meine alte Schreibmaschine, direkt neben dem Computer.

Ich musste etwas unternehmen.

Es bestand nicht der geringste Zweifel, dass die anonyme Nachricht, die Cynthia wahrscheinlich gerade Detective Wedmore zeigte, auf dieser Schreibmaschine getippt worden war. Das kaum lesbare »e« war Beweis genug.

Ich wusste, dass ich den Brief nicht geschrieben

hatte.

Ich wusste, dass Grace dazu nicht in der Lage gewesen wäre.

Was nur zwei andere Möglichkeiten offenließ. Entweder hatte der Fremde, der schon einmal in unser Haus eingebrochen war, meine Schreibmaschine benutzt, oder Cynthia hatte den Brief selbst

geschrieben.

Tatsache war, dass wir die Schlösser hatten auswechseln lassen. Und ich war mir hundertprozentig sicher, dass während der letzten Tage niemand unbefugt unser Haus betreten hatte.

Es schien undenkbar, dass Cynthia die Nachricht selbst getippt hatte. Was

aber, wenn ... wenn sie
unter so extremer
Anspannung stand, dass sie
das Ganze inszeniert, sich
in den Wahn
hineingesteigert hatte, ihre
Familie würde auf dem
Grund eines abgelegenen
Sees in einem anderen
Bundesstaat liegen?

Was, wenn sie den Brief
nicht nur geschrieben hatte,

sondern sich obendrein herausstellte, dass der Inhalt der Nachricht der Wahrheit entsprach?

»Terry!«, rief Cynthia.
»Detective Wedmore ist hier!«

»Komme sofort!«, rief ich zurück.

Das aber würde bedeuten, dass Cynthia all die Jahre gewusst hatte, was

mit ihrer Familie geschehen war.

Mir brach der kalte Schweiß aus.

Vielleicht hatte sie ihre Erinnerungen verdrängt, dachte ich. Möglich, dass sie mehr wusste, als ihr selbst klar war. Ja. Vielleicht hatte sie miterlebt, was geschehen war, aber alles vergessen. So

etwas kam vor. Vielleicht war das Erlebte so grauenhaft gewesen, dass sie es schlicht hatte verdrängen müssen, um weiterleben zu können. Vage entsann ich mich, dass es tatsächlich ein solches Krankheitssyndrom gab. Ich kam nur nicht darauf, wie es hieß.

Was aber, wenn sie ihre

Erinnerungen gar nicht verdrängt hatte? Was, wenn sie immer schon ...

Vergiss es.

Nein, es musste eine andere Erklärung geben. Ein anderer hatte unsere Schreibmaschine benutzt. Vor Tagen schon. Jemand, der bewusst vorausgeplant hatte. Der Unbekannte, der in unser Haus eingedrungen

war und den Hut zurückgelassen hatte.

Immer vorausgesetzt, dass es tatsächlich ein Unbekannter gewesen war.

»Terry!«

»Bin gleich da!«

»Mr Archer!«, rief Detective Wedmore.

»Bewegen Sie endlich Ihren Arsch hierherunter!«

Ich handelte aus dem

Bauch heraus. Ich nahm die Schreibmaschine – du meine Güte, diese alten Geräte waren wirklich verdammt schwer –, verfrachtete sie in den Schrank und verdeckte sie mit einer fleckigen alten Jeans, die ich sonst beim Anstreichen anzog, und ein paar alten Zeitungen.

Als ich die Treppe

herunterkam, sah ich, dass Cynthia mit der Beamtin im Wohnzimmer saß. Der anonyme Brief lag auf dem Couchtisch; Rona Wedmore las ihn gerade.

»Sie haben ihn angefasst«, tadelte sie mich.

»Ja.«

»Beide haben Sie das Schreiben angefasst. Aber Ihre Frau konnte ja nicht

wissen, worum es sich handelte. Und was ist Ihre Entschuldigung?«

»Es tut mir leid«, sagte ich. Ich fuhr mir über Mund und Kinn, um die verräterischen Schweißperlen abzuwischen.

»Sie haben doch die Möglichkeit, auf Taucher zurückzugreifen, oder?«,

fragte Cynthia.

»Genauso gut könnte Ihnen jemand einen bösen Streich gespielt haben.«

Detective Wedmore strich sich eine widerspenstige Haarsträhne hinters Ohr.

»Vielleicht steckt überhaupt nichts dahinter.«

»Das wäre natürlich möglich«, bestätigte ich.

»Aber Genaueres wissen

wir eben auch nicht«, sagte Detective Wedmore.

»Wenn Sie keine Taucher anfordern, suche ich den See selbst ab«, sagte Cynthia.

»Cyn«, sagte ich.
»Vergiss es. Du bist keine professionelle Schwimmerin.«

»Mir doch egal.«

»Mrs Archer«, sagte

Detective Wedmore,
»beruhigen Sie sich.« Es
klang wie ein Befehl. Sie
führte sich auf wie eine
Footballtrainerin.

»Mich beruhigen?«,
fragte Cynthia
unbeeindruckt. »Sie sehen
doch selbst, was hier steht.
Sie liegen auf dem Grund
des Sees. Da unten sind ihre
Leichen!«

Detective Wedmore schüttelte skeptisch den Kopf. »Was meinen Sie, was sich da alles im Lauf der Jahre angesammelt hat? Wahrscheinlich können wir dort ewig suchen.«

»Vielleicht sind ihre Leichen noch im Wagen«, sagte Cynthia. »Das Auto meiner Eltern wurde ebenfalls nie gefunden.«

Die Wedmore ergriff den Brief mit spitzen, rot lackierten Fingernägeln, drehte ihn um und nahm die Karte in Augenschein.

»Zuerst müssen wir uns mit der Polizei in Massachusetts in Verbindung setzen«, sagte sie. Sie griff in ihre Jacke, förderte ihr Handy zutage und klappte es auf.

»Fordern Sie jetzt die Taucher an?«, fragte Cynthia.

»Ich kümmere mich drum. Außerdem muss dieser Brief ins Labor, vielleicht lässt sich ja doch etwas feststellen – trotz Ihres eigenmächtigen Handelns.«

»Es tut mir leid«, sagte Cynthia.

»Merkwürdig, dass der
Brief mit einer
Schreibmaschine
geschrieben wurde«, sagte
Detective Wedmore.
»Schreibmaschinen werden
heutzutage ja kaum noch
benutzt.«

Plötzlich hatte ich einen
Kloß im Hals. Und dann
sagte Cynthia etwas, was
mein Herz einen

Sekundenbruchteil
aussetzen ließ.

»Wir haben eine
Schreibmaschine«, sagte sie.

»Tatsächlich?«, sagte
Detective Wedmore und
hielt beim Eintippen der
Nummer inne.

»Terry besitzt eine. Für
Notizen, Memos und so.
Eine alte Royal, stimmt's,
Terry?« Cynthia wandte

sich wieder an die
Wedmore. »Die hat er
schon seit Uni-Zeiten.«

»Kann ich mal einen
Blick draufwerfen?«

Detective Wedmore steckte
ihr Handy zurück in die
Jacke.

Ich stand auf und ging
zur Tür. »Ich hole sie.«

»Wo steht sie denn?«,
fragte Detective Wedmore

und erhob sich ebenfalls.

»Sie ist oben in unserem Arbeitszimmer«, sagte Cynthia. »Kommen Sie.«

»Cyn.« Ich baute mich vor der Treppe auf. »Den Saustall da oben kann man doch keinem zumuten.«

»Kein Problem«, sagte Detective Wedmore, marschierte an mir vorbei und die Treppe hinauf.

»Die erste Tür links«, sagte Cynthia. Mir flüsterte sie zu: »Wieso will sie unsere Schreibmaschine sehen?«

Die Wedmore verschwand in unserem Arbeitszimmer. »Ich sehe keine Schreibmaschine«, sagte sie.

Cynthia war schneller oben als ich und betrat das

Zimmer. »Sonst steht sie da auf dem Tisch. Terry, wo ist sie denn?«

Ich trat in den Türrahmen. Cynthia und Detective Wedmore blickten mich fragend an.

»Die Schreibmaschine war mir im Weg«, sagte ich. »Ich habe sie in den Schrank geräumt.«

Ich öffnete die

Schranktür und kniete mich hin. Die Wedmore sah mir über die Schulter. »Ich sehe keine Schreibmaschine«, sagte sie.

Ich räumte die alte Hose beiseite, hob meine alte Royal aus dem Schrank und stellte sie zurück auf den Tisch.

»Wann hast du sie denn da reingestellt?«, fragte

Cynthia.

»Vorhin«, sagte ich.

»Sieht aus, als hätten Sie das Gerät verstecken wollen«, sagte Detective Wedmore. »Wären Sie so freundlich, mir zu verraten, warum?«

Ich zuckte mit den Schultern. Mir fiel schlicht nichts zu meiner Verteidigung ein.

Cynthia musterte mich mit verwirrter Miene. »Terry, was soll das? Was ist hier eigentlich los?«

Dasselbe hätte ich sie auch fragen können.

SIEBENUNDZWANZI

Detective Wedmore führte eine Reihe von Telefonaten auf ihrem Handy – allerdings vor unserer Haustür, sodass wir nichts mitbekamen.

Inzwischen war Cynthia

kurz zur Schule gefahren,
um Grace abzuholen, und
nun saßen wir zusammen in
der Küche. Während Grace
sich einen Toast mit
Erdnussbutter machte,
fragte sie, wer die dicke
Frau sei, die draußen
telefonierte.

»Sie ist von der Polizei«,
sagte ich. »Und sie steht
bestimmt nicht drauf, wenn

jemand sie dick nennt.«

»Ich würde es ihr ja auch nicht ins Gesicht sagen«, gab Grace zurück. »Und was macht sie bei uns?«

»Später«, sagte Cynthia. »Nimm jetzt den Toast und geh auf dein Zimmer.«

Nachdem Grace murrend die Küche verlassen hatte, fragte Cynthia: »Warum hast du die Schreibmaschine

versteckt? Der Brief ist auf
ihr geschrieben worden,
oder etwa nicht?«

»Ja«, sagte ich.

Einen Augenblick lang
sah sie mich prüfend an.

»Hast du den Brief
geschrieben? Hast du die
Schreibmaschine deshalb
versteckt?«

»Herrgott noch mal,
Cyn«, sagte ich. »Ich habe

s i e versteckt, weil ich dachte, du hättest den Brief geschrieben.«

Ihre Augen weiteten sich erschrocken. »Ich?«

»Schockiert dich das mehr als die Vorstellung, ich hätte ihn geschrieben?«

»Ich habe jedenfalls nicht versucht, die Schreibmaschine zu verstecken. Sondern du.«

»Weil ich dich schützen wollte.«

»Was?«

»Weil ich dachte, du hättest ihn womöglich geschrieben. Und ich wollte nicht, dass die Polizei es herauskriegt.«

Cynthia schwieg einen Moment. »Was willst du damit sagen, Terry? Dass du allen Ernstes glaubst, ich

würde anonyme
Nachrichten verfassen?
Dass ich schon immer
wusste, was mit meiner
Familie geschehen ist? Dass
ihre Leichen auf dem
Grund eines Sees liegen?«

»Nicht ... wirklich«,
sagte ich.

»Nicht wirklich? Und
was denkst du sonst noch
über mich?«

»Ehrlich, Cyn, ich weiß es nicht. Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll. Aber in dem Moment, als ich den Brief in Händen hielt, wusste ich, dass er auf meiner Schreibmaschine geschrieben worden war. Und ich hatte ihn definitiv nicht geschrieben. Womit nur eine Person übrig blieb. Nämlich du, es sei denn,

jemand hätte sich Zutritt zu unserem Haus verschafft und den Brief auf meiner Schreibmaschine getippt, um den Verdacht auf einen von uns beiden zu lenken.«

»Du weißt genauso gut wie ich, dass jemand hier war«, sagte Cynthia. »Die Person, die den Hut zurückgelassen und uns die E-Mail geschickt hat. Und

trotzdem denkst du, ich hätte den anonymen Brief geschrieben?«

»Das denke ich doch gar nicht«, sagte ich.

Todernst sah sie mir in die Augen. »Glaubst du, dass ich meine Familie getötet habe?«

»Herrgott noch mal, Cyn.«

»Das ist keine Antwort.«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Aber der Gedanke ist dir schon mal gekommen, richtig? Das eine oder andere Mal hast du dich gefragt, ob es nicht vielleicht möglich wäre.«

»Nein«, sagte ich. »Ich habe mich nur gefragt, ob die Belastungen der letzten Zeit dazu geführt haben

könnten ...« – ich konnte das dünne Eis unter meinen Füßen regelrecht knacken hören – »... dass du Dinge wahrnimmst, vielleicht sogar tust, die man, nun ja, nicht als rational bezeichnen kann.«

»Oh«, sagte Cynthia.

»Als ich gesehen habe, dass dieser anonyme Brief auf meiner Schreibmaschine

getippt worden war, habe ich mich gefragt, ob du das vielleicht getan hast, um die Polizei dazu zu bringen, sich noch einmal mit dem Fall zu beschäftigen.«

»Ach, und zu dem Zweck veranstalte ich eine Schnitzeljagd mit ihnen? Wie sollte ich ausgerechnet auf diesen See kommen?«

»Keine Ahnung.«

Es klopfte und einen Moment später stand Detective Rona Wedmore in der Tür. Ich fragte mich, wie lange sie wohl schon im Flur gestanden und uns zugehört hatte.

»Grünes Licht«, sagte sie.
»Die Taucher sind genehmigt.«



Die Suche fand am folgenden Tag statt. Um zehn Uhr morgens würde ein Taucherteam der Polizei den See durchkämmen. Cynthia brachte Grace zur Schule; eine Nachbarin sollte sie nach Schulschluss abholen und mit zu sich nach Hause nehmen, falls wir bis dahin nicht zurück waren.

Ich rief in der Highschool an und gab Rolly Bescheid, dass ich nicht kommen konnte.

»Du lieber Gott«, sagte er. »Was gibt's denn nun schon wieder?«

Ich informierte ihn, was wir vorhatten.

»Ich bin in Gedanken bei euch«, sagte er. »O Gott, das hört wohl nie auf.

Okay, ich kümmere mich erst mal um eine Vertretung für die nächsten Tage. Irgendein pensionierter Kollege kann bestimmt auf die Schnelle einspringen.«

»Aber nimm nicht die Frau mit dem Sprachfehler. Die machen die Kids zu Hackfleisch.« Ich hielt inne. »Kann ich dich mal was anderes fragen?«

»Schieß los.«

»Sagt dir der Name
Connie Gormley etwas?«

»Wer soll das sein?«

»Eine Frau, die bei einem
Unfall umkam, ein paar
Monate bevor Cynthias
Familie verschwunden ist.
Weiter oben im Norden. Es
sollte wie ein Unfall mit
Fahrerflucht aussehen, war
es aber anscheinend nicht.«

»Da komme ich nicht mit«, sagte Rolly. »Ein Unfall mit Fahrerflucht, dann aber doch wieder nicht? Und was soll das mit Cynthias Familie zu tun haben?«

Er klang leicht genervt. Allmählich begannen ihn meine Probleme und Verschwörungstheorien genauso herunterzuziehen

wie mich selbst.

»Weiß ich selbst nicht.
Ich frage doch bloß.
Schließlich kanntest du
Clayton. Hat er dir
gegenüber je etwas von
einem Unfall erwähnt?«

»Nein. Jedenfalls nicht,
soweit ich mich entsinne.
Und an so etwas würde ich
mich hundertprozentig
erinnern.«

»Okay. Noch mal tausend Dank, dass du dich um die Vertretung kümmerst. Ich bin dir was schuldig.«

Kurz danach machten wir uns auf den Weg; wir hatten mehr als zwei Stunden Fahrtweg vor uns. Mit uns führten wir eine Kopie der Skizze, die wir abgezeichnet hatten, ehe die

Polizei den anonymen Brief in einem durchsichtigen Plastikbeutel mitgenommen hatte. Wir fuhren direkt durch, machten nirgendwo Kaffeepause. Wir hatte nur noch unser Ziel im Blick.

Nun könnte man meinen, wir hätten den ganzen Weg über geredet und Mutmaßungen darüber angestellt, was die Taucher

wohl finden würden.
Tatsächlich aber sprachen
wir kaum ein Wort, waren
ganz in unsere Gedanken
versunken. Worüber
Cynthia nachdachte, konnte
ich nur vermuten. Mir
selbst schwirrte der Kopf.
Was würden die Taucher
finden? Und falls sie fündig
wurden, würde es sich
tatsächlich um Cynthias

lange verschollene
Verwandte handeln?
Würden sie Hinweise
finden, die Aufschluss über
den oder die Mörder geben
konnten?

Schließlich passierten wir
Otis, einen Weiler, der aus
kaum mehr als ein paar
Häusern bestand, die sich
unweit der gewundenen
zweispurigen Straße

erstreckten, die weiter nach Lee und zum Massachusetts Turnpike führte. Wir hielten Ausschau nach der Fell's Quarry Road, die in nördlicher Richtung abzweigen sollte, aber wir hätten sie ohnehin nicht verfehlen können, da dort bereits zwei Streifenwagen auf uns warteten.

Ich ließ das Fenster

herunter und erklärte einem der Beamten, wer wir waren. Er ging zu seinem Wagen und sprach über Funk mit jemandem; dann kam er zurück und sagte, Detective Wedmore sei bereits vor Ort und würde uns erwarten. Er wies die Straße hinauf und erklärte, etwa eine Meile voraus würde ein schmaler,

bergauf führender Weg
nach links abzweigen.
Weiter oben würden wir
auf Detective Wedmore
stoßen.

Wir fuhren langsam über
die enge Schotterstraße, die
noch schmaler wurde, als
wir den Weg erreichten,
von dem der Polizist
gesprochen hatte. Gestrüpp
kratzte am Unterboden des

Wagens, als wir den schmalen, dicht von Bäumen gesäumten Weg bergauf fuhren. Etwa eine Viertelmeile später erreichten wir ein kleines Plateau, von dem sich uns ein schwindelerregender Anblick bot.

Eine gährende Schlucht tat sich vor uns auf. Etwa vier Wagenlängen vor uns

ging es steil hinab in die Tiefe. Den See selbst konnten wir von unserer Position aus noch gar nicht sehen.

Nahe am Abgrund standen zwei Wagen. Ein weiterer Streifenwagen der Polizei von Massachusetts und ein Zivilfahrzeug – Detective Wedmores Auto. Sie lehnte am Kotflügel und

wechselte ein paar Worte mit dem Beamten, dem der andere Wagen gehörte.

Dann trat sie zu uns.

»Fahren Sie nicht zu nah ran«, sagte sie mir durch das offene Autofenster. »Da geht's fast senkrecht nach unten.«

Vorsichtig stiegen wir aus, als könnte sonst der Boden unter uns nachgeben.

Aber der Untergrund schien fest und sicher zu sein – Gott sei Dank, nachdem bereits drei Wagen hier oben standen.

»Hier lang«, sagte Detective Wedmore.

»Haben Sie Höhenschwindel?«

»Ein bisschen«, sagte ich. Ich sprach mehr für Cynthia als für mich selbst,

aber sie sagte nur: »Kein Problem.«

Wir traten näher an den Rand des Abgrunds, und nun sahen wir auch das Wasser. Unten befand sich ein kleiner See von etwa drei Hektar Größe. Früher war hier Kies gewonnen worden; nach Beendigung des Abbaus hatte sich die Grube mit Grundwasser

und Regen gefüllt. Da ziemlich trübes Wetter herrschte, ließ sich nur mutmaßen, welche Farbe das Wasser normalerweise hatte. Am heutigen Tag war es grau und bleiern.

»Laut Brief und Skizze müssten wir hier fündig werden«, sagte Detective Wedmore und deutete nach unten. Kurz wurde mir

schwindelig, als ich in die Tiefe sah und nicht weit von uns ein gelbes, etwa vier Meter langes Schlauchboot mit Außenbordmotor erspähte, in dem drei Männer saßen; zwei trugen schwarze Taucheranzüge und Sauerstoffflaschen auf dem Rücken.

»Sie sind von der anderen

Seite gekommen«, erklärte Detective Wedmore. »Da drüben führt eine Straße bis hinunter ans Seeufer. Sie kommen jetzt hierherüber.« Sie winkte den Männern in dem Boot – kein Gruß, sondern ein Signal – und sie winkten zurück. »Die Suche findet direkt unterhalb unserer Position statt.«

Cynthia nickte. »Und wonach werden sie suchen?«

Die Wedmore musterte Cynthia, als sei sie von allen guten Geistern verlassen, war aber feinfühlig genug, keine flapsige Bemerkung loszulassen. »Nach einem Wagen. Wenn da unten einer ist, werden sie ihn

auch finden.«

Der See war windgeschützt und das Wasser ruhig, aber die Männer warfen trotzdem einen kleinen Anker aus, damit das Schlauchboot nicht abgetrieben wurde. Die beiden Taucher ließen sich rückwärts ins Wasser fallen, und im selben Moment waren sie auch

schon unserem Blick
entschwunden; nur ein paar
Blasen auf der
Wasseroberfläche zeugten
noch von ihrer
Anwesenheit.

Ein merklich kühler
Wind pfiff über die
Anhöhe. Ich trat zu
Cynthia und legte den Arm
um sie. Ich war ebenso
überrascht wie erleichtert,

dass sie mich nicht
wegstieß.

»Wie lange können sie
unten bleiben?«, fragte ich.

Detective Wedmore
zuckte mit den Schultern.
»Keine Ahnung. Sie haben
sicher genug Sauerstoff
dabei.«

»Und wenn sie etwas
finden? Wie geht die
Bergung vonstatten?«

»Kommt drauf an.
Möglich, dass wir
zusätzliches Bergungsgerät
benötigen.« Über ein
Funkgerät wandte sie sich
an den Mann, der im Boot
geblieben war. »Und? Habt
ihr schon was?«

Der Mann im Boot
sprach in ein kleines
schwarzes Kästchen. »Bis
jetzt nicht viel«, erklang

seine verzerrte Stimme.
»Hier geht's zehn, fünfzehn
Meter runter, an manchen
Stellen sogar noch tiefer.«

»Okay.«

Wir standen auf der
Anhöhe und verfolgten das
Geschehen etwa eine
Viertelstunde lang. Es
schien Stunden zu dauern.

Und dann tauchten die
Köpfe der beiden Taucher

auf. Sie schwammen zum Schlauchboot, hielten sich am Rand fest, schoben ihre Masken in die Stirn und nahmen die Mundstücke heraus. Dann redeten sie mit dem Mann im Boot.

»Was sagen sie?«, fragte Cynthia.

»Warten Sie«, sagte Detective Wedmore, aber dann sahen wir, wie der

Mann im Boot nach seinem Funkgerät griff.

»Wir haben etwas gefunden«, erklang seine verzerrte Stimme.

»Was?«, fragte Detective Wedmore.

»Einen Wagen. Muss schon ziemlich lange dort unten liegen. Steckt halb in Schlick und Schlamm.«

»Könnt ihr erkennen,

was in dem Wagen ist?«

»Die Jungs sind sich nicht sicher. Wir müssen ihn rausholen.«

»Was ist es für ein Wagen?«, fragte Cynthia.

»Wie sieht er aus?«

Detective Wedmore gab die Frage weiter, und wir sahen, wie der Mann im Boot mit den Tauchern sprach.

»Ein gelber Kleinwagen, wie's aussieht«, kam dann die Antwort. »Das Nummernschild ist aber nicht zu erkennen. Der Wagen steckt zu tief im Schlamm.«

»Das Auto meiner Mutter war gelb«, sagte Cynthia. »Ein kleiner Ford Escort.« Sie klammerte sich an meinen Arm. »Sie sind

es«, sagte sie. »Sie sind es.«

»Noch ist nichts sicher«, sagte Detective Wedmore.

»Wir wissen nicht mal, ob sich jemand in dem Wagen befindet.« Sie hielt das Funkgerät an die Lippen.

»Okay, legen wir los.«



Das bedeutete, dass

Bergungsgerät
herbeigeschafft werden
musste. Sie überlegten, es
zunächst mit einem
Abschleppwagen zu
versuchen. Die Taucher
sollten ein Abschleppseil an
dem versunkenen Auto
befestigen; dann konnte das
Vehikel aus dem Schlamm
an die Oberfläche gehievt
werden.

Und wenn das nicht funktionierte, würden sie mit einem Bergungskahn anrücken und den Wagen mittels eines Krans aus dem Wasser heben.

»Jetzt müssen wir erstmal warten, bis die Spezialisten hier sind«, sagte Detective Wedmore. »Am besten, Sie gehen irgendwo Mittag essen.

Drüben in Lee finden Sie bestimmt was. Ich rufe Sie an, sobald sich hier etwas tut.«

»Nein«, sagte Cynthia.
»Wir bleiben hier.«

»Schatz«, sagte ich. »Wir können sowieso nichts tun. Lass uns erst mal etwas essen. Ich glaube, wir könnten eine kleine Stärkung vertragen.«

»Was, glauben Sie, ist passiert?«, richtete Cynthia das Wort an Detective Wedmore.

»Ich schätze, jemand hat den Wagen hier hochgefahren«, sagte die Polizistin. »Und dann ist er in den See gestürzt.«

»Komm«, sagte ich zu Cynthia.

Wir fuhren zurück zur

Hauptstraße, in Richtung Otis und dann nach Lee. In einem Schnellrestaurant tranken wir erst mal zwei Tassen Kaffee. Ich hatte morgens so gut wie nichts herunterbekommen und bestellte Rührei mit Schinken. Cynthia aß nur ein wenig Toast.

»Eins steht fest«, sagte Cynthia. »Wer auch immer

diesen Brief geschrieben hat – er wusste genau Bescheid.«

»Ja«, sagte ich und pustete über meinen Kaffee, um ihn ein bisschen abzukühlen.

»Aber bis jetzt wissen wir ja nicht mal, ob sich überhaupt jemand in dem Wagen befindet. Vielleicht wurde das Auto dort

einfach nur versenkt. Das heißt ja noch nicht, dass dabei jemand umgekommen ist.«

»Warten wir's ab«, sagte ich.

Es dauerte und dauerte. Ich war bereits beim vierten Kaffee, als mein Handy klingelte.

Detective Wedmore war dran. Sie erklärte mir den

Weg zur Nordseite des Sees.

»Und?«, fragte ich. »Hat sich etwas getan?«

»Es ging schneller, als wir dachten«, sagte sie, bei weitem freundlicher als sonst. »Wir haben's geschafft. Der Wagen ist geborgen.«



Der gelbe Ford Escort befand sich bereits auf der Ladefläche eines Abschleppwagens, als wir eintrafen. Cynthia stürzte aus dem Auto, ehe ich den Wagen ganz zum Stillstand gebracht hatte.

»Das ist es!«, rief sie, während sie auf den Abschleppwagen zulief. »Das Auto meiner Mutter!«

Detective Wedmore hielt Cynthia fest, bevor sie an ihr vorbeistürmen konnte. »Lassen Sie mich los!«, rief Cynthia und versuchte sich aus ihrem Griff zu befreien.

»Da können Sie nicht hin!«, zischte die Wedmore.

Der Wagen war bedeckt mit Schlamm und Dreck. Insgesamt war genug Wasser abgeflossen, dass

man in den Innenraum des Escort blicken konnte, doch dort war außer zwei tropfnassen Kopfstützen nichts zu sehen.

»Der Wagen geht jetzt erst mal zur Spurensicherung«, sagte Detective Wedmore.

»Haben Sie etwas gefunden?«, fragte Cynthia.
»War jemand in dem

Wagen?«

»Was glauben Sie denn?«, fragte Detective Wedmore. Ihr Tonfall verhieß nichts Gutes. Die Frage klang, als sei die Antwort ohnehin längst klar gewesen.

»Ich weiß nicht«, sagte Cynthia.

»In dem Wagen befinden sich die sterblichen Überreste zweier

Personen«, sagte Detective Wedmore. »Nun ja, wie Sie sich sicher vorstellen können, ist nach fünfundzwanzig Jahren ...«

Viel war bestimmt nicht von ihnen übrig geblieben.

»Zwei Personen?«, sagte Cynthia. »Nicht drei?«

»Zu diesem Zeitpunkt lässt sich noch nicht viel sagen«, erwiderte Detective

Wedmore. »Wir haben eine Menge Arbeit vor uns.« Sie hielt kurz inne. »Übrigens müssten wir noch einen Mundschleimhaut-Abstrich bei Ihnen vornehmen.«

Cynthia sah sie irritiert an. »Was?«

»Sorry. Eine Speichelprobe. Für ein DNA- P r o f i l . Einen genetischen Fingerabdruck.

Keine Angst, es tut nicht weh.«

»Und warum?«

»So können wir die DNA der Verstorbenen mit Ihrem Profil vergleichen. Falls es sich bei einer der Leichen um Ihre Mutter handeln sollte, kann eine Art umgekehrter Mutterschaftstest gemacht werden. Dasselbe gilt für

die anderen Mitglieder
Ihrer Familie.«

Tränen standen in
Cynthias Augen, als sie
mich ansah.

»Fünfundzwanzig Jahre
lang wollte ich nichts als
Klarheit, und jetzt habe ich
plötzlich furchtbare
Angst.«

Ich hielt sie fest. »Wie
lange dauert das?«, fragte

ich Detective Wedmore.

»Normalerweise
wochenlang. Aber in Ihrem
Fall wird es schneller
gehen, zumal Sie ja im
Fernsehen waren. Zwei,
drei Tage vielleicht. Am
besten, Sie fahren erst mal
nach Hause. Ich schicke
später jemanden wegen der
Speichelprobe vorbei.«

Sie hatte recht; hier war

so weit alles gelaufen. Als wir zu unserem Wagen gingen, rief uns Detective Wedmore hinterher: »Halten Sie sich bitte zur Verfügung. Ich habe noch ein paar Fragen an Sie.«

Es klang fast wie eine Drohung.

ACHTUNDZWANZIG

Detective Wedmore hielt Wort. Kurz darauf kam sie vorbei, um uns eine Menge Fragen zu stellen. Einiges an dem Fall gefiel ihr ganz und gar nicht.

Sicher, wir verfolgten

dasselbe Ziel, aber Cynthia und ich hatten nicht das Gefühl, dass die Wedmore unsere Verbündete war.

Allerdings bestätigte sie etwas, was ich ohnehin bereits gewusst hatte: dass der anonyme Brief auf meiner Schreibmaschine getippt worden war. Cynthia und ich waren gebeten worden, aufs

Revier zu kommen, damit unsere Fingerabdrücke abgenommen werden konnten. Cynthias Fingerabdrücke waren bereits vor fünfundzwanzig Jahren registriert worden, als die Polizei das Haus der Bigges durchkämmte und nach Spuren gesucht hatte, die Aufschluss über das Verschwinden der Familie

geben mochten. Trotzdem wollten sie Cynthias Fingerabdrücke noch einmal; von mir waren noch nie Fingerabdrücke genommen worden.

Dann verglichen sie unsere Abdrücke mit denen auf der Schreibmaschine. Am Korpus der Maschine fanden sich ein paar von Cynthia, aber die Tasten

waren mit meinen übersät.

Nicht dass diese Erkenntnisse viel gebracht hätten. Aber zumindest stützten sie unseren Verdacht, dass jemand in unser Haus eingebrochen war und den Brief auf meiner alten Royal geschrieben hatte – offenbar mit Handschuhen, da sich keine weiteren

Fingerabdrücke finden
ließen.

»Aber warum?«, fragte
Detective Wedmore, die zu
Fäusten geballten Hände in
die Hüften gestützt. »Was
bewegt diesen Jemand dazu,
seinen anonymen Brief auf
Ihrer Schreibmaschine zu
tippen?«

Gute Frage.

»Vielleicht« – Cynthia

klang, als würde sie laut nachdenken – »war diesem Jemand klar, dass die Spur über kurz oder lang zu unserer Schreibmaschine führen würde. Er wollte den Verdacht auf Terry lenken.«

Den Gedanken fand ich durchaus richtig, mit einer kleinen Erweiterung. »Oder auf dich.«

Sie sah mich einen Moment lang nachdenklich an. »Ja«, sagte sie dann.

»Tja, aber warum sollte das jemand tun?«, fragte Detective Wedmore, immer noch nicht überzeugt.

»Keine Ahnung«, sagte Cynthia. »Das ergibt alles keinen Sinn. Aber es ist ja aktenkundig, dass jemand hier war. Wir haben den

Einbruch jedenfalls bei der Polizei gemeldet, also wird das ja wohl protokolliert worden sein.«

»Die Sache mit dem Hut«, bestätigte Detective Wedmore mehr als nur ein bisschen skeptisch.

»Genau«, sagte Cynthia.
»Sie können ihn gern sehen, wenn Sie wollen.«

»Vielen Dank«, sagte

Detective Wedmore. »Ich weiß, wie Hüte aussehen.«

»Die Beamten, die vorbeikamen«, sagte Cynthia. »Die haben uns für verrückt gehalten.«

Die Wedmore ließ die Bemerkung durchgehen. »Mrs Archer«, sagte sie. »Sind Sie je an dem See gewesen, aus dem wir den Wagen mit den beiden

Toten geborgen haben?«

»Nein.«

»Vielleicht als Sie noch ein junges Mädchen waren?«

»Nein.«

»Wäre es nicht möglich, dass Sie schon einmal dort oben waren, den Ort aber nicht wiedererkannt haben? Ist doch eine nette Stelle für ein Rendezvous.«

»Nein. Da war ich noch nie im Leben. Du meine Güte, das sind zwei Stunden Fahrt mit dem Auto. Selbst wenn ich eine Verabredung mit einem Jungen gehabt hätte, wären wir ja wohl kaum so weit gefahren, nur um ein ruhiges Plätzchen zu finden.«

»Und Sie, Mr Archer?

Waren Sie schon mal dort?«

»Ich? Nein. Außerdem kannte ich die Familie Bigge damals gar nicht. Ich bin nicht aus Milford. Ich habe Cynthia erst an der Uni kennengelernt. Und bis dahin hatte ich nicht die geringste Ahnung, was mit ihrer Familie passiert war.«

»Na gut«, sagte Detective Wedmore kopfschüttelnd.

»Trotzdem kann ich diese Sache nicht so leicht schlucken. Ein anonymes Brief, der hier in diesem Haus, auf Ihrer Schreibmaschine, geschrieben worden ist« – sie sah mich scharf an –, »führt uns an einen Ort, an dem wir einen Wagen finden, der vor fünfundzwanzig Jahren

zusammen mit Ihrer Mutter
verschwunden ist.«

»Jemand war hier«, sagte
Cynthia. »Das haben wir
Ihnen jetzt doch schon x-
mal erklärt.«

»Na schön. Aber in
einem Punkt ist dieser
Jemand absolut unschuldig.
Es war nämlich Ihr Mann,
der versucht hat, die
Schreibmaschine zu

verstecken.«

»Vielleicht nehmen wir uns doch besser einen Anwalt«, sagte ich.

Detective Wedmore musterte mich mit kühlem Blick. »Nur zu. Wenn Sie einen nötig haben.«

»Hier sind wir die Opfer«, sagte Cynthia. »Erst wird meine Tante ermordet, dann der Wagen

meiner Mutter auf dem
Grund eines Sees entdeckt.
Und Sie reden mit uns, als
hätten Sie es mit
gemeingefährlichen
Kriminellen zu tun.« Sie
schüttelte den Kopf. »So
wie es aussieht, ist all das
doch von jemandem
inszeniert worden, der mich
als verrückt hinstellen will.
Erst der anonyme Anruf,

dann die Sache mit dem Hut, jetzt der anonyme Brief, der auf unserer Schreibmaschine geschrieben wurde. Sehen Sie das nicht selbst? Jemand will den Rest der Welt glauben machen, dass ich nicht mehr alle Tassen im Schrank habe, weil ich nicht mit meiner Vergangenheit fertig werde.«

Detective Wedmore ließ ihre Zunge nachdenklich von einer Wange zur anderen wandern. »Mrs Archer, haben Sie schon einmal in Betracht gezogen, über Ihre Verschwörungstheorien mit einem neutralen Dritten zu sprechen?«

»Ich gehe ja schon zu einer Psycho...« Cynthia

hielt abrupt inne.

Detective Wedmore
lächelte. »Darauf hätte ich
gewettet.«

»Ich glaube, das reicht
für heute«, sagte ich.

»Wir sprechen uns
wieder«, erwiderte
Detective Wedmore.

»Garantiert.«



Sehr bald sogar, wie sich herausstellen sollte. Und zwar, nachdem Denton Abagnall tot aufgefunden worden war.

Ich hätte gedacht, dass uns die Polizei informieren würde, falls es neue Entwicklungen im Fall des verschwundenen Privatermittlers gab. Tatsächlich aber erfuhr ich

davon aus dem Radio, als ich oben in unserem Arbeitszimmer saß. Ich hörte nur mit halbem Ohr hin, doch als ich das Wort »Privatdetektiv« vernahm, streckte ich die Hand aus und machte lauter.

»Die Polizei fand den Wagen des Vermissten in einer Parkgarage in der Innenstadt von Stamford«,

sagte der
Nachrichtensprecher.

»Einem Parkwächter war aufgefallen, dass der Wagen dort bereits mehrere Tage gestanden hatte, worauf die Polizei verständigt wurde. Im Kofferraum des Wagens wurde die Leiche des einundfünfzigjährigen Denton Abagnall gefunden; er starb an einer stumpfen

Kopfverletzung. Die Polizei wertet momentan die Überwachungsvideos des Parkhauses aus. Über das Motiv herrscht Unklarheit; ob der Mord in Zusammenhang mit dem organisierten Verbrechen steht, wollte die Polizei nicht kommentieren.«

In Zusammenhang mit dem organisierten

Verbrechen. Ich wusste es besser.

Cynthia war im Garten. Sie stand einfach nur da, die Hände in den Taschen ihrer Windjacke vergraben, den Blick aufs Haus gerichtet.

»Ich wollte nur ein bisschen frische Luft schnappen«, sagte sie.
»Alles okay?«

Ich erzählte ihr, was ich

eben im Radio gehört hatte.

Da ich mir keinerlei Gedanken gemacht hatte, wie sie die Neuigkeit wohl aufnehmen würde, war ich nicht einmal überrascht, dass sie so gut wie keine Reaktion zeigte. Nach einem Augenblick des Schweigens sagte sie: »Terry, ich kann langsam nicht mehr. Ich fühle mich

wie gelähmt. Wer tut uns das alles an? Wann hört dieser Wahnsinn endlich auf? Warum können wir nicht einfach wieder ein ganz normales Leben führen?«

»Ich weiß«, sagte ich und nahm sie in die Arme. »Ich weiß.«

Aber ein normales Leben führte sie schon seit

fünfundzwanzig Jahren
nicht mehr.



Als Detective Rona
Wedmore abermals bei uns
vorbeikam, redete sie nicht
lange um den heißen Brei
herum. »Wo waren Sie an
dem Abend, an dem
Denton Abagnall

verschwunden ist? Sagen wir, so gegen acht Uhr?«

»Da haben wir zu Abend gegessen«, sagte ich. »Und dann sind wir zu Cynthias Tante gefahren, um ihr einen Besuch abzustatten. Wir haben sie tot aufgefunden und sofort die Polizei gerufen. Ihre Kollegen werden das bezeugen können, Detective

Wedmore.«

Zum ersten Mal schien sie leicht verlegen. »Ja, natürlich«, sagte sie. »Das hätte ich bedenken müssen. Seinem Parkschein zufolge ist Mr Abagnall um 20:03 Uhr in das Parkhaus gefahren.«

»Gut«, sagte Cynthia kühl. »Dann sind wir ja wenigstens in dieser

Hinsicht aus dem
Schneider.«

Als ich sie zur Tür
brachte, fragte ich
Detective Wedmore: »Hat
man bei Mr Abagnall einen
Brief gefunden? Und ein
paar leere Umschläge?«

»Mir ist nichts
dergleichen bekannt«, sagte
Detective Wedmore.
»Warum fragen Sie?«

»Bloße Neugier«, sagte ich. »Übrigens, Mr Abagnall wollte sich über einen gewissen Vince Fleming schlaumachen. Er war mit Cynthia zusammen, an dem Abend, bevor ihre Familie spurlos verschwunden ist. Haben Sie schon mal von ihm gehört?«

»Den Namen höre ich

nicht zum ersten Mal«, sagte Detective Wedmore.



Am nächsten Tag sah sie erneut bei uns vorbei.

Als ich sie die Einfahrt heraufkommen sah, sagte ich zu Cynthia: »Diesmal will sie uns wahrscheinlich die Lindbergh-Entführung

anhängen.«

Ich öffnete, noch bevor sie anklopfen konnte.

»Was gibt's denn heute?«, sagte ich.

»Neuigkeiten«, sagte sie.
»Darf ich hereinkommen?«
Ihr Tonfall klang weniger ätzend als sonst. Ich fragte mich, ob es sich um gute oder schlechte Neuigkeiten handelte.

Ich führte sie ins Wohnzimmer und bat sie, Platz zu nehmen. Cynthia und ich setzten uns zu ihr.

»Okay«, sagte sie.
»Vorab sollten Sie wissen, dass ich keine Wissenschaftlerin bin. Ich verstehe ein paar Grundlagen und werde mein Bestes tun, Ihnen alles so gut wie möglich zu

erklären.«

Ich sah Cynthia an. Mit einem Kopfnicken bedeutete sie Detective Wedmore, fortzufahren.

»Die Chancen, aus den menschlichen Überresten im Wagen Ihrer Mutter DNA-Material zu gewinnen, standen von Anfang an nicht besonders gut. Im Lauf der Jahre sind

beide Körper – wir haben
tatsächlich nur zwei
Leichen gefunden –
vollständig verwest.« Sie
hielt inne. »Mrs Archer,
mir ist klar, dass es kein
besonders angenehmes
Thema ist. Darf ich
trotzdem offen mit Ihnen
sprechen?«

»Bitte«, sagte Cynthia.

Die Wedmore nickte.

»Im vorliegenden Fall waren nicht nur Enzyme und menschliche Bakterien am Zersetzungsprozess beteiligt, sondern auch eine Vielzahl von im Wasser lebenden Mikroorganismen. Es waren nur noch die Gebeine übrig. Hätten die Leichen in Salzwasser gelegen, wäre der Zustand der Knochen noch

schlechter gewesen, aber hier hatten wir einen ersten Ansatzpunkt.« Sie räusperte sich. »Nun ja, da auch die Zähne erhalten waren, haben wir uns zunächst bemüht, an zahnärztliche Unterlagen über Ihre Familienmitglieder heranzukommen, allerdings ohne Erfolg. Soweit wir feststellen konnten, ist Ihr

Vater offenbar nie zum Zahnarzt gegangen. Allerdings spielt das keine große Rolle, da der Leichenbeschauer anhand d e r Knochenstruktur festgestellt hat, dass es sich bei keiner der beiden Leichen um einen erwachsenen Mann handelt.«

Cynthia blinzelte.

Clayton Bigges Leiche war also nicht gefunden worden.

»Tja, und der Zahnarzt Ihrer Mutter und Ihres Bruders ist schon lange verstorben. Die Praxis gibt es nicht mehr, und dementsprechend existieren auch keine Unterlagen.«

Cynthia wirkte, als würde sie sich bereits auf

eine Enttäuschung
einstellen. Vielleicht
würden wir überhaupt
nichts erfahren, was uns der
Lösung des Rätsels näher
brachte.

»Aber immerhin hatten
wir die Zähne«, sagte
Detective Wedmore. »Von
beiden Leichen. Aus
Zahnschmelz kann man
k e i n DNA-Material

gewinnen, aber durch den Zahn ist die Wurzel perfekt geschützt, und dort lassen sich Zellen extrahieren.«

Cynthia und ich sahen offenbar leicht verwirrt drein, da Detective Wedmore fortfuhr: »Um es kurz zu machen: Anhand dieses DNA-Materials war es unseren Forensikern möglich, von beiden

Leichen einen sogenannten genetischen Fingerabdruck zu erhalten.«

»Und?«, fragte Cynthia nervös.

»Es handelt sich um eine männliche und eine weibliche Leiche«, sagte Detective Wedmore. »Der Leichenbeschauer hat schon vor der DNA-Analyse getippt, wir hätten es

höchstwahrscheinlich mit einem männlichen Teenager und einer Frau Ende dreißig, Anfang vierzig zu tun. Unsere nächste Fragestellung war, ob eine verwandtschaftliche Verbindung zwischen den beiden Toten bestand.«

Cynthia wartete.

»Die beiden DNA-Profile lassen darauf

schließen, dass es sich wahrscheinlich um eine Mutter und ihren Sohn handelt.«

»Meine Mutter«, flüsterte Cynthia. »Und Todd.«

»Tja, die Sache liegt so«, sagte Detective Wedmore. »Auch wenn wir von einer Verwandtschaft der beiden Verstorbenen ausgehen können, ist nach wie vor

nicht zweifelsfrei erwiesen,
dass es sich um die
sterblichen Überreste von
Todd und Patricia Bigge
handelt. Besitzen Sie
vielleicht etwas, von dem
wir eine DNA-Probe
nehmen könnten, etwa eine
alte Haarbürste Ihrer
Mutter, immer
vorausgesetzt, dass sich
darin noch Haare von ihr

finden?«

»Nein«, sagte Cynthia.

»Nichts dergleichen.«

»Na schön. Jedenfalls haben wir ja Ihre Speichelprobe, die allerdings noch untersucht werden muss. Sobald das geschehen ist, werden wir wissen, ob die Verstorbene Ihre Mutter sein könnte und ob Ihrerseits eine

verwandtschaftliche
Beziehung zu der anderen
Leiche besteht.« Detective
Wedmore hielt kurz inne.
»Aber anhand unserer
bisherigen Ergebnisse und
der Tatsache, dass der aus
dem See geborgene Wagen
Ihrer Mutter gehörte,
dürfen wir wohl davon
ausgehen, dass es sich bei
den beiden Toten um Ihre

Mutter und Ihren Bruder handelt.«

Cynthia sah aus, als sei ihr schwindelig.

»Fest steht aber auch, dass wir Ihren Vater nicht gefunden haben«, sagte Detective Wedmore.

»Daher würde ich gern mehr über ihn erfahren. Was für ein Mensch war er?«

»Warum fragen Sie das?«,
sagte Cynthia. »Was wollen
Sie damit andeuten?«

Detective Wedmore
musterte sie mit ernstem
Blick. »Dass er
möglicherweise zwei
Menschen ermordet hat.«

NEUNUNDZWANZIG

»Hallo?«

»Ich bin's«, sagte er.

»Ich habe gerade an dich gedacht«, sagte sie. »Du meldest dich ja überhaupt nicht mehr. Alles okay?«

»Ich wollte erst mal

abwarten, was passiert«, sagte er. »Wie viel sie herausfinden. Inzwischen war das Ganze auch in den Fernsehnachrichten.«

»Das ist ja ...«

»Es wurde sogar ein Foto vom Abtransport des Wagens eingeblendet. Und die Zeitungen haben heute lang und breit über die DNA-Tests berichtet.«

»Hochinteressante
Entwicklungen«, sagte sie.
»Ich wünschte, ich wäre bei
dir. Was schreiben die
Zeitungen denn so?«

»Na ja, dies und das, aber
natürlich nicht alles. Also,
hier steht zum Beispiel:
›Anhand der Tests konnte
nachgewiesen werden, dass
die beiden Toten
blutsverwandt waren. Es

handelt sich um eine Mutter
und ihren Sohn.<«

»Aha.«

»»Ob eine genetische
Verbindung zwischen den
beiden Toten und Cynthia
Archer existiert, muss
anhand noch ausstehender
forensischer Tests
überprüft werden. Die
Polizei geht dennoch davon
aus, dass es sich bei den

Toten um Patricia Bigge
und ihren Sohn Todd
handelt, die vor
fünfundzwanzig Jahren
spurlos verschwanden.««

»Heißt im Klartext, dass
sie letztlich nicht wissen,
wessen Leichen sie
gefunden haben.«

»Tja«, sagte er. »Nichts
Genaueres weiß man nicht.«

»Wenn sie von

irgendetwas ›ausgehen‹,
heißt das bloß, dass sie in
Wirklichkeit keinen
Schimmer haben.«

»Schon klar, aber ...«

»Andererseits ist es doch
absolut faszinierend, was
heute alles möglich ist,
oder?« Sie klang beinahe
aufgekratzt.

»Ja.«

»Damals, als dein Vater

und ich den Wagen entsorgt
haben, waren DNA-Tests
völlig unbekannt.

Unfassbar, was sich in der
Zwischenzeit getan hat.

Und? Bist du noch nervös?«

»Ein bisschen.« In ihren
Ohren klang er fast ein
wenig mutlos.

»Schon als Junge warst
du dauernd bange. Ich habe
mich nie ins Bockshorn

jagen lassen.«

»Na ja, du bist eben mutiger als ich.«

»Bis jetzt hast du alles erstklassig erledigt. Ich bin stolz auf dich. Und bald holst du mich ja ab. Das würde ich mir um keinen Preis der Welt entgehen lassen. Wie blöd sie aus der Wäsche gucken wird. Ich kann's kaum erwarten.«

DREISSIG

»Und wie fühlen Sie sich jetzt?«, fragte Dr. Kinzler.

»Nachdem Sie endlich Klarheit über das Schicksal Ihrer Mutter und Ihres Bruders haben?«

»Ich weiß nicht so recht«,

sagte Cynthia. »Ich
wünschte, ich wäre
erleichtert, aber ich bin es
einfach nicht.«

»Das kann ich gut
nachvollziehen«, sagte Dr.
Kinzler.

»Außerdem ist mein
Vater ja nicht gefunden
worden. Detective
Wedmore glaubt, dass er sie
möglicherweise ermordet

hat.«

»Und wenn sich diese Hypothese als wahr herausstellen sollte? Könnten Sie damit leben?«

Cynthia biss sich auf die Unterlippe und starrte auf die Jalousien, als habe sie plötzlich einen Röntgenblick entwickelt und könne hinaus auf den Highway sehen. Es war

unsere reguläre Sitzung;
Cynthia hatte mit dem
Gedanken gespielt, den
Termin ausfallen zu lassen,
aber ich hatte sie überredet,
ihn doch wahrzunehmen.
Nun fragte ich mich, ob das
wirklich ein guter Ratschlag
gewesen war, nachdem Dr.
Kinzler eine quälende Frage
nach der anderen stellte und
ungeniert in Cynthias

Wunden bohrte.

»Ich habe mich ja bereits damit abgefunden, dass mein Vater wahrscheinlich nicht der Mann war, für den ich ihn hielt«, sagte Cynthia. »Der Umstand, dass er weder eine Sozialversicherungsnummer hatte noch bei der Kfz-Zulassungsstelle erfasst war, lässt kaum einen

anderen Schluss zu.« Sie hielt kurz inne. »Aber ich kann einfach nicht glauben, dass er meine Mutter und Todd umgebracht haben soll.«

»Sie glauben, dass er es war, der den Hut in Ihrem Haus zurückgelassen hat«, sagte Dr. Kinzler.

»Möglich wäre es doch«, sagte Cynthia.

»Aber weshalb sollte Ihr Vater in Ihr Haus einbrechen und Ihnen auf Ihrer eigenen Schreibmaschine einen Brief schreiben, der Sie zu den Überresten Ihrer Mutter und Ihres Bruders führt?«

»Nun ja ... Versucht er vielleicht, die Vergangenheit

aufzuarbeiten?«

Dr. Kinzler zuckte mit den Schultern. »Ich hatte gefragt, was Sie denken.«

Typisch Psycho-Tante, dachte ich.

»Ich weiß nicht, was ich denken soll«, sagte Cynthia. »Würde ich glauben, dass er sie umgebracht hat, müsste ich davon ausgehen, dass er mit sich ins Reine kommen

will. Derjenige, der den Brief geschrieben hat, muss etwas mit dem Tod meiner Mutter und meines Bruders zu tun haben. Sonst wüsste er nicht so viel.«

»In der Tat«, sagte Dr. Kinzler.

»Aber Detective Wedmore glaubt offenbar nach wie vor, ich hätte den Brief geschrieben«, sagte

Cynthia. »Auch wenn sie davon ausgeht, mein Vater hätte Mom und Todd umgebracht.«

»Vielleicht glaubt Detective Wedmore, Sie und Ihr Vater würden unter einer Decke stecken«, spekulierte Dr. Kinzler. »Weil seine Leiche nicht gefunden wurde. Und weil Sie mit dem Leben

davongekommen sind.«

Cynthia nickte. »Solche Gedanken hat sich die Polizei wahrscheinlich schon vor fünfundzwanzig Jahren gemacht. Damals haben sie sich garantiert gefragt, ob ich gemeinsame Sache mit Vince gemacht hätte. Wegen des Streits, den ich an jenem Abend mit meinen Eltern hatte.«

»Mir haben Sie erzählt, Sie könnten sich an besagten Abend kaum erinnern«, unterbrach Dr. Kinzler sie. »Wäre es vielleicht möglich, dass Sie bestimmte Erinnerungen schlicht verdrängt haben? Dann würde ich Ihnen zu einer Hypnosetherapie raten.«

»Ich verdränge gar nichts.

Ich hatte einen Blackout. Ich war betrunken an dem Abend. Ich war noch ein Kind, dumm und unvernünftig. Ich bin nur noch ins Bett gefallen und habe danach nichts mehr mitbekommen. Bis zum nächsten Morgen.« Cynthia hob die Hände und ließ sie kraftlos in den Schoß fallen. »Selbst wenn ich es gewollt

hätte, wäre ich zu einem Verbrechen nicht imstande gewesen. Ich war völlig platt.« Sie gab einen Seufzer von sich. »Glauben Sie mir nicht?«

»Natürlich glaube ich Ihnen«, sagte Dr. Kinzler. »Was für ein Verhältnis hatten Sie zu Ihrem Vater?«

»Ein ganz normales, würde ich sagen. Klar,

manchmal sind wir uns in die Haare geraten, aber im Grunde kamen wir gut miteinander aus.« Sie überlegte. »Ich glaube, er hat mich geliebt. Ja, er hat mich über alles geliebt.«

»Mehr als die anderen Mitglieder Ihrer Familie?«

»Wie meinen Sie das?«

»Nun ja, wenn er Ihre Mutter und Ihren Bruder

tatsächlich getötet haben sollte – warum nicht auch Sie?«

»Ich weiß es nicht. Und ich glaube auch nicht, dass er es getan hat. Ich kann es nicht wirklich erklären, aber mein Vater wäre dazu niemals fähig gewesen. Und soll ich Ihnen sagen, warum? Nicht nur, weil er uns liebte, sondern weil er

für eine solche Tat viel zu schwach gewesen wäre.«

Ich merkte auf.

»Vielleicht sollte man so etwas nicht über seinen Vater sagen, aber ... mein Vater hätte weder den Mut noch die Entschluskraft für eine solche Tat besessen.«

Ich sah Dr. Kinzler an.

»Können Sie mir verraten,

was dieses Gespräch eigentlich bringen soll?«

»Sie wissen ebenso gut wie ich, dass die Entdeckung der beiden Leichen Ihre Frau zutiefst verstört hat«, sagte die Psychologin. Erhob sie eigentlich nie die Stimme? Wurde sie nie stocksauer? »Und ich versuche, ihr zu helfen.«

»Und wenn ich nun verhaftet werde?«, fragte Cynthia plötzlich.

»Pardon?«, sagte Dr. Kinzler.

»Was, wenn Detective Wedmore mich verhaftet?«, fragte Cynthia. »Was, wenn sie glaubt, dass nur ich den Fundort der Toten kennen konnte? Wie soll ich es Grace erklären, wenn ich

verhaftet werde? Und wer soll sich dann um sie kümmern? Sie braucht ihre Mutter.«

»Schatz«, sagte ich, hielt dann aber inne. Um ein Haar wäre ich damit herausgeplatzt, dass ich mich um Grace kümmern würde – womit ich ihr aber zu verstehen gegeben hätte, dass ich ihre

Schreckensvision

keineswegs für abwegig hielt und die Polizei quasi schon vor unserer Haustür stand.

»Wenn sie mich verhaftet, wird sie ihre Ermittlungen einstellen.«

»Sie wird dich nicht verhaften«, sagte ich.

»Hätte sie das vor, müsste sie ja auch denken, dass du

etwas mit dem Mord an Tess zu tun hast, vielleicht sogar mit dem Mord an Abagnall. Schlicht deswegen, weil diese Dinge irgendwie miteinander in Verbindung stehen. Wir wissen nur nicht, worin dieser Zusammenhang besteht.«

»Vielleicht weiß Vince ja etwas«, sagte Cynthia. »Ob

inzwischen jemand mit ihm gesprochen hat?«

»Abagnall wollte ihn genauer unter die Lupe nehmen«, antwortete ich. »Jedenfalls hat er das gesagt, als er bei uns war.«

Dr. Kinzler versuchte das Gespräch wieder in die gewohnte Bahn zu lenken. »Ich denke, bis zum nächsten Termin sollten wir

nicht erst wieder zwei Wochen verstreichen lassen.« Dabei sah sie nicht Cynthia, sondern mich an.

»In Ordnung«, sagte Cynthia mit leiser, geistesabwesender Stimme. Sie entschuldigte sich und verließ das Sprechzimmer, um zur Toilette zu gehen.

»Cynthias Tante war doch auch ein paarmal bei

Ihnen«, sagte ich zu Dr. Kinzler. »Tess Berman.«

Sie zog die Augenbrauen hoch. »Ja, das stimmt.«

»Was hat sie Ihnen anvertraut?«, fragte ich.

»Normalerweise würde ich das selbstverständlich für mich behalten, aber in Tess Bermans Fall gibt es ohnehin nichts zu sagen. Ja, sie war ein paarmal hier,

aber sie hat sich mir nie geöffnet. Ich glaube, für Psychologen hatte sie nur Verachtung übrig.«

Ich hätte Tess am liebsten umarmen mögen.



Als wir nach Hause kamen, befanden sich zehn Nachrichten auf unserem

Anrufbeantworter, allesamt von Presse, Funk und Fernsehen. Paula von Deadline hatte eine ewig lange Message hinterlassen. Sie sagte, nach den jüngsten Ereignissen sei Cynthia den Zuschauern einen weiteren Auftritt schuldig. Wenn Cynthia doch kurz zurückrufen könne, welcher Termin ihr recht sei; sie

würde dann mit einem
Kamerateam
vorbeikommen.

Kurz entschlossen
löschte Cynthia die
Nachricht. Kein Zögern,
kein Überlegen. Nichts
weiter als eine knappe,
gezielte Bewegung mit dem
Zeigefinger.

»Na also«, sagte ich,
bevor mir überhaupt so

recht bewusst war, was mir da heraussrutschte. »Ist doch anscheinend gar kein Problem.«

»Was?«, fragte sie irritiert.

»Ach, nichts«, sagte ich.

»Wovon redest du? Was ist anscheinend kein Problem?«

»Vergiss es«, sagte ich.

»War nicht so wichtig.«

»Du meinst das Anrufprotokoll, das ich gelöscht habe? Als dieser anonyme Anruf kam?«

»Wie gesagt, vergiss es.«

»Das hast du doch gemeint, stimmt's? Aber ich habe dir doch erklärt, warum mir das passiert ist. Weil ich mit den Nerven am Ende war.«

»Ja, Cyn.«

»Du glaubst mir die Geschichte mit dem Anruf nicht, richtig?«

»Natürlich glaube ich dir.«

»Und da der Anruf ja offensichtlich erfunden war, habe ich mir die E-Mail doch bestimmt ebenfalls selbst geschrieben – so wie auch den anonymen Brief, oder?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

Cynthia trat einen Schritt auf mich zu. »Wie soll ich weiter mit dir unter einem Dach leben, wenn ich nicht hundertprozentig sicher sein kann, dass du mir vertraust? Ich brauche keinen Mann, der mich argwöhnisch beäugt und dauernd an mir zweifelt.«

»Das tue ich doch überhaupt nicht.«

»Dann sag es mir. Hier und jetzt. Sieh mir in die Augen und sag, dass du mir glaubst. Ich will aus deinem Mund hören, dass ich mit all diesen Dingen nichts, aber auch gar nichts zu tun hatte.«

Ich schwöre, ich wollte es sagen. Aber ich zögerte

eine Zehntelsekunde, und dann hatte sie mir auch schon den Rücken zugekehrt.



Als ich Grace' Zimmer betrat und bereits das Licht gelöscht war, erwartete ich, sie hinter ihrem Teleskop vorzufinden. Aber sie lag

schon im Bett, auch wenn sie noch wach war.

»Das ist ja eine Überraschung«, sagte ich, setzte mich auf die Bettkante und strich ihr über die Wange.

Grace schwieg.

»Ich dachte, du würdest Ausschau nach Asteroiden halten. Oder hast du schon?«

»Ist doch egal«, sagte sie so leise, dass ich sie kaum verstehen konnte.

»Hast du keine Angst mehr?«, fragte ich.

»Nein«, sagte sie.

»Also besteht in nächster Zeit keine Gefahr?« Ich lächelte. »Na, das ist doch mal eine richtig gute Nachricht.«

»Vielleicht kommen ja

doch welche.« Grace
vergrub den Kopf in ihrem
Kissen. »Aber das ist jetzt
auch egal.«

»Was meinst du, Süße?«

»Hier ist immer alles so
traurig.«

»Ich weiß, Liebes. Die
letzten Wochen waren
schlimm für uns alle.«

»Und ob ein Asteroid
kommt oder nicht, ist

sowieso egal. Tante Tess ist
trotzdem gestorben.
Dauernd sterben Menschen,
wegen allem Möglichen. Sie
werden überfahren. Sie
können ertrinken. Und
manchmal werden
Menschen von anderen
Menschen getötet.«

»Ich weiß.«

»Mom hat dauernd
Angst, aber nicht vor

Asteroiden. Für mein Teleskop hat sie sich noch nie interessiert. Das, wovor sie sich fürchtet, kommt nicht aus dem Weltall.«

»Wir würden nie zulassen, dass dir etwas passiert«, sagte ich. »Mom und ich lieben dich über alles.«

Grace schwieg.

»Trotzdem kann's nicht

schaden, mal einen Blick auf den Nachthimmel zu werfen«, sagte ich, glitt von der Bettkante und kniete mich vor das Teleskop. »Darf ich mal?«, fragte ich.

»Wenn's dir Spaß macht«, sagte Grace. Wäre es im Zimmer nicht dunkel gewesen, hätte sie mein verblüfftes Gesicht gesehen.

»Okay«, sagte ich und

begab mich in Position. Zuerst warf ich einen Blick auf die Straße, nur für den Fall, dass jemand unser Haus beobachtete; dann führte ich die Linse ans Auge.

Ich richtete das Teleskop gen Himmel und sah lauter Sterne, als handele es sich um eine Panoramaaufnahme aus Star

Trek.

»Jetzt schwenken wir mal da rüber«, sagte ich, und im selben Augenblick löste sich das Teleskop vom Stativ, fiel zu Boden und rollte unter Grace' Schreibtisch.

»Hab ich's dir doch gesagt, Dad«, sagte sie. »Es taugt einfach nichts.«



Cynthia lag ebenfalls schon im Bett, als ich ins Schlafzimmer kam. Sie hatte sich in ihre Decke gewickelt wie in einen Kokon. Ihre Augen waren geschlossen, aber ich glaubte nicht, dass sie schlief. Anscheinend wollte sie nur nicht mit mir reden.

Ich zog mich aus, putzte mir die Zähne und schlüpfte dann neben sie. Dann griff ich zu der Zeitschrift, die auf dem Nachttisch lag, und blätterte kurz darin herum, konnte mich aber nicht konzentrieren.

Schließlich machte ich die Nachttischlampe aus und kehrte Cynthia den Rücken zu.

Da räusperte sie sich plötzlich.

»Ich lege mich noch ein paar Minuten zu Grace«, sagte sie.

»Okay«, murmelte ich in mein Kissen. Ohne mich zu ihr umzudrehen, sagte ich: »Ich liebe dich, Cynthia. Und du liebst mich auch. Aber an der momentanen Situation gehen wir über

kurz oder lang kaputt. Wir müssen etwas unternehmen, sonst zerbrechen wir daran.«

Doch sie schlüpfte aus dem Bett, ohne etwas zu erwidern. Ein schmaler Streifen Licht zerschnitt das Dunkel wie eine Messerklinge, als sie die Tür öffnete, und verschwand wieder. Na

schön, dachte ich. Ich war zu müde, um mich zu streiten. Ich war zu müde, um mich mit ihr zu versöhnen. Kurz darauf schlief ich ein.

Und als ich morgens aufstand, waren Cynthia und Grace spurlos verschwunden.

EINUNDREISSIG

Merkwürdig fand ich es nicht, als ich am nächsten Morgen um 06:30 Uhr aufwachte und Cynthia nicht neben mir lag. Sie war schon öfter neben Grace eingeschlafen und hatte die

ganze Nacht im Zimmer unserer Tochter verbracht. Deshalb sah ich auch nicht sofort nach ihnen.

Ich stand auf, zog meine Jeans an, trabte ins Bad und wusch mir das Gesicht. Ich hatte schon besser ausgesehen. Der Stress der letzten Wochen forderte seinen Tribut. Ich hatte dunkle Ringe unter den

Augen und offensichtlich
auch ein paar Pfund
abgenommen. Eigentlich
gar nicht so schlecht, auch
wenn ich es bevorzugt
hätte, auf etwas weniger
zermürbende Weise
abzuspecken. Meine Augen
waren rot gerändert, und
ein Termin beim Friseur
wäre auch mal wieder nötig
gewesen.

Der Handtuchhalter befindet sich direkt neben dem Fenster, von dem aus man unsere Einfahrt überblickt. Und irgendetwas sah anders aus als sonst, als ich nach meinem Handtuch griff. Durch die Jalousie blickte ich sonst auf unsere beiden Autos – Cynthias war weiß, meines silbermetallisch

lackiert. Doch außer Silber sah ich nur blanken Asphalt.

Ich bog die Lamellen auseinander und spähte hinaus. Cynthias Wagen stand nicht in der Einfahrt.

»Was ist denn jetzt los?«, entfuhr es mir.

Barfuß und ohne Hemd eilte ich über den Flur und öffnete die Tür zu Grace'

Zimmer. Grace war nie so früh wach, lag also bestimmt noch in den Federn.

Die Decke war zurückgeschlagen, das Bett leer.

Ich warf einen Blick in unser Arbeitszimmer, fand dort ebenfalls niemanden vor und eilte nach unten in die Küche.

Die Küche sah genauso aus wie am Abend zuvor. Alles war sauber und aufgeräumt. Niemand hatte gefrühstückt.

Ich öffnete die Kellertür und rief: »Cyn?« Was völlig irrational war, da ihr Auto nicht in der Einfahrt stand, aber offenbar hoffte ich insgeheim, dass ihr Wagen gestohlen worden war.

»Bist du da unten?« Ich wartete kurz ab und rief: »Grace?«

Als ich die Haustür öffnete, lag dort die Zeitung.

Einen Moment lang kam es mir fast so vor, als würde ich jenen fatalen Zwischenfall aus Cynthias Vergangenheit am eigenen Leibe erleben.

Mit einem Unterschied.
Diesmal war eine
Nachricht hinterlassen
worden.

Das zusammengefaltete
Blatt Papier steckte
zwischen dem Salz- und
dem Pfefferstreuer auf dem
Küchentisch. Als ich es
auseinanderfaltete, stach
mir Cynthias
unverkennbare Handschrift

ins Auge:

Terry,
ich gehe.

Ich weiß nicht, wohin und
für wie lange. Ich weiß nur,
dass ich es hier keine
Minute länger aushalte.

Ich hasse dich nicht, aber
ich ertrage es einfach nicht
mehr, den Zweifel in deinen
Augen zu sehen. Ich fühle

mich, als würde ich allmählich den Verstand verlieren. Keiner glaubt mir. Und Detective Wedmore ist auch nicht auf meiner Seite.

Was soll noch alles geschehen? Wann kommt der nächste Einbruch? Wer als Nächster ums Leben? Ich habe Angst um Grace. Deshalb nehme ich sie mit.

Du kommst bestimmt allein klar. Vielleicht fühlst du dich ja sogar sicherer, wenn ich nicht mehr da bin. Ich will meinen Vater finden, auch wenn ich nicht weiß, wo ich mit der Suche anfangen soll. Ich glaube, dass er noch lebt. Vielleicht hat Mr Abagnall ja genau das herausgefunden. Ich brauche endlich wieder

Raum zum Atmen. Ich will endlich wieder Mutter sein – eine Mutter mit einer Tochter, die einfach nur Kind sein darf, ohne sich über irgendetwas Sorgen machen zu müssen.

Ich werde mein Handy vorerst ausschalten. Ich habe gehört, dass man den Aufenthaltsort von Handybesitzern über

Peilsender ermitteln kann.
Trotzdem werde ich ab und
zu meine Mobilbox
abhören. Und vielleicht
können wir irgendwann ja
auch wieder miteinander
reden. Aber im Moment
fühle ich mich einfach nicht
danach.

Sag doch bitte in der Schule
Bescheid, dass Grace
vorläufig nicht kommen

kann. Im Laden werde ich mich nicht melden. Soll Pamela doch denken, was sie will. Bitte such nicht nach uns.

Ich liebe dich noch, aber ich will erst einmal allein sein.

Cyn

Ich las den Brief bestimmt drei-, viermal. Dann griff ich zum Telefon, ignorierte,

was sie geschrieben hatte,
und rief auf ihrem Handy
an. Sofort schaltete sich die
Mobilbox ein. Meine
Nachricht war kurz:
»Verdammt noch mal, Cyn.
Ruf mich bitte sofort
zurück.«

Dann knallte ich das
Telefon auf die Station.
»Scheiße!«, brüllte ich.
»Verdammte Scheiße!«

Ich tigerte ein paarmal in der Küche auf und ab, unschlüssig, was ich unternehmen sollte. Nach wie vor hatte ich nichts außer meiner Jeans an, aber ich lief trotzdem die Einfahrt hinunter und spähte die Straße entlang, als könne mir eine plötzliche Eingebung verraten, wohin Cynthia

und Grace geflüchtet waren. Dann ging ich wieder ins Haus, griff erneut zum Telefon und wählte automatisch die Nummer des einzigen Menschen, der Cynthia ebenso sehr liebte wie ich.

Tess.

Als es zum dritten Mal klingelte und niemand abhob, ging mir jäh auf,

wessen Nummer ich gewählt hatte. Ich legte auf, setzte mich an den Küchentisch und begann zu weinen. Den Kopf in die Hände gestützt, ließ ich meinen Gefühlen freien Lauf.

Ich weiß nicht, wie lange ich dort am Küchentisch saß und mir die Tränen über die Wangen strömten.

Jedenfalls lange genug, bis keine mehr kamen. Und nachdem ich meinen Vorrat an Tränen verbraucht hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als mir etwas anderes auszudenken.



Ich ging wieder nach oben und zog mich an. Dabei

führte ich mir einige Dinge vor Augen.

Erstens, dass Cynthia und Grace wohlauf waren. Schließlich waren sie ja nicht gekidnappt worden. Zweitens würde Cynthia nicht zulassen, dass Grace etwas geschah, egal wie durcheinander sie war.

Sie liebte Grace über alles.

Aber was mochte meine Tochter denken? Darüber, dass ihre Mutter sie mitten in der Nacht geweckt und sich mit ihr aus dem Haus geschlichen hatte – klammheimlich, damit Daddy nichts merkte.

Cynthia musste felsenfest davon überzeugt gewesen sein, dass sie das einzig Richtige tat. Trotzdem

hätte sie Grace niemals in die Sache hineinziehen dürfen.

Und deshalb sah ich nicht den geringsten Grund, ihrer Bitte nachzukommen. Natürlich würde ich nach ihnen suchen.

Grace war meine Tochter. Ich wusste nicht, wo sie war. Nichts und niemand würde mich davon

abhalten, sie zu finden. Und vielleicht würde es mir ja sogar gelingen, Cynthia wieder zur Vernunft zu bringen.

Ich ging ans Regal, nahm zwei Karten von Neuengland und dem Staat New York heraus und entfaltete sie auf dem Küchentisch. Manchmal nützen einem die

Routenplaner im Internet eben nichts; ich benötigte größeren Überblick.

Ich ließ den Blick von Portland nach Providence und von Boston nach Buffalo schweifen und fragte mich, was wohl Cynthias Ziel war. Otis fiel mir ins Auge, der kleine Ort an der Grenze von Connecticut und

Massachusetts, wo der See lag, in dem die Polizei die beiden Leichen gefunden hatte. Aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie dort hinfahren würde. Nicht mit Grace im Schlepptau. Und außerdem, was sollte sie dort an Neuem in Erfahrung bringen?

Dann war da noch das

Örtchen Sharon, wo
Connie Gormley gelebt
hatte, die Frau, die bei dem
ominösen Unfall mit
Fahrerflucht getötet
worden war. Das schied
meiner Meinung nach
ebenso aus. Cynthia hatte
dem Zeitungsausschnitt
ohnehin keine größere
Bedeutung beigemessen.

Aber vielleicht brachte

mich die Karte auch gar nicht weiter. Womöglich würde Cynthia versuchen, mit Menschen aus ihrer Vergangenheit in Kontakt zu treten – Menschen, von denen sie sich erhoffte, dass sie ihr weitere Antworten liefern konnten.

Ich ging ins Wohnzimmer. Die beiden Schuhkartons mit den

Erinnerungsstücken aus
Cynthias Kindheit
befanden sich immer noch
auf dem Couchtisch. Bis
jetzt waren wir nicht dazu
gekommen, sie wieder in
dem Wandschrank zu
deponieren, wo sie all die
Jahre gestanden hatten.

Aufs Geratewohl kramte
ich in den Kartons,
beförderte alte Quittungen

und Zeitungsausschnitte auf den Tisch, ohne dass mir irgendetwas auch nur den geringsten Anhaltspunkt geboten hätte. Es war, als hätte ich ein riesiges Puzzle vor mir, dessen Teile nicht zusammenpassen wollten.

Ich marschierte zurück in die Küche und rief Rolly auf seiner Privatnummer an; in der Schule war er so

früh am Morgen sicher noch nicht. Millicent ging dran.

»Hi, Terry«, sagte sie.
»Alles okay? Was gibt's denn?«

»Hallo, Millie«, sagte ich.
»Hat sich Cynthia zufällig bei euch gemeldet?«

»Cynthia? Nein. Terry, was ist denn los? Ist sie nicht zu Hause?«

»Sie ist weg. Mit dem Auto. Und sie hat Grace mitgenommen.«

»Warte, ich hole Rolly.«

Ich hörte, wie sie das Telefon beiseitelegte. Ein paar Sekunden später war Rolly am Apparat.

»Cynthia ist weg?«

»Ja. Und ich weiß einfach nicht, was ich tun soll.«

»Scheiße. Ich hatte mir

vorgenommen, sie heute anzurufen, mal ein paar Takte mit ihr zu reden. Hat sie nicht gesagt, wo sie hinwill?«

»Rolly, wenn ich das wüsste, würde ich dich bestimmt nicht um diese Uhrzeit anrufen.«

»Ist ja schon gut. Mann, ich weiß nicht, was ich sagen soll. Warum macht

sie so was? Habt ihr euch gestritten?«

»Ja, haben wir. Es war meine Schuld. Außerdem ist ihr der ganze Irrsinn anscheinend über den Kopf gewachsen. Sie hat furchtbare Angst um Grace. Gib mir Bescheid, wenn sie sich bei euch meldet, okay?«

»Auf jeden Fall«, sagte

Rolly. »Und du melde dich ebenfalls, wenn du sie findest.«

Anschließend rief ich bei Dr. Kinzler an. Die Praxis hatte noch nicht geöffnet; der Anrufbeantworter schaltete sich an. Ich erklärte kurz, was passiert war, und hinterließ Telefon- und Handynummer.

Kurz überlegte ich, ob ich Detective Wedmore ebenfalls informieren sollte, entschied mich dann aber dagegen. Auch wenn ich nicht richtig fand, dass Cynthia Hals über Kopf die Flucht ergriffen hatte, konnte ich sie doch in gewisser Weise verstehen. Aber Detective Wedmore würde ihr womöglich ganz

andere Motive unterstellen.

Und dann fiel mir
urplötzlich ein Name ein.
Der Name eines Menschen,
den ich nicht kannte, eines
Menschen, mit dem ich
noch nie ein Wort
gewechselt hatte. Und
dieser Name ging mir nicht
mehr aus dem Sinn.

Vielleicht war es an der
Zeit, mal ein paar Takte mit

Vince Fleming zu reden.

ZWEIUNDREISSIG

Hätte ich es über mich gebracht, Detective Wedmore anzurufen, hätte ich sie geradeheraus gefragt, wo ich Vince Fleming finden konnte. Sie hatte ja bereits erwähnt, dass ihr

der Name geläufig war.
Von Abagnall wussten wir,
dass Vince Fleming ein
schlimmer Finger war, der
Anfang der Neunziger nach
der Ermordung seines
Vaters offenbar auch Rache
an den Tätern genommen
hatte. Und als
Polizeibeamtin wusste
Detective Wedmore
bestimmt, wo sich so

jemand aufhielt.

Trotzdem schien es mir
schlauer, Detective
Wedmore außen vor zu
lassen.

Ich ging an den
Computer und versuchte
mich über Vince Fleming
schlauzumachen. Im
Online-Archiv der Zeitung
von New Haven fand ich
ein paar Berichte über ihn,

darunter einen Artikel, in dem es um eine Anklage wegen schwerer Körperverletzung ging. Er hatte einem anderen mit einer Bierflasche das Gesicht verschönert; allerdings war die Anklage fallen gelassen worden, nachdem das Opfer die Anzeige wieder zurückgezogen hatte. Ich

hätte gern mehr über die Hintergründe erfahren, fand aber online nichts weiter über die Sache.

In einem anderen Artikel wurde Vince Fleming am Rande erwähnt; Gerüchten zufolge steckte er hinter einer Serie von Autodiebstählen im südlichen Connecticut. Ich fand heraus, dass er eine

Kfz-Werkstatt in einem
Industriegebiet am
Stadtrand von Milford
betrieb, und schließlich
stieß ich sogar auf ein Foto
von ihm, eine leicht
grobkörnige Aufnahme, die
offenbar ohne sein Wissen
entstanden war und ihn
dabei zeigte, wie er eine Bar
namens »Mike's« betrat.

In dieser Bar war ich

zwar noch nie gewesen,
aber schon öfter daran
vorbeigefahren.

Ich griff zu den Gelben
Seiten. Die
Autowerkstätten nahmen
einige Seiten ein, aber Vince
Flemings Name stach mir
nirgends ins Auge – es gab
weder »Vince' Werkstatt«
noch »Flemings Kfz-
Service«.

Mir blieben also zwei Möglichkeiten: entweder die Autowerkstätten in und um Milford abzutelefonieren oder mich im Mike's nach Vince Fleming zu erkundigen. Zumindest würde ich dort wohl in Erfahrung bringen können, wie seine Werkstatt hieß – respektive der Ort, an dem er, wenn

man den Zeitungen
Glauben schenken konnte,
gestohlene Autos
auszuschlachten pflegte.

Obwohl ich eigentlich
keinen Hunger hatte,
machte ich mir zwei
Scheiben Toast mit
Erdnussbutter. Ich zog mir
eine Jacke über, griff nach
meinem Handy und ging
zur Haustür.

Als ich sie öffnete, stand Detective Wedmore vor mir.

»Oh.« Ihre zum Klopfen erhobene Faust erstarrte in der Luft.

Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück. »Du liebe Güte«, sagte ich. »Sie haben mich fast zu Tode erschreckt.«

»Mr Archer«, sagte sie,

ohne eine Miene zu verziehen. Offenbar war sie nicht ganz so schreckhaft wie ich.

»Hallo«, sagte ich. »Ich wollte gerade das Haus verlassen.«

»Ist Ihre Frau nicht da? Wo ist denn ihr Wagen?«

»Sie ist unterwegs. Kann ich Ihnen weiterhelfen? Haben Sie Neuigkeiten?«

»Nein«, sagte sie. »Wann kommt Ihre Frau denn zurück?«

»Das kann ich Ihnen nicht genau sagen. Was wollen Sie denn von ihr?«

Detective Wedmore ging nicht auf meine Frage ein.

»Ist sie zur Arbeit gefahren?«

»Kann schon sein.«

»Wissen Sie was? Ich rufe

sie einfach an. Schließlich habe ich ja ...« – sie zückte ihr Notizbuch – »... ihre Handynummer.«

»Sie geht nicht dran«, platzte ich heraus und hätte mich dafür am liebsten links und rechts geohrfeigt. »Äh, sie hat ihr Handy ausgeschaltet.«

»Ach ja?«, sagte Detective Wedmore. »Das

lässt sich ja überprüfen.«
Sie nahm ihr Handy,
wählte, hielt sich das Gerät
ans Ohr und wartete. Dann
klappte sie das Handy
wieder zusammen. »Ja, Sie
haben recht. Macht Sie das
öfter?«

»Manchmal«, sagte ich.

»Wann hat Ihre Frau das
Haus verlassen?«, fragte sie.

»Vorhin«, sagte ich.

»Tatsächlich? Ich bin nämlich heute Nacht um eins nach meinem Schichtende hier vorbeigefahren. Und da stand der Wagen Ihrer Frau ebenfalls nicht in der Einfahrt.«

Mist. Cynthia war also schon länger fort, als ich gedacht hatte.

»Tja«, sagte ich. »Da

hätten Sie doch eigentlich kurz auf 'nen Drink reinschauen können.«

»Wo ist Ihre Frau, Mr Archer?«

»Keine Ahnung. Am besten, Sie schauen am Nachmittag noch mal vorbei. Vielleicht ist sie bis dahin ja wieder da.« Zwar hätte ich Detective Wedmore nur allzu gern

um Hilfe gebeten, aber ich befürchtete, durch ihre Flucht würde Cynthia nur umso verdächtiger dastehen.

Detective Wedmore überlegte einen Moment. »Und Grace hat sie mitgenommen?«

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte.

»Hören Sie«, sagte ich

stattdessen, »ich hab's
wirklich eilig.«

»Sie sehen beunruhigt
aus, Mr Archer. Und
wissen Sie was? Das sollten
Sie auch sein. Ihre Frau ist
mit den Nerven am Ende.
Rufen Sie mich bitte
umgehend an, sobald sie
wieder auftaucht.«

»Was wollen Sie
eigentlich?«, sagte ich.

»Meine Frau ist hier das Opfer. Sie hat ihre Familie verloren. Erst ihre Eltern und ihren Bruder und jetzt auch noch ihre Tante.«

Die Wedmore tippte mir mit dem Zeigefinger auf die Brust. »Rufen Sie mich an.« Sie reichte mir eine weitere ihrer Visitenkarten, ehe sie zu ihrem Wagen zurückging.

Sekunden später saß ich hinter dem Steuer meines eigenen Wagens und fuhr über die Bridgeport Avenue von Milford ins nahe gelegene Devon. Am Mike's war ich schon Hunderte von Malen vorbeigekommen. Es handelte sich um ein kleines Ziegelgebäude neben einem 7-Eleven. Über die Fassade

im ersten Stock zogen sich fünf vertikal angebrachte Neonbuchstaben; in den Fenstern hing Reklame für Schlitz, Coors und Budweiser.

Ich parkte um die Ecke und ging zum Eingang. Erst war ich nicht sicher, ob die Bar morgens überhaupt geöffnet hatte, doch als ich sie betrat, stellte ich fest,

dass es reichlich Leute gab, die mit dem Trinken gar nicht früh genug anfangen konnten.

Ein gutes Dutzend Gäste bevölkerte die schummrig beleuchtete Kneipe; zwei hockten an der Bar, die anderen an Tischen. Ich trat neben die beiden Typen auf den Barhockern an den Tresen und wartete, bis mir

der stiernackige Barkeeper
seine Aufmerksamkeit
schenkte.

»Was kann ich für Sie
tun?«, fragte er, ein feuchtes
Bierglas in der einen, ein
Geschirrtuch in der anderen
Hand. Er fuhrwerkte das
Geschirrtuch ins Glas und
drehte es hin und her.

»Hallo«, sagte ich. »Ich
bin auf der Suche nach

jemandem. Ich glaube, der Mann ist hier Stammgast.«

»Wir haben 'ne Menge Gäste«, sagte er. »Wie heißt er denn?«

»Vince Fleming.«

Der Barkeeper hatte ein echtes Pokerface. Er ließ sich absolut nichts anmerken, hob nicht mal die Augenbrauen. Und mit einer Antwort hatte er es

offenbar auch nicht
besonders eilig.

»Fleming?«, sagte er
kopfschüttelnd. »Nee, da
läutet nichts bei mir.«

»Er hat eine
Autowerkstatt«, sagte ich.
»Wenn er bei Ihnen Kunde
ist, kennen Sie ihn
garantiert.«

Plötzlich fiel mir auf,
dass die beiden Typen an

der Bar nicht mehr miteinander redeten.

»Was wollen Sie denn von ihm?«, fragte der Barkeeper.

Ich lächelte entgegenkommend. »Es geht um eine persönliche Angelegenheit«, sagte ich. »Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir sagen könnten, wo ich ihn

finde. Warten Sie.« Ich griff nach meinem Portemonnaie, bekam es aber nicht sofort aus der Hosentasche. Unbeholfener ging es kaum; gegen mich war Inspektor Columbo die Coolness in Person. Ich beförderte einen Zehner auf den Tresen. »Ich trinke zwar so früh noch kein Bier, aber Sie sollen nicht

leer ausgehen.«

Einer der beiden Typen war plötzlich nicht mehr da.

Vielleicht war er aufs Klo gegangen.

»Behalten Sie Ihr Geld«, sagte der Barkeeper. »Wenn Sie mir Ihren Namen hinterlassen, gebe ich ihm Bescheid, falls er hier vorbeisehen sollte.«

»Können Sie mir nicht einfach sagen, wo er arbeitet? Hören Sie, ich will keinen Ärger. Ich suche bloß nach jemandem, und Vince kann mir vielleicht weiterhelfen.«

Der Barkeeper überlegte und kam offensichtlich zu dem Schluss, dass es kein großes Geheimnis war, wo Vince Fleming arbeitete.

»Dirksens Garage. Wissen Sie, wo das ist?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Über die Brücke und ein Stück weit nach Stratford hinein«, erklärte er. Er skizzierte mir die Wegbeschreibung auf einer Serviette.

Draußen wartete ich einen Augenblick, bis sich meine Augen wieder ans

Tageslicht gewöhnt hatten,
und stieg dann in meinen
Wagen. Dirksens Garage
war nur zwei Meilen
entfernt, und fünf Minuten
später war ich bereits dort.
Unterwegs sah ich ein ums
andere Mal in den
Rückspiegel, um zu
checken, ob Rona Wedmore
mich vielleicht beschattete,
aber offenbar war mir

niemand auf den Fersen.
Dirksens Garage war ein
grauer, einstöckiger
Betonbau mit geteertem
Hof; vor dem Gebäude
stand ein schwarzer
Abschleppwagen. Ich
parkte und ging an einem
Käfer mit Frontschaden
und einem Ford Explorer
mit eingebeulten Türen
vorbei zum Eingang.

Ich betrat ein kleines Büro, durch dessen Fenster man in die Montagehalle sah, wo ein halbes Dutzend reparaturbedürftiger Autos stand. Einige waren zum Lackieren hergerichtet, bei zweien die Kotflügel abmontiert. Ein durchdringender Chemiegeruch stieg mir in die Nase.

Hinter einem Schreibtisch saß eine junge Frau, die aufsaß und fragte, ob sie mir helfen könne.

»Ich würde gern mit Vince sprechen«, sagte ich.

»Der ist nicht da.«

»Es ist wichtig«, sagte ich. »Mein Name ist Terry Archer.«

»Worum geht's denn?«

Um meine Frau, hätte ich

beinahe gesagt, aber damit hätte ich bloß erreicht, dass bei ihr die Alarmglocken schrillten. Wenn ein Mann einen anderen sprechen will und sagt, es ginge um seine Frau, hat das zuweilen nichts Gutes zu bedeuten.

Daher sagte ich nur: »Ich muss dringend mit ihm sprechen.«

Wobei sich die Frage

stellte, worüber ich überhaupt mit ihm sprechen wollte. Was sollte ich sagen? »Haben Sie meine Frau gesehen? Erinnern Sie sich an sie? Damals hieß sie noch Cynthia Bigge. Sie waren mit ihr an dem Abend zusammen, als ihre Familie spurlos verschwunden ist.«

Und nachdem ich auf so

überragende Weise das Eis gebrochen hätte, könnte ich es vielleicht so versuchen: »Übrigens, Sie hatten nicht zufällig etwas damit zu tun? Wäre es vielleicht möglich, dass Sie ihre Mutter und ihren Bruder in einem See versenkt haben?«

Ich hätte mir vorher einen Plan zurechtlegen sollen. Aber ich war über

Cynthias Flucht schlicht so verzweifelt gewesen, dass ich nicht daran gedacht hatte.

»Wie schon gesagt, Mr Fleming ist nicht hier«, sagte die junge Frau. »Soll ich ihm etwas ausrichten?«

»Mein Name ist Terry Archer«, wiederholte ich. Ich gab ihr meine Telefon- und Handynummer. »Ich

muss unbedingt mit ihm reden.«

»Das wollen viele«, sagte sie.

Und so stand ich ein paar Sekunden später wieder draußen in der Sonne und fragte mich: »Was nun, du Pfeife?«

Bislang hatte ich so gut wie nichts in Erfahrung gebracht. Vielleicht würde

mir ja etwas halbwegs
Intelligentes einfallen,
wenn ich eine Kaffeepause
einlegte. Einen halben
Block weiter erspähte ich
einen Donut-Laden und
ging hinüber. Ich bestellte
einen Medium-Becher mit
Zucker und Milch und
setzte mich an einen Tisch,
auf dem ein paar leere
Donut-Verpackungen

lagen. Ich schob sie beiseite und kramte mein Handy hervor.

Erneut versuchte ich, Cynthia zu erreichen, aber wieder schaltete sich sofort die Mobilbox ein. »Schatz, ruf mich zurück. Ich bitte dich.«

Ich war gerade dabei, das Handy in meine Jacke zurückzustecken, als es

plötzlich klingelte.

»Hallo? Cyn?«

»Mr Archer?«

»Ja.«

»Hier spricht Dr.
Kinzler.«

»Oh, Sie sind's. Danke
für Ihren Rückruf.«

»Ihre Frau ist
verschwunden?«

»Sie hat sich mitten in
der Nacht aus dem Haus

gestohlen«, sagte ich. »Und
sie hat Grace
mitgenommen.« Dr.

Kinzler schwieg. »Hallo?«

»Ich bin noch dran. Aber
Ihre Frau hat mich nicht
kontaktiert. Sie sollten
schleunigst etwas
unternehmen, Mr Archer.«

»Danke für den
Ratschlag. Was glauben Sie
eigentlich, was ich gerade

tue?«

»Ihre Frau steht unter extremer nervlicher Anspannung. Ihr Zustand ist alles andere als stabil. Und das könnte auch Folgen für Ihre Tochter haben.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Gar nichts. Ich empfehle Ihnen lediglich,

alle Hebel in Bewegung zu setzen, um Ihre Frau zu finden. Und wenn sie sich bei mir melden sollte, werde ich ihr raten, umgehend nach Hause zurückzukehren.«

»Aber sie fühlt sich dort nicht mehr sicher.«

»Dann sollten Sie dafür sorgen, dass sie sich sicher fühlt«, sagte Dr. Kinzler.

»Pardon, aber ich habe einen Anrufer auf der anderen Leitung.«

Und damit legte sie auf. Na toll, dachte ich.

Ich trank meinen Kaffee halb aus, ehe ich merkte, dass er widerlich bitter schmeckte; dann stand ich auf und verließ den Laden.

Ich war noch keine drei Schritte weit gegangen, als

ein roter Geländewagen über die Bordsteinkante fuhr und abrupt vor mir hielt. Die Türen öffneten sich und zwei feiste, aber kräftig gebaute Typen in Jeans, Jeansjacken und schmutzigen T-Shirts – der eine kahl, der andere blond – stiegen aus.

»Steig ein«, sagte der Kahlkopf.

»Wie bitte?«, fragte ich.

»Du hast doch gehört«, sagte der Blonde. »Steig in den verdammten Wagen.«

»Von wegen«, sagte ich und trat einen Schritt zurück.

Im selben Moment packten sie mich auch schon von beiden Seiten an den Armen. »He, was soll das?«, entfuhr es mir,

während sie mich zur
offenen Hintertür des
Geländewagens zerrten.
»Das können Sie nicht
machen. Lassen Sie mich
los!«

Sie stießen mich in den
Wagen und ich landete auf
dem Boden vor den
Rücksitzen; im Fallen
bekam ich mit, dass hinter
dem Steuer noch ein dritter

Mann saß. Der Kahle stieg zu mir und drückte mir seinen schweren Arbeitsschuh in den Rücken, während der Blonde auf dem Beifahrersitz Platz nahm.

»Weißt du, was ich dachte, was er gleich sagt?«, fragte der Kahlkopf den Blonden.

»Was denn?«

»»Fassen Sie mich nicht an.«« Die beiden grölten los, als wollten sie sich schier scheckig lachen.

Und das Schlimmste war, dass ich genau das hatte sagen wollen, bevor ich auf dem Boden des Wagens gelandet war.

DREIUNDREISSIG

Als Lehrer hatte ich nicht allzu viel Erfahrung im Umgang mit Schlägern, die einen vor einem Donut-Laden überfallen und in einen Geländewagen zerren.

Eine Sache lernte ich allerdings schnell – dass hier absolut niemanden interessierte, was ich zu vermelden hatte.

»Hören Sie«, sagte ich vom Boden des Geländewagens aus. »Das muss ein Irrtum sein.« Ich versuchte mich ansatzweise auf die Seite zu drehen, um einen Blick auf den Kerl zu

erhaschen, dessen Fuß auf
meinem Oberschenkel
ruhte.

Er glotzte mich an.
»Halt's Maul.«

»He«, sagte ich. »Sie
müssen mich mit jemandem
verwechseln. Für wen
halten Sie mich? Für
irgendeinen Gangster?
Einen Cop? Verdammt
noch mal, ich bin Lehrer!«

Der Blonde wandte sich um. »Ich habe meine Lehrer gehasst. Allein das reicht schon, um dir mal eben die Beine zu brechen.«

»Ich weiß, es gibt eine Menge beschissene Lehrer. Aber ich wollte damit lediglich sagen, dass ich ...«

Der Kahlkopf seufzte, griff in seine Jacke und förderte eine Pistole zutage,

die sicher alles andere als die größte Handfeuerwaffe der Welt war, aus meiner Perspektive aber wie eine Gefechtskanone aussah. Er richtete die Knarre auf meinen Kopf.

»Der Boss wird bestimmt sauer sein, wenn ich dir die Rübe runterschieße und hier die Polster versaue ... aber wenn ich ihm erkläre,

dass du nicht die Schnauze halten wolltest, hat er bestimmt Verständnis dafür.«

Und so hielt ich lieber die Schnauze.

Man brauchte wahrhaftig kein Sherlock Holmes zu sein, um dahinterzukommen, dass die kleine Entführung mit meinen Fragen nach Vince

Fleming zusammenhing.
Möglich, dass einer der
beiden Typen an der Bar im
Mike's kurz zum Handy
gegriffen oder der
Barkeeper in Dirksens
Garage angerufen hatte,
bevor ich dort eingetroffen
war. Dann wiederum hatte
jemand die beiden
Schlägertypen auf den Plan
gerufen, um

herauszufinden, was ich von Vince Fleming wollte.

Nur dass mir hier niemand Fragen stellte.

Vielleicht war es ihnen egal. Vielleicht reichte es schon, dass ich mich nach Vince Fleming umgehört hatte. Eine Frage zu viel, und schon waren ein paar Typen zur Stelle, um neugierige Kantonisten auf

Nimmerwiedersehen
verschwinden zu lassen.

Ich zerbrach mir den
Kopf, wie ich aus dem
Schlamassel wieder
herauskommen sollte.
Allein gegen drei. Ihren
Bäuchen nach zu urteilen,
waren es bestimmt nicht die
durchtrainiertesten
Galgenvögel von Milford,
aber mit einer Waffe in der

Jacke musste man schließlich auch nicht besonders gut in Form sein. Ich ging davon aus, dass die beiden anderen ebenfalls bewaffnet waren. Konnte es mir irgendwie gelingen, dem Kahlkopf seine Knarre abzunehmen, ihn niederzustrecken und aus dem fahrenden Wagen zu springen?

Im Leben nicht.

Der Kahle hielt die Waffe immer noch in der Hand; sie ruhte auf seinem Knie, während er mich mit dem Fuß weiterhin am Boden hielt. Der Blonde und der Fahrer unterhielten sich über ein Footballspiel vom Abend zuvor.

Plötzlich sagte der Blonde: »He, was ist denn

das?«

Der Fahrer sagte: »'ne CD, was sonst?«

»Das sehe ich. Aber die steckst du nicht in den Player.«

»Und ob.«

Ich hörte, wie eine CD in den Player geschoben wurde.

»Das meinst du ja wohl nicht ernst«, sagte der

Blonde.

»Was'n los?«, fragte der Kahlkopf.

Ehe jemand antworten konnte, drang plötzlich Musik aus den Lautsprechern. Ein kurzes instrumentales Intro, und dann sang eine Stimme: »Why do birds suddenly appear ... every time ... you are near?«

»Leck mich am Arsch«,
sagte der Kahlkopf. »Du
hörst die Carpenters?«

»He«, sagte der Fahrer.
»Mach halblang. Mit dem
Sound bin ich
aufgewachsen.«

»Du meine Güte«, sagte
der Blonde. »Die Kleine,
die da singt ... hatte die
nicht irgendein
Essproblem?«

»Ja«, sagte der Fahrer.
»Die hatte Magersucht.«

»Solche Leute«, sagte der
Kahle, »sollten lieber mal
'nen ordentlichen
Hamburger verdrücken.«

Dass drei Typen, die
locker über eine Band der
Siebziger plauderten, mich
an einem verschwiegenen
Ort abmurksen wollten,
war wohl kaum

anzunehmen, oder? Einen Augenblick lang fühlte ich mich erleichtert. Dann aber kam mir die Szene aus Pulp Fiction in den Sinn, in der sich Samuel L. Jackson und John Travolta darüber in die Haare kriegen, wie ein Hamburger in Paris heißt, ehe sie kaltblütig ein paar Typen in einem Apartment hinrichten. Wahrscheinlich

bestand der einzige Unterschied darin, dass meine Entführer nicht ganz so viel Stil besaßen wie Jackson und Travolta. Tatsächlich stank es im Wagen durchdringend nach Körperausdünstungen.

Sollte es so mit mir zu Ende gehen? Auf dem Rücksitz eines Geländewagens? Eben hatte

ich noch Kaffee in einem
Donut-Laden getrunken,
und nun fragte ich mich, ob
das Letzte, was ich in
meinem Leben hören
würde, eine Schnulze von
den Carpenters war.

Der Fahrer bog um ein
paar Ecken, dann holperten
wir über einen
Bahnübergang, und wenn
mich mein Gefühl nicht

ganz trog, ging es anschließend leicht abwärts, als würden wir zur Küste hinunterfahren.

Schließlich ging der Fahrer vom Gas; der Wagen bog nach rechts ab, fuhr über eine Bordsteinkante und kam abrupt zum Stehen. Durch das Seitenfenster sah ich blauen Himmel und einen Teil

einer Hausfassade. Als der Fahrer den Motor abstellte, drang Möwengeschrei an meine Ohren.

»Okay.« Der Kahle blickte zu mir herunter. »Keine Zicken. Wir steigen jetzt aus und gehen da drüben rein. Sobald du abzuhaufen versuchst oder um Hilfe rufst, werde ich dir wehtun. Verstanden?«

»Ja«, sagte ich.

Der Blonde und der Fahrer waren bereits ausgestiegen. Der Kahle öffnete seine Tür und trat ebenfalls auf den Asphalt, während ich mich aufrappelte und aus dem Wagen kroch.

Wir befanden uns in einer Einfahrt zwischen zwei Strandhäusern, offenbar am

East Broadway. Zwischen
den dicht
zusammenstehenden
Häusern konnte ich den
Strand und dahinter die
Bucht von Long Island
aufblitzen sehen.

Der Kahle wies auf eine
Außentreppe, die an der
Seite des verwitterten
gelben Hauses hinauf in den
ersten Stock führte. Das

Erdgeschoß schien mehr oder minder aus Garagen zu bestehen. Der Blonde und der Fahrer gingen voran; der Kahle folgte mir. Die Stufen waren sandig; es knirschte leise unter unseren Schuhen.

Am oberen Treppenabsatz öffnete der Fahrer eine Fliegentür und hielt sie uns auf, bis wir

allesamt einen großen Raum mit Glasschiebetüren betreten hatten, die auf eine Veranda mit Meeresblick hinausführten. Ich erblickte eine Couch, ein paar Sessel und ein Regal mit Taschenbüchern; weiter hinten befanden sich ein Esstisch und eine Küchenzeile.

Ein bulliger Typ stand

mit dem Rücken zu mir am Herd und hantierte mit einer Pfanne und einem Pfannenheber.

»Hier ist er«, sagte der Blonde.

Der Mann nickte wortlos.

»Wir warten unten«, sagte der Kahlkopf. Der Blonde und der Fahrer folgten ihm nach draußen;

ich hörte, wie sie die
Treppe hinuntertrabten.

Ich stand da wie bestellt
und nicht abgeholt. Unter
anderen Umständen hätte
ich die Aussicht bewundert;
vielleicht wäre ich sogar auf
die Veranda
hinausgegangen, um die
frische Seeluft tief in meine
Lungen zu saugen.
Stattdessen richtete ich den

Blick auf den breiten Rücken des Mannes, der anscheinend schon auf mich gewartet hatte.

»Wollen Sie ein paar Eier?«, fragte er.

»Nein, danke«, sagte ich.

»Wäre überhaupt kein Problem«, sagte er.

»Spiegelei, Rührei, was Sie wollen.«

»Noch mal danke«, sagte

ich.

»So läuft das, wenn man später aufsteht«, sagte er.

»Ist meist schon Mittag, wenn ich Frühstück mache.«

Er öffnete einen Schrank, nahm einen Teller heraus, belud ihn mit Rührei und packte ein paar Würstchen dazu, die er zuvor gebraten haben musste. Dann nahm

er sich eine Gabel und ein Steakmesser aus einer Besteckschublade.

Er wandte sich um, ging zum Tisch und setzte sich.

Er war etwa so alt wie ich, obwohl er sich, rein objektiv gesehen, nicht ganz so gut gehalten hatte. Sein Gesicht war voller Aknenarben; über seinem rechten Auge befand sich

eine deutlich sichtbare, etwa zwei Zentimeter lange Narbe, und sein ehemals schwarzes Haar war von jeder Menge Grau durchsetzt. Er trug schwarze Jeans und ein schwarzes T-Shirt, unter dessen rechtem Ärmel der Ansatz einer Tätowierung zu sehen war. Das T-Shirt spannte sich über seinem

Bauch, und er gab einen angestrengten Seufzer von sich, als er sich setzte.

Er wies auf den ihm gegenüberstehenden Stuhl. Ich trat vorsichtig näher und nahm Platz. Er griff nach einer Ketchupflasche, drehte sie um und ließ eine satte Portion auf sein Rührei mit Würstchen tropfen. Vor ihm stand ein

Kaffeebecher, und als er danach griff, sagte er:
»Auch einen?«

»Nein, danke«, sagte ich.
»Ich habe gerade erst Kaffee getrunken. In der Donut-Bude schräg gegenüber von Ihrer Werkstatt.«

»Der Laden gehört mir«, sagte er.

»Tatsächlich?«

»Der Kaffee da schmeckt doch fürchterlich«, sagte er.

»Wohl wahr«, sagte ich.

»Kenne ich Sie irgendwoher?«, fragte er und schob sich eine Gabel Rührei in den Mund.

»Nein«, sagte ich.

»Wieso haben Sie sich dann nach mir erkundigt?«

»Sorry«, sagte ich. »Ich wollte Sie nicht

beunruhigen.«

»Beunruhigen?« Vince Fleming stach mit der Gabel in eines der Würstchen und schnitt sich ein Stück mit dem Steakmesser ab. »Na ja, ich werde jedenfalls ziemlich hellhörig, wenn jemand andere nach mir ausfragt.«

»Das konnte ich ja nicht wissen.«

»Konkurrenten mit
unorthodoxen
Geschäftspraktiken sind in
meinem Business keine
Seltenheit.«

»Das glaube ich gern«,
sagte ich.

»Tja, und deshalb
arrangiere ich bisweilen ein
Treffen, bei dem ich den
Arm am längeren Hebel
habe.«

»Verstehe«, sagte ich.

»Also, wer zum Teufel sind Sie?«

»Mein Name ist Terry Archer. Sie hatten mal was mit meiner Frau.«

»Ach ja?«, sagte er.

»Ist schon eine Weile her, aber ...«

Vince Fleming sah mich finster an, während er ein weiteres Stück Würstchen

vertilgte. »Was soll der Scheiß? Selbst wenn ich mit Ihrer Lady rumgemacht haben sollte ... Ist doch nicht mein Problem, wenn Sie es ihr nicht ordentlich besorgen können.«

»Darum geht's gar nicht«, sagte ich. »Meine Frau heißt Cynthia. Cynthia Bigge, das war ihr Mädchenname.«

Er kaute nicht weiter.
»Oh. Verdammt, das ist
echt lange her.«

»Fünfundzwanzig Jahre«,
sagte ich.

»Nett, dass Sie sich
endlich mal vorstellen«,
sagte Vince Fleming.

»Ich weiß nicht, wie ich
anfangen soll«, sagte ich.
»Sie erinnern sich doch
bestimmt, was damals

passiert ist.«

»Klar. Ihre Familie ist spurlos verschwunden.«

»Genau. Und jetzt hat man die Leichen von Cynthias Mutter und ihrem Bruder gefunden.«

»Todd?«

»Ja.«

»Ich kannte Todd.«

»Gut?«

»Ein bisschen«, sagte

Vince Fleming
schulterzuckend. »Na ja,
wir gingen auf dieselbe
Schule. Er war ganz in
Ordnung.«

»Sind Sie überhaupt nicht
neugierig, wo sie gefunden
wurden?«

»Das werden Sie mir
wohl sowieso auf die Nase
binden.« Er schaufelte sich
eine weitere Gabel Rührei

mit Ketchup in den Mund.

»Auf dem Grund eines Sees in Massachusetts. In einem gelben Ford Escort. Dem Wagen von Cynthias Mutter.«

»Meinen Sie das ernst?«

»Todernt.«

»Da haben sie dann bestimmt schon eine ganze Weile gelegen«, sagte Vince Fleming. »Wie hat die

Polizei die Leichen
identifiziert?«

»Durch einen DNA-
Test«, sagte ich.

Staunend schüttelte er
den Kopf. »Unglaublich,
was die heute alles so
draufhaben.«

»Außerdem ist Cynthias
Tante vor kurzem ermordet
worden«, sagte ich.

Vince Flemings Augen

verengten sich. »Cynthia hat mir mal von ihr erzählt, glaube ich. Hieß sie nicht Bess?«

»Tess.«

»Ja, genau. Und die hat's erwischt?«

»Sie ist erstochen worden. In ihrer Küche.«

»Hmm«, sagte Vince Fleming. »Gibt's einen bestimmten Grund, warum

Sie mir das erzählen?«

»Cynthia ist verschwunden«, sagte ich.
»Sie ist auf und davon. Mit unserer Tochter. Sie ist acht und heißt Grace.«

»Schöne Scheiße«, sagte er.

»Erst habe ich gedacht, Cynthia würde vielleicht Sie aufsuchen. Sie will in Erfahrung bringen, was in

jener Nacht geschehen ist,
und Sie könnten ihr
möglicherweise helfen, die
eine oder andere Antwort
zu finden.«

»Wie kommen Sie denn
darauf?«

»Nun ja, abgesehen von
ihrer Familie waren Sie
wahrscheinlich der Letzte,
der Cynthia an jenem
Abend gesehen hat.

Außerdem sind Sie mit
ihrem Vater
aneinandergeraten, als er
Cynthia nach Hause
bringen wollte.«

Im selben Augenblick
griff er blitzschnell über
den Tisch, packte mit der
Rechten mein linkes
Handgelenk und zog es zu
sich herüber, während er
mit der Linken nach dem

Steakmesser langte, mit dem er eben noch seine Würstchen zerteilt hatte. Er schwang das Messer in hohem Bogen und rammte es zwischen meinem Mittel- und Ringfinger in die Tischplatte.

Unwillkürlich stieß ich einen Schrei aus.

Vince Flemings Faust schloss sich wie ein

Schraubstock um mein Handgelenk. »Was wollen Sie damit sagen?«, knurrte er.

Mein Puls schlug so rasend schnell, dass ich kein Wort herausbrachte. Entsetzt starrte ich auf das Messer; ich konnte es kaum fassen, dass er nicht doch meine Hand aufgespießt hatte.

»Jetzt stelle ich Ihnen mal 'ne Frage«, sagte Vince Fleming mit gefährlich leiser Stimme. »Kürzlich hat hier noch ein anderer Typ nach mir rumgefragt. Wissen Sie etwas davon?«

»Was für ein anderer Typ?«, fragte ich.

»Um die fünfzig, gedrungene Statur, wahrscheinlich ein Privater.

So auffällig wie Sie hat er sich jedenfalls nicht verhalten.«

»Das war Denton Abagnall«, sagte ich. »Die Beschreibung passt genau.«

»Ach ja? Und woher kennen Sie ihn?«

»Cynthia und ich haben ihn beauftragt, Nachforschungen anzustellen.«

»Über mich?«

»Nein. Nicht direkt
jedenfalls. Er sollte
herausfinden, was mit
Cynthias Familie passiert
ist.«

»Und deshalb hat er
ausgerechnet hinter mir
hergeschnüffelt?«

Ich schluckte.

»Zumindest wollte er Sie
unter die Lupe nehmen.«

»Ach ja? Und was hat er herausbekommen?«

»Nichts«, sagte ich. »Na ja, wir wissen es nicht. Und wir werden es wohl auch nie erfahren.«

»Wieso?«

Entweder wusste er es wirklich nicht oder er hatte ein verdammt gutes Pokerface.

»Er ist tot«, sagte ich. »Er

wurde ebenfalls ermordet. In einer Parkgarage in Stamford. Vermutlich steht sein Tod in Zusammenhang mit dem Mord an Tess.«

»Außerdem war da noch eine von der Bullerei, die nach mir rumgefragt hat. Eine Schwarze, klein und fett, wie ich gehört habe.«

»Detective Wedmore«, sagte ich. »Sie leitet die

polizeilichen
Ermittlungen.«

»Na schön«, sagte Vince
Fleming, ließ mein
Handgelenk los und zog das
Messer aus der Tischplatte.
»Und was geht mich der
ganze Scheiß an?«

»Meine Frau hat Sie also
nicht kontaktiert«, sagte
ich. »Oder etwa doch?«

»Nein.« Dabei sah er mir

herausfordernd in die Augen, als warte er nur auf Widerspruch.

Ich hielt seinem Blick stand. »Ich hoffe, Sie sagen die Wahrheit, Mr Fleming. Weil ich nämlich nicht zulassen werde, dass meiner Frau und meiner Tochter etwas zustößt.«

Er erhob sich und kam um den Tisch herum. »Soll

das 'ne Drohung sein?«

»Ich habe vielleicht nicht so viel Einfluss wie Sie, aber wenn es um meine Familie geht, werde ich mich von nichts und niemandem einschüchtern lassen.«

Er packte mich an den Haaren, riss meinen Kopf zurück und beugte sich zu mir. Sein Atem roch nach

Würstchen und Ketchup.

»Hör mir gut zu, Arschloch. Ist dir eigentlich klar, mit wem du hier redest? Meine Jungs da draußen – hast du 'ne Ahnung, wozu die fähig sind? Die verfüttern dich in der Bucht an die Fische, wenn ich nur mit dem Finger ...«

Draußen rief einer seiner

Schläger: »He, da kannst du nicht rein.«

Dann ertönte eine Frauenstimme: »Fick dich ins Knie.« Ich hörte, wie jemand die Treppe heraufkam.

Da Vince Flemings Kopf mir die Sicht versperrte, hörte ich nur, wie die Tür geöffnet wurde und eine mir vage bekannte Stimme

sagte: »He, Vince, hast du Mom gesehen? Ich muss nämlich noch ...«

Sie verstummte, da sie offensichtlich nicht damit gerechnet hatte, dass Vince gerade jemanden in der Mangel hatte.

»Du siehst doch, ich hab zu tun«, erwiderte er.
»Woher soll ich wissen, wo deine Mom ist?

Wahrscheinlich ist sie zum Einkaufen gefahren.«

»Oh, Scheiße«, sagte die Frauenstimme. »Vince, was machst du denn da mit meinem Lehrer?«

Und als ich, Vince Flemings feiste Finger im Haar, den Kopf ein, zwei Zentimeter drehte, starrte ich in das verblüffte Gesicht von Jane Scavullo.

VIERUNDREISSIG

»Deinem Lehrer?«, sagte Vince, ohne meine Haare loszulassen. »Was für ein Lehrer soll das denn sein?«

»Mein Englischlehrer«, sagte Jane. »Der mit dem Schreibkurs. He, wenn du

meine Lehrer verprügeln
willst, kann ich dir ein paar
nennen, die's eher verdient
hätten. Mr Archer ist der
netteste von allen.« Sie trat
näher. »Hallo, Mr Archer.«

»Hallo, Jane«, sagte ich.

»Wann kommen Sie
eigentlich wieder?«, fragte
sie. »Ihre Vertretung ist
eine totale Nullnummer.
Noch schlimmer als die alte

Stottertante. Die meisten machen einfach blau. Der Typ stochert dauernd in seinen Zähnen rum, so auf die klammheimliche Tour, aber wir kriegen es natürlich trotzdem mit.« Mir fiel auf, dass sie viel gesprächiger war als in der Schule.

Dann fragte sie Vince: »Was ist hier eigentlich

los?«

»Wie wär's, wenn du einfach wieder die Biege machst?«, sagte Vince.

»Ich brauche Geld.«

»Wofür?«

»Alles Mögliche.«

»Ja, was?«

»Alles Mögliche eben.«

»Wie viel?«

Jane zuckte mit den Schultern. »Vierzig?«

Vince Fleming ließ mich los, zückte sein Portemonnaie und reichte Jane zwei Zwanziger.

»Ist das der Typ, von dem du letztens erzählt hast?«, fragte er. »Der, der auf deine Geschichten steht?«

Jane nickte. Sie wirkte so entspannt, als würde sie regelmäßig dabei zusehen,

wie Vince unliebsame
Besucher seiner
Spezialbehandlung
unterzog, nur dass es sich
heute eben um einen ihrer
Lehrer handelte. »Genau
der. Was ziehst du da für
'ne Nummer mit ihm ab?«

»Das kann ich dir echt
nicht erklären, Süße.«

»Ich bin auf der Suche
nach meiner Frau und

meiner Tochter«, sagte ich.
»Ich weiß nicht, wo sie
sind, und ich dachte, dein
Va... nun ich, ich dachte,
Vince könnte mir vielleicht
helfen, sie zu finden.«

»Er ist nicht mein Vater«,
sagte Jane. »Er ist der Lover
meiner Mutter.« An Vince
gerichtet, fuhr sie fort:
»War nicht böse gemeint.«
Sie sah mich an. »Erinnern

Sie sich noch an meine Story über den Typ, der mir Eier zum Frühstück macht?«

»Ja klar«, sagte ich.

»Vince ist dafür sozusagen Modell gestanden. Er ist echt nett.«
Sie grinste. »Zu mir jedenfalls. Wieso ist er denn so mies drauf, wenn Sie bloß nach Ihrer Frau

suchen?«

»Jane ...«, sagte Vince.

Sie trat direkt auf ihn zu.

»Sei bloß nett zu ihm, sonst sehe ich echt alt aus. Er ist der Einzige, bei dem ich anständige Noten bekomme. Also hilf ihm gefälligst, seine Frau zu finden. Sonst müssen wir noch länger bei diesem Typen abhängen, der die

ganze Zeit zwischen seinen Zähnen rumpult. Und da müsste ich echt kotzen.«

Vince legte ihr einen Arm um die Schultern und führte sie zur Tür. Ich konnte nicht hören, was er zu ihr sagte, aber dann drehte sie sich noch einmal um. »Bis dann, Mr Archer.«

»Wiedersehen, Jane.«

Vince kam wieder an den

Tisch und setzte sich. Er wirkte nicht mehr so bedrohlich wie zuvor, sondern sah leicht verlegen drein.

»Jane ist ein kluges Kerlchen«, sagte ich.

Vince nickte. »Ja, sie ist schwer in Ordnung. Ich bin schon länger mit ihrer Mutter zusammen. Na ja, Jane brauchte ein bisschen

Stabilität in ihrem Leben. Ich selbst habe keine Kinder, aber sie ist trotzdem so was wie meine Tochter.«

»Sie scheinen ziemlich gut mir ihr auszukommen«, sagte ich.

»Die wickelt mich um ihren kleinen Finger.« Er grinste. »Sie hat schon öfter von Ihnen erzählt. Ich wäre

nie draufgekommen, dass Sie das sind. Obwohl ich Ihren Namen schon tausendmal gehört habe. Mr Archer hier, Mr Archer da.«

»Tatsächlich?«, sagte ich.

»Sie haben sie zum Schreiben ermutigt«, sagte Vince.

»Sie ist wirklich gut.«

Vince wies auf die

Bücherregale. »Ich lese 'ne ganze Menge. Okay, ich bin nicht so wahnsinnig gebildet, aber ich stehe auf Bücher, vor allem auf historische Sachen und Biografien. Und Abenteuerromane. Ist doch faszinierend, dass es Menschen gibt, die sich hinsetzen und ganze Bücher schreiben. Und da habe ich

schon ein bisschen
aufgehört, als Jane
meinte, Sie hätten gesagt,
sie hätte das Zeug zur
Schriftstellerin.«

»Sie hat eine eigene
Stimme«, sagte ich.

»Hmm?«

»Na ja, bestimmte
Autoren würden Sie doch
sicher wiedererkennen,
selbst wenn ihr Name nicht

auf dem Buch stünde,
oder?»

»Garantiert.«

»Das meinte ich mit
eigener Stimme. Und Jane
hat so eine.«

Vince nickte. »Hören
Sie«, sagte er. »Ich wollte
Ihnen nicht zu nahe
treten ...«

»Schwamm drüber«,
sagte ich. Meine Kehle war

so trocken, dass ich kaum schlucken konnte.

»Aber wenn alle möglichen Leute Fragen nach einem stellen, wird jemand wie ich schnell hellhörig.«

»Jemand wie Sie?« Ich fuhr mir durch die Haare, um meine Frisur wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen. »Was meinen

Sie damit?«

»Lassen Sie's mich mal so ausdrücken«, sagte Vince.

»Ich bin kein Englischlehrer. Ich schätze, in Ihrem Job laufen die Dinge ein bisschen anders.«

»Sie meinen, ich habe es nicht nötig, harte Jungs auf unliebsame Schnüffler zu hetzen?«

»So in etwa«, sagte Vince.

»Wollen Sie vielleicht doch einen Kaffee?«

»Danke«, sagte ich.

»Warum eigentlich nicht?«

Er ging zur Anrichte, schenkte mir eine Tasse ein und kam wieder an den Tisch.

»Ein Privater, eine Tante von den Cops und dann auch noch Sie«, sagte er.

»Ist doch wohl logisch, dass

ich da nervös geworden bin.«

»Kann ich offen zu Ihnen sein? Ohne Gefahr zu laufen, dass Sie mir die Haare ausreißen oder ein Messer zwischen die Finger rammen?«

Vince fixierte mich misstrauisch und nickte zögernd.

»Also, gehen wir noch

mal fünfundzwanzig Jahre zurück. Sie waren an dem besagten Abend mit Cynthia zusammen. Ihr Vater hat Sie bei Ihrem Rendezvous gestört und Cynthia mit nach Hause genommen. Weniger als zwölf Stunden später wacht Cynthia auf und ihre gesamte Familie ist spurlos verschwunden. Was

bedeutet, dass Sie einer der letzten Menschen waren, der eines ihrer Familienmitglieder lebend gesehen hat. Ich weiß nicht genau, was zwischen Ihnen und Cynthias Vater gelaufen ist, aber ich nehme an, es war keine besonders angenehme Situation.« Ich hielt inne. »Nun ja, das haben Sie bestimmt schon

damals lang und breit mit der Polizei durchgekauft.«

»Stimmt.«

»Und was haben Sie ausgesagt?«

»Gar nichts.«

»Wie meinen Sie das?«

»Na, hab ich doch gesagt. Absolut gar nichts. Das hatte ich von meinem Alten Herrn gelernt, Gott sei seiner Seele gnädig. Bei den

Bullen grundsätzlich
überhaupt nichts
rauszulassen. Selbst wenn
man hundertprozentig
unschuldig ist. Bei den
Bullen auszupacken, hat
noch keinem was genützt.«

»Aber Sie hätten doch bei
der Aufklärung des Falls
helfen können.«

»Ich wollte bloß, dass
mich die Bullen in Ruhe

lassen.«

»Aber haben Sie sich dadurch nicht selbst verdächtig gemacht?«

»Möglich. Aufgrund eines Verdachts kann man aber nicht eingebuchtet werden. Ohne Beweise geht gar nichts. Und sie hatten eben keine. Hätten sie welche gehabt, würden wir jetzt wahrscheinlich kein

ungezwungenes Gespräch
führen.«

Ich trank einen Schluck
Kaffee. »Hmm«, sagte ich.
»Schmeckt hervorragend.«

»Danke«, sagte Vince.
»Kann ich offen mit Ihnen
reden, ohne dass Sie sich an
meinen Haaren
vergreifen?«

»Keine Sorge«, sagte ich.

»Ich habe mich damals

ziemlich mies gefühlt. Weil ich Cynthia nicht helfen konnte. Sie war nämlich ... Hören Sie, ich will Ihnen wirklich nicht zu nahe treten. Sie sind schließlich ihr Mann.«

»Schon okay.«

»Sie war ein echt nettes Mädchen. Ein bisschen rebellisch, so wie alle Kids in dem Alter, aber komplett

harmlos im Vergleich zu mir. Ich hatte schon richtig Ärger mit den Bullen gehabt. Tja, sie hatte wohl so 'ne Art Phase, in der es ihr gefiel, mit dem bösen Buben der Schule rumzuziehen. Bevor seriöse Typen wie Sie an die Reihe kamen.« Er hörte sich an, als hätte Cynthia sich verschlechtert. »War nicht

unfreundlich gemeint.«

»So habe ich's auch nicht aufgefasst.«

»Ich mochte sie wirklich gern und sie tat mir furchtbar leid. Unfassbar – eines Morgens wacht man auf, und die Menschen, die einem am nächsten stehen, sind spurlos verschwunden! Ich wünschte, ich hätte ihr irgendwie helfen können.

Aber mein Alter meinte, ich solle bloß die Finger von der Kleinen lassen. Er meinte, wir hätten schon genug Probleme mit den Cops, da würde es uns gerade noch fehlen, dass ich mich mit einem Mädel einlasse, dessen Familie höchstwahrscheinlich ermordet worden ist.«

»Das kann ich sogar

verstehen.« Ich wählte
meine Worte mit Bedacht.
»Ihr Vater war finanziell
ziemlich abgesichert,
oder?«

»Es ging ihm bestens.
Zumindest bis er umgelegt
wurde.«

»Von der Sache habe ich
gehört«, sagte ich.

»Ach ja?«, sagte er. »Was
denn?«

»Dass die mutmaßlichen Täter bitter dafür bezahlt haben.«

Vince lächelte düster.
»Das haben sie.« Er kehrte in die Gegenwart zurück.
»Wieso die Frage nach dem Geld?«

»Könnte es sein, dass Ihr Vater Cynthia finanziell unterstützt hat – bis nach ihrem Studium?«

»Was?«

»Ich frage ja bloß. Wäre es möglich, dass er vielleicht glaubte, Sie hätten etwas mit dem Verschwinden von Cynthias Familie zu tun? Und deshalb Cynthias Tante Tess anonym mit Geld versorgt hat, um so für Cyns Ausbildung aufzukommen?«

Vince musterte mich, als hätte ich den Verstand verloren. »Haben Sie gesagt, Sie wären Lehrer? Lässt man inzwischen auch Verrückte an unseren Schule unterrichten?«

»Sie können auch einfach nein sagen.«

»Nie im Leben.«

»Tja.« Ich überlegte, ob ich mit der Geschichte

herausrücken sollte, und folgte dann meinem Gefühl. »Aber genau das hat irgendjemand getan.«

»Im Ernst?«, sagte Vince. »Jemand hat Cynthias Tante Geld zukommen lassen? Für ihr Studium?«

»Genau.«

»Und niemand weiß, wer das war?« Ich schüttelte den Kopf.

»Sehr merkwürdig«, sagte er. »Und Cynthias Tante wurde ermordet?«

»Ja.«

Vince Fleming lehnte sich zurück und starrte einen Moment lang an die Zimmerdecke, ehe er den Blick wieder auf mich richtete. Er stieß einen langen Seufzer aus.

»Ich verrate Ihnen

etwas«, sagte er. »Falls Sie vorhaben sollten, es den Cops weiterzuerzählen, werde ich alles abstreiten. Am Ende verwenden die das noch gegen mich.«

»Okay.«

»Vielleicht hätte ich schon damals damit herausrücken sollen, aber ich wollte nicht das Risiko eingehen, dass sie mich

doch irgendwie am Arsch
kriegen. Na ja, jedenfalls
konnte ich nicht preisgeben,
wo ich gewesen war, selbst
wenn ich Cynthia damit
geholfen hätte. Mir war
klar, dass die Cops sie
irgendwann selbst
verdächtigen würden, etwas
mit dem Verschwinden
ihrer Familie zu tun zu
haben, auch wenn ich genau

wusste, dass sie niemals zu so etwas fähig gewesen wäre. Wie auch immer, ich wollte um keinen Preis in die Sache hineingezogen werden.«

Ich hatte einen trockenen Mund. »Ich bin Ihnen für jede Information dankbar.«

»Nachdem ihr Alter Herr uns an jenem Abend aufgestöbert hatte« – er

schloss die Augen, wie um
sich alles bildlich in
Erinnerung zu rufen –, »bin
ich den beiden
hinterhergefahren. Ich bin
ihnen nicht direkt gefolgt –
irgendwie wollte ich bloß
wissen, wie tief sie in der
Scheiße steckte, ob ihr
Alter sie anbrüllen würde
oder so. Aber da ich ihnen
nicht direkt auf die

Stoßstange rücken konnte, habe ich so gut wie nichts mitgekriegt.«

Ich wartete.

»Ich habe beobachtet, wie die beiden ins Haus gegangen sind. Cynthia war ziemlich wacklig auf den Beinen. Wir hatten beide ganz schön gebechert, aber ich konnte schon damals einiges vertragen.« Er

grinste. »Früh übt sich, Sie wissen schon.«

Ich schwieg, da ich spürte, dass Vince auf etwas Wichtiges hinauswollte.

»Nun ja«, fuhr er fort, »ich parkte und wartete, weil ich dachte, sie würde vielleicht wieder rauskommen – ich wollte einfach zur Stelle sein, falls der Zoff zwischen ihr und

ihren Eltern ausartete. Aber sie kam nicht wieder raus. Und nach einer Weile fuhr ein Wagen an mir vorbei, ziemlich langsam, so als würde jemand nach den Hausnummern Ausschau halten.«

Ich nickte.

»Ich achtete nicht weiter darauf, aber am Ende der Straße drehte der Wagen

um und parkte schräg
gegenüber von Cynthias
Haus.«

»Konnten Sie erkennen,
wer in dem Wagen saß?
Oder was für ein Wagen es
war?«

»Ein AMC Ambassador
oder Rebel, eine von diesen
Kutschen, die damals in
Mode waren. Blau, wenn
ich mich recht erinnere.

Und es saß nur eine Person drin. Ich konnte nichts Genaues erkennen, aber es war eine Frau, wenn Sie mich fragen. Keine Ahnung, wieso ich das dachte. Es war einfach nur so ein Gefühl.«

»Eine Frau? Und die hat das Haus beobachtet?«

»Zumindest sah es so aus. Und der Wagen war nicht

aus Connecticut. Er hatte orangefarbene Nummernschilder, war also in New York State zugelassen. Ich habe aber nicht weiter drauf geachtet, Autos aus New York sind hier ja nun wirklich keine Seltenheit.«

»Und wie lange stand der Wagen dort?«

»Zuerst mal passierte

etwas ganz anderes. Es kamen nämlich plötzlich Mrs Bigge und Todd aus dem Haus, stiegen in den gelben Ford von Mrs Bigge und fuhren weg.«

»Nur die beiden? Und Cynthias Vater?«

»Der war nicht dabei. Todd stieg auf der Beifahrerseite ein, ich glaube, er hatte noch keinen

Führerschein. Keine Ahnung, wo sie hinwollten. Und sobald sie um die Ecke gebogen waren, gingen bei dem anderen Wagen die Scheinwerfer an. Und dann ist er ihnen gefolgt.«

»Und was haben Sie gemacht?«

»Gar nichts. Was hätte ich denn tun sollen?«

»Dieser andere Wagen ist

also Cynthias Mutter und ihrem Bruder gefolgt.«

Vince zog eine Augenbraue hoch. »Bin ich Ihnen zu schnell?«

»Nein. Aber wenn Ihre Geschichte stimmt, hat Cynthia von alldem nicht das Geringste mitbekommen. Sonst hätte sie mir davon erzählt.«

»Also, ich weiß definitiv,

was ich gesehen habe.«

»Ist sonst noch etwas passiert?«

»Ich habe dann noch etwa eine Dreiviertelstunde gewartet. Ich wollte gerade abhauen, als plötzlich die Haustür aufgeht und Cynthias Vater rausschießt, als hätte er 'ne Rakete im Arsch. Springt in seinen Wagen, setzt im Affenzahn

aus der Einfahrt, und weg ist er.«

Das musste ich erst mal verdauen.

»Jedenfalls kann ich zwei und eins zusammenrechnen. Alle außer Cynthia sind weg. Ich gehe also zur Haustür und klopfe. Ich habe bestimmt ein gutes Dutzend Mal an die Tür gedonnert, aber da niemand

öffnete, bin ich davon
ausgegangen, dass sie ihren
Rausch ausschließ.« Er
zuckte mit den Schultern.
»Und dann bin ich eben
nach Hause gefahren.«

»Jemand hat also das
Haus beobachtet«, sagte
ich.

»Ja. Da war ich nicht der
Einzigste.«

»Und das haben Sie

niemandem erzählt? Auch Cynthia nicht?«

»Danach hatten wir keinen Kontakt mehr. Und die Cops habe ich lieber außen vor gelassen, wie schon gesagt. Hätte ich denen davon erzählt, hätten sie mir garantiert einen Strick daraus gedreht.«

Ich sah hinaus auf die Bucht und Charles Island,

als stünden die Antworten auf meine und Cynthias Fragen irgendwo hinter dem Horizont, in unerreichbar weiter Ferne.

»Und wieso weihen Sie mich jetzt ein?«, fragte ich.

Vince fuhr sich mit der Hand übers Kinn. »Scheiße, ich weiß es nicht. Na ja, Cyn muss ziemlich viel durchgemacht haben, nicht

wahr?«

Es traf mich wie ein Schlag ins Gesicht, dass er sie offenbar beim gleichen Kosenamen genannt hatte. »Ja«, sagte ich. »Vor allem in letzter Zeit.«

»Und warum ist sie jetzt plötzlich auf und davon, wie Sie sagten?«

»Wir haben uns gestritten. Außerdem hat

sie Angst. Kein Wunder bei alldem, was in letzter Zeit passiert ist. Die Polizei scheint ihr auch nicht zu trauen. Cyn macht sich Sorgen um unsere Tochter. Ein Fremder hat nachts unser Haus beobachtet. Ihre Tante ist tot. Und der Detektiv, den wir beauftragt hatten, ist ebenfalls ermordet

worden.«

»Hmm«, sagte Vince.

»Das ist ja der pure Horror. Ich wünschte, ich könnte irgendwas für Sie tun.«

Überrascht wandten wir die Köpfe, als unvermittelt die Tür geöffnet wurde. Wir hatten niemanden die Treppe heraufkommen hören.

Es war Jane.

»Verdammt noch mal, Vince! Du siehst doch, dass er deine Hilfe braucht.«

»Wo zum Teufel hast du denn gesteckt?«, sagte er.
»Hast du etwa die ganze Zeit gelauscht?«

»Was soll man denn machen bei dieser Fliegentür?«, sagte Jane.
»Wenn du ungebetene Lauscher abhalten willst,

dann lass hier 'ne doppelte
Stahltür einbauen.«

»Oh, Mann«, sagte Vince.

»Also, hilfst du ihm jetzt
oder nicht? Du hängst doch
sowieso nur hier rum. Und
wenn's hart auf hart
kommt, können dir ja deine
drei Komiker zur Hand
gehen.«

Vince warf mir einen
müden Blick zu. »Na gut«,

sagte er. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

Jane musterte uns mit vor der Brust verschränkten Armen.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich hatte keine Ahnung, ob ich die Dienste eines Vince Fleming benötigen würde. Und auch wenn er nicht mehr versuchte, mir die Haare an

den Wurzeln auszureißen, schüchterte er mich nach wie vor ziemlich ein.

»Ich weiß nicht genau«, sagte ich.

»Wie wär's, wenn ich Ihnen ein Weilchen bei Ihrer Suche helfe?« Als ich nicht sofort auf sein Angebot einging, fuhr er fort: »Sie trauen mir nicht so recht über den Weg,

stimmt's?«

Er würde es mir ansehen, wenn ich log. »Nein«, sagte ich.

»Schlau von Ihnen«, sagte er.

»Du hilfst ihm also?«, sagte Jane. Vince nickte.

Sie sah mich an.
»Kommen Sie bloß bald wieder zum Unterricht.«
Dann ging sie. Diesmal

hörten wir ihre Schritte auf der Treppe.

»Die raubt mir noch den letzten Nerv«, sagte Vince.

FÜNFUNDREISSIG

Für den Augenblick fiel mir nichts Schlaueres ein, als nach Hause zurückzufahren und nachzusehen, ob Cynthia oder sonst jemand angerufen hatte. Zwar war wahrscheinlicher, dass sie

mich auf meinem Handy anrufen würde, aber allmählich klammerte ich mich an jeden Strohhalm.

Vince Fleming schickte seine drei Handlanger weg und bot mir an, mich höchstpersönlich zu meinem Auto zu kutschieren – in seinem Dodge Ram, einem aggressiv anmutenden Pick-

up. Mein Auto stand vor
der Werkstatt unweit des
Donut-Ladens, vor dem
man mich gekidnappt hatte.
Ich fragte Vince, ob es ihm
etwas ausmachen würde,
einen kleinen Umweg zu
fahren, damit ich kurz zu
Hause überprüfen konnte,
ob Cynthia mir eine
Nachricht auf dem
Anrufbeantworter

hinterlassen hatte.

»Kein Problem«, sagte er, als wir in seinen Pick-up einstiegen, der am Straßenrand des East Broadway geparkt war.

»Hier würde ich auch gern wohnen«, sagte ich. »Seit ich in Milford lebe, habe ich immer davon geträumt, ein Haus am Strand zu besitzen.«

»Ich bin hier
aufgewachsen«, sagte Vince.
»Wenn Ebbe war, sind wir
als Kids bis rüber nach
Charles Island gelaufen.
Man musste unbedingt dort
sein, bevor die Flut wieder
einsetzte. War 'ne coole
Sache.«

Mein neuer Freund war
mir immer noch nicht ganz
geheuer. Vince Fleming war

ein Krimineller, da biss die Maus keinen Faden ab. Ich hatte keine Ahnung, wie groß oder klein seine Organisation war, aber immerhin beschäftigte er drei Schlägertypen, die kurzerhand eingriffen, wenn ihn jemand nervös machte.

Was, wenn Jane Scavullo nicht plötzlich aufgetaucht

wäre? Was, wenn sie Vince nicht davon überzeugt hätte, dass er von mir nichts zu befürchten hatte? Was, wenn Vince nicht davon abzubringen gewesen wäre, dass ich eine Bedrohung für ihn darstellte?

Als echter Vollidiot fragte ich ihn einfach.

»Mal angenommen, Jane wäre nicht zwischendurch

hereingeplatzt«, sagte ich.
»Was hätten Sie dann
gemacht?«

Die rechte Hand am
Steuer, den linken Arm am
Fenster aufgestützt, sah
Vince zu mir herüber. »Das
wollen Sie nicht wirklich
wissen.«

Also hörte ich auf zu
bohren. Meine Gedanken
schweiften bereits in eine

andere Richtung,
beschäftigten sich mit Vince
Flemings Motiven. Half er
mir, weil Jane es so wollte,
oder weil er sich Sorgen um
eine Frau machte, die einst
seine Freundin gewesen
war? Spielte womöglich
beides eine Rolle? Oder
wollte er einfach ein Auge
auf mich haben?

Entsprach tatsächlich der

Wahrheit, was er vor
fünfundzwanzig Jahren vor
Cynthias Elternhaus
beobachtet haben wollte?
Aber aus welchem Grund
sollte er die Geschichte
erfunden haben?

Ich war geneigt, ihm zu
glauben.

Als wir in unsere Straße
eingebogen waren, wies ich
auf unser Haus, doch er

fuhr einfach weiter, ging nicht einmal vom Gaspedal. Im selben Moment waren wir auch schon vorbei.

O nein. Ich war geliefert. Er würde mich alle machen.

»Was ist denn los?«, fragte ich. »Warum fahren Sie weiter?«

»Da sind Bullen vor Ihrem Haus«, sagte er. »Der unauffällige Wagen

auf der anderen
Straßenseite.« Ich blickte in
den großen Rückspiegel auf
seiner Seite und erspähte
ein Auto, das mir irgendwie
bekannt vorkam.

»Detective Wedmore«,
sagte ich.

»Wir fahren um den
Block und sehen zu, dass
wir von der Rückseite an
Ihr Haus herankommen«,

sagte Vince, als sei das reine Routine.

Und genau das machten wir. Wir stellten den Pickup in der Parallelstraße ab, marschierten zwischen ein paar Häusern hindurch und schließlich durch unseren Garten zur Veranda.

Im Haus hielt ich zunächst nach einem

Lebenszeichen von Cynthia
Ausschau – einer Nachricht
auf dem Anrufbeantworter,
einem Zettel, irgendetwas.

Nichts.

Vince sah sich um,
betrachtete die Bilder an
den Wänden, ließ den Blick
über die Bücherregale
schweifen. Er checkte erst
mal alles ab, dachte ich.
Dann blieb sein Blick an

den offenen Schuhkartons
mit Cynthia's
Erinnerungsstücken
hängen.

»Was ist denn das für
Kram?«, fragte er.

»Sachen, die Cynthia aus
ihrem Elternhaus gerettet
hat«, sagte ich. »Fotos, alte
Zeitungsausschnitte und so
weiter. Sie geht die Sachen
immer wieder durch in der

Hoffnung, sie könnten irgendwann ein Geheimnis preisgeben. Tja, und heute Morgen habe ich selbst darin herumgewühlt, weil ich dachte, ich könnte vielleicht einen Anhaltspunkt finden, wohin sie gefahren ist.«

Vince setzte sich auf die Couch und kramte kurz in den Sachen. »Lauter

unbrauchbares Zeug, wenn Sie mich fragen«, sagte er.

»Tja, das kann man wohl sagen«, gab ich zurück. Abermals versuchte ich es auf Cynthias Handy. Nach dem vierten Klingeln wollte ich auflegen, als sie sich plötzlich meldete: »Hallo?«

»Cyn?«

»Oh, Terry.«

»Na endlich! Ist alles in

Ordnung? Wo bist du?«

»Alles okay, Terry.«

»Komm wieder nach Hause, Schatz. Ich bitte dich.«

»Ich weiß nicht«, sagte sie. Im Hintergrund nahm ich eine Art Rauschen wahr.

»Wo bist du?«

»Wir sind im Auto unterwegs.«

»Hallo, Dad!«, drang Grace' Stimme an mein Ohr.

»Hallo, Grace«, sagte ich.

»Dad lässt dich grüßen«, sagte Cynthia.

»Wann kommst du zurück?«, fragte ich.

»Ich weiß es nicht«, sagte Cynthia. »Ich brauche einfach ein bisschen Zeit. Ich habe dir ja geschrieben,

wie ich mich fühle.«

Ich spürte, dass sie jetzt nicht mit mir diskutieren wollte. Nicht vor Grace.

»Schöne Grüße von mir«, rief Vince aus dem Wohnzimmer.

»Wer ist das?«, fragte Cynthia.

»Vince Fleming«, sagte ich.

»Was?«

»Fahr bitte vorsichtig«,
sagte ich.

»Wieso ist denn Vince bei
dir?«

»Ich habe ihn aufgespürt.
Ich weiß, es klingt
hirnrissig, aber ich dachte,
du wärst vielleicht bei
ihm.«

»O Gott«, sagte Cynthia.
»Und jetzt seid ihr bei
uns?«

»Ja. Ist eine lange Geschichte. Ich erzähle dir alles, wenn du wieder da bist.« Ich zögerte. »Er hat mir ein paar Dinge erzählt, von denen du nichts weißt.«

»Was?«

»An dem Abend, als dein Vater euch beide aufgestöbert hat, ist Vince euch hinterhergefahren. Er hat vor eurem Haus

gewartet, ob du vielleicht wieder herauskommst, und dabei beobachtet, wie deine Mutter und Todd weggefahren sind. Offenbar ist ihnen ein Wagen gefolgt. Und kurze Zeit später hat auch dein Vater das Haus verlassen.«

Einen Augenblick lang vernahm ich nichts als Verkehrsrauschen.

»Cynthia?«

»Ich bin noch dran. Ich verstehe das alles nicht.« Sie hielt kurz inne. »Terry, hier herrscht höllischer Verkehr. Ich schalte das Handy jetzt wieder aus. Der Akku ist fast leer und ich habe das Aufladegerät vergessen.«

»Bitte komm bald zurück, Cyn. Ich liebe dich.«

»Ciao«, sagte sie und schaltete das Handy ab. Ich steckte das Telefon zurück in die Station und ging ins Wohnzimmer.

Vince Fleming hielt mir einen Zeitungsausschnitt hin. Ich erkannte das Foto, das Todd mit seiner Basketballmannschaft zeigte.

»Das ist doch Todd«,

sagte Vince. »Ich erinnere mich an ihn.«

Ich nickte, ohne den Zeitungsausschnitt entgegenzunehmen. Das Foto hatte ich ohnehin schon Hunderte von Malen betrachtet. »Ja. Waren Sie in derselben Klasse?«

»Nein, wir hatten höchstens ein, zwei Kurse zusammen. Aber eins

kapiere ich nicht.«

»Was denn?«

»Von den anderen kenne ich absolut niemanden. Also, auf unserer Schule war keiner von denen.«

Ich griff nach dem Zeitungsausschnitt und betrachtete das Bild genauer, auch wenn das nicht viel brachte; schließlich war ich nicht

mit Todd und Cynthia zur Schule gegangen. Soweit ich mich erinnerte, hatte Cynthia dem Foto nie viel Beachtung geschenkt.

»Außerdem stimmt der Name nicht«, sagte Vince und deutete auf die von links nach rechts aufgeführten Namen unter dem Bild.

Ich zuckte mit den

Schultern. »Na ja,
Verwechslungen kommen
eben vor.« Ich fasste die
Bildlegende ins Auge; von
jedem Spieler waren die
Initiale des Vornamens und
der Nachname aufgeführt.
Todd war der Zweite von
links in der mittleren Reihe.
Ich überflog die
Bildlegende, bis ich an der
Stelle war, wo eigentlich

Todds Name hätte stehen müssen.

Dort stand: J. Sloan.

Einen Moment lang starrte ich stirnrunzelnd auf die Initiale und den Namen.

»J. Sloan«, murmelte ich.

»Sagt Ihnen der Name etwas?«

Vince schüttelte den Kopf. »Nie gehört.«

Ich sah noch einmal

genau hin, nur um
sicherzugehen, dass ich den
Namen der richtigen
Person zugeordnet hatte.

»Heiliger Strohsack«,
sagte ich.

Vince warf mir einen
fragenden Blick zu.

»Was ist denn los?«

»J. Sloan«, sagte ich.

»Jeremy Sloan.«

Vince schüttelte den

Kopf. »Ich verstehe kein Wort.«

»Der Mann im Einkaufszentrum«, sagte ich. »Der Mann, den Cynthia für ihren Bruder gehalten hat.«

SECHSUNDREISSIG

»Wovon reden Sie?«, fragte Vince.

»Vor ein paar Wochen war ich mit Cynthia und Grace im Einkaufszentrum an der Post Road«, sagte ich. »Und plötzlich erblickt

Cynthia einen wildfremden Mann und meint, es sei Todd. Sie war felsenfest davon überzeugt, er sei ihr Bruder, nur eben fünfundzwanzig Jahre älter.«

»Und woher wissen Sie seinen Namen?«

»Cynthia ist ihm auf den Parkplatz hinterhergelaufen und hat seinen Namen

gerufen. Und als er nicht darauf reagierte, hat sie ihn festgehalten und behauptet, sie sei seine Schwester – und er ihr Bruder.«

»Du lieber Gott«, sagte Vince.

»Es war der pure Horror. Der Typ war offenbar völlig perplex, führte sich auf, als sei sie eine Verrückte, und ehrlich

gesagt wirkte sie auch so. Ich habe ihn dann gebeten, ihr seinen Führerschein zu zeigen, um ihr klarzumachen, dass sie sich getäuscht hatte.«

»Und das hat er getan?«

»Ja. Es war ein Führerschein aus New York State. Zugelassen auf den Namen Jeremy Sloan.«

Vince nahm mir den

Zeitungsausschnitt aus der Hand. »Merkwürdiger Zufall.«

»Ich kapiere das nicht«, sagte ich. »Wieso ist Todd auf dem Foto, aber mit einem anderen Namen?«

Vince schwieg einen Augenblick. »Dieser Typ im Einkaufszentrum«, sagte er dann. »Hat er sonst was gesagt?«

Ich überlegte. »Er meinte, Cynthia bräuchte professionelle Hilfe. Sonst eigentlich nichts.«

»Und der Führerschein?«, fragte Vince. »Erinnern Sie sich an irgendwelche Details?«

»Nur dass er in New York State ausgestellt worden war.«

»Der Staat New York ist

verdammt groß«, sagte Vince. »Vielleicht kommt er aus Port Chester oder White Plains oder sogar aus Buffalo.«

»Es war irgendetwas mit Young, glaube ich.«

»Vielleicht Youngstown, Ohio?«, sagte Vince. »Sind Sie ganz sicher, dass es ein Führerschein aus New York State war?«

»Ja. Daran erinnere ich mich genau.«

Vince drehte den Zeitungsausschnitt um, aber der Artikel auf der Rückseite war unvollständig; die Überschrift und die rechte Seite des Berichts waren halb abgeschnitten.

»Damit kommen wir bestimmt nicht weiter«,

sagte ich.

»Schnauze«, sagte Vince. Er überflog, was dort stand, und sah wieder auf. »Haben Sie einen Computer?«

Ich nickte.

»Dann man los«, sagte Vince. Er folgte mir nach oben und sah zu, wie ich mir einen Stuhl heranzog und den Computer anschaltete. »Hier steht was

von einem gewissen Falkner Park, und Niagara County ist auch erwähnt. Geben Sie das mal bei Google ein.«

Ich gab die Worte ein und drückte die Return-Taste. Kurz darauf waren wir schlauer. »Es gibt einen Falkner Park in Youngstown, New York«, sagte ich. »Im Bezirk Niagara.«

»Bingo«, sagte Vince.
»Also stammt der
Ausschnitt aus irgendeiner
Zeitung aus dieser
Gegend – das ist nämlich
bloß ein Papi-Artikel über
die Instandhaltung des
Parks.«

Ich wandte mich zu ihm
um. »Wieso ist Todd auf
einem Foto aus einer
Zeitung aus Youngstown,

New York? Mit einer Basketballmannschaft von einer anderen Schule, und dann auch noch unter dem Namen Sloan?«

Vince lehnte sich an den Türrahmen. »Und wenn es sich gar nicht um einen Fehler handelt?«

»Was meinen Sie?«

»Vielleicht ist das ja kein Foto von Todd Bigge.

Sondern eins von diesem Sloan.«

Das musste ich erst mal verdauen. »Was wollen Sie damit sagen? Dass wir es hier mit zwei verschiedenen Männern zu tun haben? Oder dass es sich bei Todd Bigge und Jeremy Sloan um ein und dieselbe Person handelt?«

»Hey«, sagte Vince. »Ich

bin bloß hier, weil Jane mich darum gebeten hat.«

Ich wandte mich wieder zum Monitor, ging auf die Telefonbuch-Website und gab »Jeremy Sloan« und »Youngstown, New York« ein.

Die Suche ergab nichts, doch als ich lediglich den Nachnamen eingab, erhielt ich eine Handvoll Einträge

für Youngstown und
Umgebung.

»Verdammt«, sagte ich
und wies auf den
Bildschirm.

»Hier gibt's einen
Clayton Sloan. Niagara
View Drive ist die
Adresse.«

»Clayton?«

»Clayton.«

»Der Vorname von

Cynthias Vater«, sagte Vince, wie um ganz sicherzugehen.

»Genau.« Ich griff nach einem Stift und notierte mir die Telefonnummer. »So, da werde ich jetzt erst mal anrufen.«

»Wie bitte?«, sagte Vince. »Sie sind ja wohl nicht ganz bei Trost.«

»Was ist denn jetzt schon

wieder?«

»Bis jetzt wissen wir nicht mal, ob wir fündig geworden sind. Und Sie wollen doch wohl nicht ernstlich von Ihrem eigenen Anschluss aus anrufen. Wenn die Anruferkennung haben, wissen sie sofort, wer dran ist. Wollen Sie das wirklich riskieren?«

Ich fragte mich, ob er mir

tatsächlich nur einen guten Rat geben wollte. Oder hatte er womöglich irgendeinen Grund, mich an dem Anruf hindern zu wollen? Versuchte er mich davon abzuhalten, weil er ...

Er hielt mir sein Handy hin. »Nehmen Sie das«, sagte er. »So kriegt keiner mit, wer Sie sind und von

wo aus Sie anrufen.«

Ich nahm das Handy, klappte es auf, holte tief Luft und tippte die Nummer ein.

Es läutete. Einmal. Zweimal. Dreimal. Viermal.

»Keiner da«, sagte ich.

»Lassen Sie's klingeln«, sagte er.

Als das Freizeichen zum achten Mal ertönte, wollte

ich wieder auflegen. Und im selben Moment meldete sich jemand.

»Hallo?« Eine weibliche Stimme. Eine Frau um die sechzig, wenn ich mich nicht verschätzte.

»Oh, hallo«, sagte ich. »Ich wollte gerade wieder auflegen.«

»Kann ich Ihnen helfen?«

»Ist Jeremy da?« Was,

wenn er wirklich da ist?, durchfuhr es mich. Was dann? Was willst du ihn fragen? Oder sollte ich lieber gleich auflegen? Aber erst mal überprüfen, ob es tatsächlich einen Jeremy Sloan gab, dann konnte ich immer noch auflegen.

»Leider nein«, sagte die Frau. »Wer spricht denn da?«

»Oh, kein Problem«,
sagte ich. »Ich versuche es
dann später noch mal.«

»Er kommt heute
überhaupt nicht mehr.«

»Wissen Sie vielleicht,
wo ich ihn erreichen kann?«

»Er ist unterwegs«, sagte
die Frau. »Ich weiß nicht
genau, wann er
zurückkommt.«

»Ach ja, klar«, sagte ich.

»Er ist vorübergehend in Connecticut, nicht wahr?«

»Hat er das gesagt?«

»Ja.«

»Sind Sie da sicher?« Sie klang irgendwie alarmiert.

»Vielleicht habe ich mich auch verhört. Wissen Sie was, ich melde mich wieder. War nichts Wichtiges, wir hatten uns bloß zum Golfen

verabredet.«

»Zum Golfen? Jeremy spielt kein Golf. Wer sind Sie? Sagen Sie mir sofort, wer Sie sind!«

Die Sache geriet zusehends außer Kontrolle. Vince, der direkt neben mir stand und mitgehört hatte, fuhr sich mit dem Zeigefinger über die Kehle und flüsterte »Auflegen«.

Ich beendete das Gespräch, ohne ein weiteres Wort zu sagen, und reichte Vince das Handy zurück.

»Sieht ganz so aus, als wär's die richtige Adresse«, sagte er. »Aber ein bisschen schlauer hätten Sie's schon anstellen können.«

Ich ignorierte seine Kritik. »Der Jeremy Sloan aus dem Einkaufszentrum

kommt also
höchstwahrscheinlich aus
Youngstown, New York,
und wohnt unter einer
Adresse, deren Telefon auf
einen gewissen Clayton
Sloan angemeldet ist. Und
Cynthias Vater hat ein
Zeitungsfoto von diesem
Jeremy Sloan aufbewahrt.«

Wir schwiegen, während
wir versuchten, uns einen

Reim darauf zu machen.

»Ich rufe Cynthia an«, sagte ich. »Das muss sie sofort erfahren.«

Ich lief nach unten in die Küche und wählte die Nummer von Cynthias Handy. Aber sie hatte es wie angekündigt ausgeschaltet. »Scheiße«, sagte ich, als Vince zu mir in die Küche trat. »Haben

Sie eine Idee, was wir jetzt machen sollen?«

»Hmm. Diese Frau hat gesagt, er wäre unterwegs. Heißt, dass er sich vermutlich irgendwo hier in der Gegend aufhält. Und wenn er hier keine Freunde oder Verwandte hat, ist er wahrscheinlich in einem Motel oder einer Pension abgestiegen.« Er nahm sein

Handy aus der Jacke und wählte eine gespeicherte Nummer. Nach einem Moment sagte er: »Ich bin's. Ja, der ist noch bei mir. Ich hab hier 'ne Sache auf der Pfanne, die dringend erledigt werden muss.«

Er erklärte dem Mann am anderen Ende, die Jungs – wahrscheinlich dieselben Typen, die mich vor dem

Donut-Laden aufgegabelt hatten – sollten sich schleunigst in den Hotels und Pensionen im Ort umhören.

»Woher soll ich denn wissen, wie viele Hotels es gibt?«, sagte er. »Das Zählen kannst du übernehmen. Es geht um einen Burschen namens Jeremy Sloan. Kommt aus

Youngstown, New York.
Gib mir sofort Bescheid,
wenn du weißt, wo der Kerl
abgestiegen ist. Nehmt euch
erst mal das Howard
Johnson's, das Red Roof
und das Super 8 vor. Okay.
He, was habt ihr denn da
im Hintergrund laufen?
Wie? Die verdammten
Carpenters?«

Als er alles hinreichend

erläutert hatte, beendete er das Gespräch und steckte das Handy wieder ein. »Wenn sich dieser Sloan hier in der Gegend aufhält, werden sie ihn finden«, sagte er.

Ich öffnete den Kühlschrank und hielt ihm eine Flasche Bier hin. »Danke«, sagte er. Ich nahm mir selbst auch eine

und setzte mich zu ihm an den Küchentisch.

»Haben Sie eine Ahnung, was hier vorgeht?«, fragte er.

Ich trank einen Schluck. »Ich überlege noch«, sagte ich. »Die Frau am Telefon. Das könnte doch die Mutter von diesem Sloan sein. Und was, wenn er tatsächlich der Bruder

meiner Frau wäre?«

»Hmm.«

»Dann hätte ich gerade ein Gespräch mit Cynthias Mutter geführt.«

Aber wenn Cynthias Mutter und ihr Bruder noch lebten, wie erklärten sich dann die Ergebnisse der DNA-Tests, die an den beiden Leichen aus dem See vorgenommen worden

waren? Tatsache war, dass wir bis jetzt lediglich wussten, dass die beiden Toten blutsverwandt gewesen waren – ob es sich wirklich um Todd und Patricia Bigge handelte, stand bislang nicht mit letzter Sicherheit fest. Und ob Cynthias DNA überhaupt eine Verbindung zu den beiden Verstorbenen

aufwies, war noch völlig unklar.

Mir schwirrte der Kopf. Ich war derart in meine Gedanken versunken, dass ich beinahe zusammenschrak, als Vince plötzlich das Wort an mich richtete.

»Ich hoffe bloß, meine Jungs legen ihn nicht gleich um, wenn sie ihn finden«,

sagte Vince und nahm noch
einen Schluck Bier.
»Zuzutrauen wär's ihnen.«

SIEBENUNDREISSI

»Jemand hat für dich angerufen«, sagte sie.

»Wer?«

»Seinen Namen hat er nicht genannt.«

»Wie klang er denn?«, fragte er. »War es einer

meiner Freunde?«

»Keine Ahnung. Woher soll ich das wissen? Jedenfalls hat er nach dir gefragt. Und als ich meinte, du wärst nicht da, erinnerte er sich plötzlich, du wärst in Connecticut. Das hättest du ihm gesagt.«

»Was?«

»Wie konntest du das nur jemandem erzählen!«

»Hab ich doch gar nicht!«

»Und wieso wusste er dann Bescheid? Du musst es jemandem erzählt haben.« Sie klang stocksauer. »Wie konntest du nur so blöd sein?«

»Ich hab's niemandem gesagt, verdammt noch mal!« Er kam sich vor wie ein Kleinkind, wenn sie so

mit ihm sprach.

»So? Und woher wusste er es dann?«

»Keine Ahnung. Hast du gesehen, woher der Anruf kam? Was hatte er für eine Nummer?«

»Da war keine zu sehen. Er behauptete, ihr wärt zum Golfen verabredet gewesen.«

»Wie bitte? Ich spiele

doch gar kein Golf.«

»Das habe ich ihm auch gesagt.«

»Vergiss es, Mom. Wahrscheinlich hat er sich einfach verwählt.«

»Er wollte dich sprechen. Jeremy. Da gibt's nichts zu deuteln. Kann doch sein, dass dir irgendwo was rausgerutscht ist.«

»Mir ist nichts

rausgerutscht, Mom. Und selbst wenn, wäre das kein Grund, derart auf mir herumzuhacken.«

»Ich bin bloß beunruhigt, das ist alles.«

»Mach dir keine Sorgen. Übrigens, ich komme nach Hause.«

»Ja?« Mit einem Mal klang sie völlig anders.

»Wahrscheinlich heute

noch. Hier ist im Grunde alles erledigt, nun ja, bis auf ...«

»Endlich. Du hast keine Ahnung, wie lange ich schon auf diesen Moment warte.«

»Wenn ich hier rechtzeitig wegkomme«, sagte er, »bin ich heute noch zurück. Obwohl es bestimmt ziemlich spät

wird. Jetzt ist es schon nach Mittag, und im Auto werde ich immer so müde. Wahrscheinlich mache ich in Utica erst mal Pause, aber eigentlich müsste ich's bis heute Abend schaffen.«

»Das reicht ja noch für einen Karottenkuchen«, sagte sie. »Ich backe ihn dir heute Nachmittag.«

»Danke.«

»Fahr vorsichtig. Nicht dass du mir noch am Steuer einschläfst. Du bist kein geborener Autofahrer, so wie dein Vater.«

»Wie geht es ihm?«

»Auf jeden Fall sollten wir es diese Woche zu Ende bringen. Solange wird er es sicher noch schaffen. Ach, wenn doch bloß endlich alles vorbei wäre. Hast du

eine Ahnung, was das Taxi kostet, wenn ich zu ihm rausfahre?«

»Bald spielt das keine Rolle mehr, Mom.«

»Du weißt genau, dass es um mehr geht als das Geld«, sagte sie. »Ich habe drüber nachgedacht, wie wir es machen. Wir brauchen ein Seil. Oder starkes Klebeband. Am

besten, wir kümmern uns
zuerst um die Mutter.
Danach nehmen wir uns die
Kleine vor. Ich kann dir
dabei helfen. Ich bin
vielleicht alt, aber nicht
völlig nutzlos.«

ACHTUNDREISSIG

Vince und ich tranken aus und gingen zurück zu seinem Pick-up, wobei wir wiederum den Weg durch den Garten nahmen. Als Nächstes wollten wir meinen Wagen holen, der

immer noch vor Dirksens Garage stand.

»Sie wissen bestimmt, dass Jane ein bisschen Ärger in der Schule hat«, sagte er.

»Ja«, sagte ich.

»Na ja, eine Hand wäscht die andere. Wär's vielleicht möglich, dass Sie beim Direktor ein gutes Wort für sie einlegen?«

»Habe ich schon

gemacht«, sagte ich. »Ich rede aber gern noch mal mit ihm.«

»Jane ist echt okay, aber manchmal rastet sie aus«, sagte Vince. »Sie lässt sich eben nichts gefallen. Von mir schon gar nicht. Aber im Grunde setzt sie sich ja bloß zur Wehr.«

»Sie muss sich ein bisschen mehr in den Griff

bekommen«, sagte ich.
»Man löst keine Probleme,
indem man andere
verprügelt.«

Er lachte leise.

»Soll Jane so enden wie
Sie?«, fragte ich. »Nichts
für ungut.«

Er hielt vor einer roten
Ampel. »Nein«, sagte er.
»Aber besonders gut stehen
ihre Chancen nicht. Als

Vorbild tauge ich nicht besonders. Und ihre Mutter hat die Typen so oft gewechselt, dass Jane eigentlich nie ein echtes Zuhause hatte. Ich versuche ihr ein bisschen Halt zu geben, Stabilität, verstehen Sie? Kids brauchen das. Aber es ist nicht leicht, ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie hat schon zu viele

Enttäuschungen erlebt.«

»Das verstehe ich«, sagte ich. »Sie könnten Jane auf ein Internat schicken. Und wenn sie mit der Highschool fertig ist, könnte sie zum Beispiel auf eine Journalistenschule gehen. Jedenfalls sollte ihr Talent unbedingt weiter gefördert werden.«

»Ihr Notenschnitt ist

nicht besonders«, sagte Vince. »Wer weiß, ob sie überhaupt einen Studienplatz kriegen würde.«

»Mit Geld lässt sich eine Menge regeln. Und ich nehme an, dass Sie es sich leisten könnten, sie auf eine Top-Uni zu schicken.«

Vince nickte.

»Vielleicht könnten Sie

Jane dabei helfen, sich ein paar Ziele zu setzen. Sagen Sie ihr, dass Sie für ihr Studium aufkommen, wenn sie sich ein bisschen mehr in der Schule anstrengt. Machen Sie ihr klar, dass Sie ihr helfen wollen, ihr Potenzial zu verwirklichen.«

Er warf mir einen Seitenblick zu. »Helfen Sie

mir dabei?«

»Ja«, sagte ich. »Aber wird Jane auf uns hören?«

Nachdenklich schüttelte Vince den Kopf. »Gute Frage.«

»Ich hätte noch 'ne andere«, sagte ich.

»Ich bin ganz Ohr.«

»Was kratzt Sie das?«

»Hmm?«

»Was kratzt Sie das? Sie

ist schließlich nicht ihre leibliche Tochter. Andere Typen würden bestimmt keine Gedanken an sie verschwenden.«

»Wie? Sie halten mich für so 'ne Art Perversen, der ihr an die Wäsche will, stimmt's?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Aber gemeint.«

»Überhaupt nicht«, gab ich zurück. »Wenn Sie etwas von ihr wollten, würde sich das auf die eine oder andere Weise in Janes Storys spiegeln. Ich glaube, Sie haben bereits ihr Vertrauen gewonnen. Aber die Frage ist immer noch dieselbe: Was kratzt es Sie, was aus Jane wird?«

Vince trat aufs Gas, als

die Ampel wieder auf Grün umsprang. »Ich hatte selbst eine Tochter«, sagte er.

»Oh«, sagte ich.

»Ich war noch ziemlich jung damals. Zwanzig. Tja, ich hatte ein Mädchen aus Torrington geschwängert. Agnes hieß sie. Mein Alter drehte komplett durch, so nach dem Motto, ob ich noch nie von Kondomen

gehört hätte. Na ja, aber so läuft es manchmal eben. Ich habe dann versucht, Agnes zu überreden, das Kind wegzumachen, aber sie wollte nicht. Es war ein Mädchen. Collette hat sie es genannt.«

»Schöner Name«, sagte ich.

»Tja, und als ich die Kleine dann gesehen habe,

war ich hin und weg. Mein Alter wollte nicht, dass ich mich an ein Mädchen band, nur weil ich sie gebumst hatte. Aber ich hätte es schlechter treffen können als mit Agnes, und Collette war das schönste Baby, das ich je gesehen hatte. Okay, ich war erst zwanzig, und wahrscheinlich wäre es ganz normal gewesen, wenn

ich mich aus dem Staub gemacht hätte, aber die Kleine weckte Gefühle in mir, die ich bis dahin nicht gekannt hatte.

Ich begann sogar zu überlegen, ob ich Agnes heiraten sollte. Um dem Kind ein richtiger Vater sein zu können. Und während ich noch nachdenke, wie ich das

meinem Alten beibringen soll, ist Agnes mit unserer Kleinen unterwegs, und als sie mit dem Kinderwagen eine Kreuzung überquert, brettet dieses besoffene Schwein in vollem Tempo über die rote Ampel. Sie waren beide sofort tot.«

Vince' Finger krampften sich um das Steuer, als wolle er es erdrosseln.

»Das tut mir leid«, sagte ich.

»Ja, diesem Schwein tat es auch leid«, sagte Vince. »Erst mal zog sich die Sache sechs Monate lang hin. Und anschließend wurde die Anklage fallen gelassen, weil sein Anwalt die Geschworenen überzeugen konnte, Agnes sei bei Rot über die Straße gegangen.

Tja, aber das Leben geht seltsame Wege. Ein paar Monate darauf kommt er eines Abends aus einer Kneipe in Bridgeport. Es ist schon spät, und der Dreckskerl hat nichts dazugelernt. Und als er zu seinem Wagen geht, schießt ihm jemand eine Kugel in seinen verdammten Kopf.«

»Wow«, sagte ich. »Dem

haben Sie bestimmt keine Träne hinterhergeweint.«

Vince warf mir einen Seitenblick zu.

»Ich kann Ihnen sagen, was die letzten Worte waren, die er gehört hat. ›Das ist für Collette.« Und wissen Sie, was der Scheißkerl gesagt hat, bevor ihm die Kugel das Gehirn zerfetzt hat?«

Ich schluckte. »Nein.«

»Er sagte: ›Was für 'ne Collette?‹« Er hielt kurz inne. »Tja, da seine Brieftasche gestohlen worden war, gingen die Cops von einem Raubmord aus.« Er musterte mich von der Seite. »Lassen Sie den Mund nicht zu lange offen stehen, sonst kommen Fliegen rein.«

Ich machte den Mund wieder zu.

»So viel dazu«, sagte Vince. »Und genau deshalb interessiert mich, was aus Jane wird. Haben Sie sonst noch Fragen?«

Ich schüttelte den Kopf.

Er wies nach vorn. »Ist das Ihr Wagen?« Ich nickte.

Als er anhielt, klingelte sein Handy. »Ja?«, sagte er.

Er hörte kurz zu und sagte dann: »Wartet auf mich.«

Er steckte das Handy wieder ein. »Sie haben ihn gefunden. Er ist im Howard Johnson's abgestiegen.«

»Okay.« Ich langte nach dem Türgriff. »Ich fahre Ihnen hinterher. Danke.«

»Vergessen Sie's«, sagte Vince, wendete mit quietschenden Reifen und

fuhr in Richtung der I-95. Es war nicht der direkte Weg, aber vermutlich der schnellste; das Motel befand sich am anderen Ende der Stadt unweit einer Auffahrt zur Interstate.

Kurz darauf waren wir auf der Schnellstraße. Es herrschte kaum Verkehr, und Vince drückte derart aufs Tempo, dass wir unser

Ziel bereits ein paar
Minuten später erreicht
hatten.

Vince bog rechts auf den
Parkplatz des Howard
Johnson's ein. Der
Geländewagen seiner
Handlanger stand nur ein
paar Meter vom Eingang
entfernt; der Blonde
wartete bereits auf uns.
Vince ließ das Fenster

herunter.

Der Blonde nannte Vince eine Zimmernummer und erklärte, es handele sich um eines der Motelzimmer hinter dem Hügel; man könne direkt heranzufahren. Vince setzte zurück. Über einen kurvigen Asphaltweg gelangten wir zur Rückseite des Gebäudes. Nach einer scharfen Linkskurve lagen

die Zimmer vor uns, vor denen man direkt parken konnte.

»Die Nummer ist es«, sagte Vince, während er vor Sloans Zimmer hielt.

»Keine Gewalt, okay?«, sagte ich. »Ich will bloß mit ihm reden.«

Vince war bereits ausgestiegen und machte nur eine wegwerfende

Handbewegung, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen. Er ging zur Tür, die seltsamerweise einen Spalt offen stand, und klopfte an den Türrahmen.

»Mr Sloan?«, sagte er.

Ein paar Türen weiter stand ein Zimmermädchen und sah neugierig zu uns herüber.

»Mr Sloan?«, rief Vince

und schob die Tür auf. »Ich bin von der Direktion. Ich würde gern kurz mit Ihnen reden.«

»Der ist weg«, rief das Zimmermädchen.

»Was?«, entfuhr es Vince.

»Er hat vor ein paar Minuten ausgecheckt«, sagte sie. »Ich mache das Zimmer gleich sauber.«

»Weg?«, sagte ich. »Er ist

abgereist?«

Die Frau nickte.

Vince öffnete die Tür und betrat das Zimmer. »Sie können da nicht rein«, rief die Frau. Ich schenkte ihr ebenso wenig Beachtung wie Vince und folgte ihm.

Das Bett war ungemacht und im Bad lagen benutzte Handtücher herum, doch vom Bewohner des

Zimmers war nirgendwo eine Spur. Keine Zahnbürste im Bad, und auch ein Koffer war nirgends zu sehen.

Der Kahlkopf tauchte in der Tür auf. »Wo ist er?«

Vince wirbelte herum und stieß den Kahlkopf gegen die Wand. »Wann habt ihr herausgefunden, dass er hier war?«

»Wir haben dich sofort angerufen.«

»Ach ja? Und dann habt ihr euch in eure Scheißkarre gehockt, statt die Augen offen zu halten? Der Kerl ist weg!«

»Wir wussten doch gar nicht, wie er aussieht! Was hätten wir denn machen sollen?«

Vince stieß den Kahlkopf

beiseite. In der Tür prallte er um ein Haar mit dem Zimmermädchen zusammen.

»Sie können hier nicht einfach ...«

Vince zückte einen Zwanziger und hielt ihn ihr hin. »Wann ist er aufgebrochen?«

Sie steckte den Schein ein. »Vor zehn Minuten.«

»Was für einen Wagen hat er?«, fragte ich.

Sie zuckte mit den Schultern. »Einen ganz normalen. Braun. Mit getönten Scheiben.«

»Hat er gesagt, wo er hinwill?«, fragte ich.

»Nein. Er hat überhaupt nicht mit mir geredet.«

»Danke«, sagte Vince. Er wies mit dem Kopf in

Richtung seines Pick-ups und wir stiegen wieder ein.

»Scheiße«, sagte Vince.

»Verdammte Scheiße.«

»Was nun?«, fragte ich.

Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was wir jetzt unternehmen sollten.

Vince zog nachdenklich die Stirn in Falten.

»Wollen Sie irgendwas mitnehmen?«, fragte er

dann. »Klamotten,
Zahnbürste oder so?«

»Wieso?«

»Sie sollten sich
schleunigst nach
Youngstown aufmachen.
Und das ist 'ne ziemliche
Ecke bis dorthin.«

Ich überlegte. »Ja«, sagte
ich dann. »Wahrscheinlich
ist er nach Hause gefahren.«

»Und selbst wenn nicht –

es ist wahrscheinlich die einzige Möglichkeit, der Lösung des Rätsels einen Schritt näher zu kommen.«

Ich zuckte leicht zusammen, als er die Hand ausstreckte, aber er öffnete lediglich das Handschuhfach.

»He«, sagte er, »keine Panik.« Er nahm eine Straßenkarte heraus und

entfaltete sie. »Okay, sehen wir uns das mal an.« Er überflog die Karte und richtete den Zeigefinger auf die obere linke Ecke. »Hier. Youngstown liegt nördlich von Buffalo, gleich hinter Lewiston. Winziger Ort. Wir brauchen ungefähr acht Stunden bis dorthin.«

»Wir?«

Vince versuchte, die

Karte wieder
zusammenzufalten, gab
dann aber auf und drückte
mir den Haufen Papier in
die Hand. »Zeigen Sie mal,
was Sie draufhaben.
Vielleicht lasse ich Sie sogar
zwischen durch fahren.
Aber lassen Sie die Finger
vom Radio. Das ist tabu,
verstanden?«

NEUNUNDREISSIG

Der Karte zufolge kamen wir am schnellsten nach Youngstown, wenn wir nach Massachusetts und von Lee aus westlich nach New York State fahren. Dann würden wir Richtung

Albany fahren und uns schließlich westlich nach Buffalo wenden.

Unsere Route führte an Otis vorbei. Was bedeutete, dass wir nur ein paar Meilen von dem See entfernt waren, in dem Patricia Bigges Wagen gefunden worden war.

»Wollen Sie die Stelle sehen?«, fragte ich Vince.

Wir waren mit
durchschnittlich achtzig
Meilen pro Stunde
unterwegs. »Wir liegen gut
in der Zeit«, sagte Vince.
»Warum also nicht?«

Obwohl diesmal keine
Streifenwagen an der
Abzweigung standen, fand
ich die schmale Straße auf
Anhieb. Der Dodge Ram
kam mit den

Straßenverhältnissen
deutlich besser klar als
mein eigener Wagen. Als
wir aus dem Wald schossen
und die Anhöhe erreichten,
von der es steil hinunter in
den See ging, glaubte ich
einen Moment, wir würden
in die Tiefe stürzen.

Doch Vince trat sanft auf
die Bremse, schaltete den
Motor aus und zog die

Handbremse. Er stieg aus, marschierte zum Rand des Abgrunds und sah hinunter.

Ich trat neben ihn und wies in die Tiefe. »Da unten haben sie das Auto gefunden.«

Vince nickte beeindruckt. »Keine schlechte Stelle, wenn man einen Wagen mit zwei Leuten verschwinden lassen will.«

Ich war mit einer Kobra unterwegs.

Nein, nicht mit einer Kobra. Sondern mit einem Skorpion. Unwillkürlich kam mir die alte Indianerfabel vom Frosch und dem Skorpion in den Sinn. Der Frosch erklärt sich bereit, den Skorpion über einen Fluss zu transportieren, wenn er ihm

verspricht, ihn nicht mit seinem tödlichen Stachel zu stechen. Der Skorpion willigt ein, doch als sie in der Mitte des Flusses sind, sticht der Skorpion den Frosch, auch wenn er weiß, dass es ihn sein eigenes Leben kosten wird. Sterbend fragt der Frosch: »Warum hast du das getan?« Und der Skorpion

antwortet: »Weil ich ein Skorpion bin. Das ist eben meine Natur.«

Ich fragte mich, wann Vince zustechen würde.

Obwohl ich nicht glaubte, dass es so laufen würde wie in der Fabel. Sein eigenes Leben würde Vince garantiert nicht aufs Spiel setzen.



Als wir uns dem
Massachusetts Turnpike
näherten, versuchte ich
erneut, Cynthia zu
erreichen. Weil sie nicht ans
Handy ging, rief ich
obendrein noch zu Hause
an, auch wenn ich mir keine
großen Hoffnungen
machte, dass ich sie dort

erreichen würde.

Ich behielt recht.

Niemand ging ans Telefon.

Aber vielleicht war es gar nicht so schlecht, dass ich sie nicht erreichte.

Vielleicht konnte ich sie ja mit Neuigkeiten überraschen, wenn wir erst einmal in Youngstown waren.

Ich wollte das Handy

gerade wieder einstecken,
als es klingelte.

»Hallo?«, sagte ich.

»Terry.« Es war Rolly.

»Hi«, sagte ich.

»Hast du schon was von
Cynthia gehört?«

»Ich habe sie erreicht,
bevor ich losgefahren bin,
aber sie wollte mir nicht
sagen, wo sie ist. Sonst
scheint mit ihr und Grace

aber alles okay zu sein.«

»Bevor du losgefahren bist? Wo steckst du?«

»In der Nähe des Massachusetts Turnpike. Wir sind unterwegs nach Buffalo.«

»Wir?«

»Das ist eine lange Geschichte, Rolly. Und sie scheint noch um einiges länger zu werden.«

»Was hast du vor?« Er klang äußerst besorgt.

»Möglich, dass ich mich täusche«, sagte ich. »Aber es könnte sein, dass ich Cynthias Familie aufgespürt habe.«

»Soll das ein Witz sein?«

»Absolut nicht.«

»Hör zu, Terry. Das Ganze ist fünfundzwanzig Jahre her. Wahrscheinlich

sind sie alle tot.«

»Schon möglich. Aber vielleicht hat ja auch einer von ihnen überlebt. Clayton.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Wir wissen noch nichts Genaues. Jedenfalls sind wir gerade unterwegs zu einem gewissen Clayton Sloan. Alles Weitere wird

sich zeigen.«

»Terry, lass das bleiben.
Du bringst dich noch in
Teufels Küche.«

»Kann schon sein.« Ich
warf einen Seitenblick auf
Vince. »Aber ich bin mit
jemandem unterwegs, der
mit heiklen Situationen
umgehen kann.«

Es sei denn, ich hatte
mich bereits mit Vince

Fleming in eine heikle Situation gebracht.



Als wir New York State erreicht und unser Maut-Ticket gezogen hatten, war es nicht mehr weit nach Albany. Wir brauchten dringend eine Pause und etwas zu essen. An einer

Interstate-Tankstelle sprang ich kurz aus dem Wagen und holte uns ein paar Burger und zwei Flaschen Coke.

»Passen Sie bloß auf, dass Sie nichts verschütten«, sagte Vince, als ich zurückkam. Sein Pick-up war picobello gepflegt. Es sah keineswegs so aus, als hätte er schon mal

jemanden darin
umgebracht – ein gutes
Zeichen, wie ich fand.

Westlich von Albany
führte uns der New York
Thruway am südlichen
Rand der Adirondacks
entlang, und wären mir
nicht tausend andere Dinge
durch den Kopf gegangen,
hätte ich der
atemberaubenden Szenerie

sicher mehr Beachtung
geschenkt. Hinter Utica
wurde es flacher and
ländlicher. Vor ein paar
Jahren war ich anlässlich
eines

Weiterbildungsseminars
nach Toronto gefahren;
auch damals hatte dieser
Teil der Strecke schier nicht
enden wollen.

In der Nähe von Syracuse

machten wir noch einmal Halt, aber nur für ein paar Minuten, da wir keine Zeit verlieren wollten.

Wir redeten nicht viel, sondern hörten die meiste Zeit Radio – wobei Vince allerdings den Daumen drauf hatte, was die Sender anging. Er stand auf Country. Zwischendurch besah ich mir die CDs in

der Ablage zwischen den Vordersitzen. »Wie?«, sagte ich. »Sie haben nichts von den Carpenters?«

Vor Buffalo nahm der Verkehr rapide zu. Außerdem wurde es allmählich dunkel. Ich sah in die Karte und lotste Vince um die Stadt herum. Im Übrigen fuhr Vince die ganze Strecke allein. Er war

ein erheblich aggressiverer Fahrer als ich, doch da wir mit seinem Fahrstil deutlich schneller ans Ziel gelangen würden, sah ich keinen Grund, mich darüber zu mokieren.

Wir ließen Buffalo hinter uns, fuhren in Richtung der Niagarafälle, blieben aber auf dem Highway, ohne uns die Zeit für eine

Besichtigung zu nehmen; als wir an Lewiston vorbeikamen, stach mir ein nicht weit vom Highway entferntes Krankenhaus ins Auge, dessen großes blaues »H« – für »Hospital« – unter dem Nachthimmel leuchtete. Ein paar Meilen nördlich von Lewiston nahmen wir die Ausfahrt nach Youngstown.

Ich hatte vergessen, die genaue Adresse von Clayton Sloan mitzunehmen; schließlich war mir zu Hause vor dem Computer nicht bewusst gewesen, dass wir kurze Zeit später spontan nach Youngstown aufbrechen würden. Aber da es sich nur um eine kleine Gemeinde handelte, gingen wir davon

aus, dass es uns nicht viel
Zeit kosten würde, die
Adresse ausfindig zu
machen. Vom Robert-
Moses-Parkway gelangten
wir auf die Lockwood
Street und von dort auf die
Hauptstraße.

Ich erspähte einen
Schnellimbiss. »Die haben
bestimmt ein Telefonbuch«,
sagte ich.

»Ich könnte was zu essen
vertragen«, sagte Vince.

Ich hatte ebenfalls
Hunger, doch meine
Nervosität überwog. »Aber
nur einen schnellen
Happen«, sagte ich.
Nachdem Vince um die
Ecke geparkt hatte,
marschierten wir in den
Laden.

Während er sich an den

Tresen hockte und ein Bier und Chicken Wings bestellte, ging ich zum Telefon, bei dem allerdings kein Telefonbuch zu finden war. Als ich den Barkeeper fragte, griff er unter die Theke und beförderte das Telefonbuch auf den Tresen.

Clayton Sloan wohnte am Niagara View Drive 25.

Jetzt erinnerte ich mich wieder. Ich fragte den Barkeeper nach dem Weg.

»Geht von der Hauptstraße ab. Etwa 'ne halbe Meile in südlicher Richtung.«

»Links oder rechts?«

»Links. Rechts fahren Sie nur, wenn Sie im Fluss landen wollen, Mister.«

Youngstown lag am

Niagara, gegenüber dem kanadischen Ort Niagara-on-the-Lake, in dem jedes Jahr das berühmte Shaw-Festival stattfindet, benannt nach dem Dramatiker George Bernard Shaw.

Nun ja, für Kulturveranstaltungen war vielleicht ein andermal Zeit.

Ich verdrückte ein paar Chicken Wings und trank

ein halbes Bier, aber irgendwie war mir flau im Magen. »Ich kann nicht länger hier herumsitzen«, sagte ich zu Vince. »Los jetzt.« Er legte ein paar Scheine auf den Tresen, und schon waren wir wieder unterwegs.

Die Scheinwerfer des Pick-ups erfassten die Straßenschilder, und im Nu

waren wir am Niagara
View Drive.

Vince bog links ab und
fuhr langsam durch die
Straße, während ich
Ausschau nach den
Hausnummern hielt.

»Einundzwanzig,
dreiundzwanzig«, sagte ich.
»Da ist es.
Fünfundzwanzig.«

Statt direkt vorzufahren,

fuhr Vince noch etwa
hundert Meter weiter, ehe
er parkte und die
Scheinwerfer ausschaltete.

In der Einfahrt von
N u m m e r 25 stand ein
Auto. Ein silberner Honda
Accord, etwa fünf Jahre alt.
Ein brauner Wagen war
nirgends zu sehen.

Offenbar waren wir vor
Jeremy Sloan angekommen,

immer vorausgesetzt, dass sein Wagen nicht in der geräumigen Doppelgarage stand.

Es handelte sich um ein großes, einstöckiges Haus mit weißer Fassade, das offenbar in den sechziger Jahren errichtet worden war. Sehr gepflegt. Eine Veranda mit zwei Holzstühlen. Es war kein

Palast, doch fraglos
wohnten hier Leute, die
man wohlhabend nennen
konnte.

Mein Blick fiel auf eine
Rampe. Eine flach
ansteigende
Rollstuhlrampe, die von der
Einfahrt auf die Veranda
führte. Wir gingen zur
Haustür und blieben dort
stehen.

»Wie gehen wir jetzt vor?«, fragte Vince.

»Haben Sie eine Idee?«

»Bloß nicht mit der Tür ins Haus fallen«, sagte Vince.

Im Haus brannte Licht; außerdem lief drinnen ein Fernseher, wenn ich mich nicht ganz täuschte. Wir würden also niemanden wecken. Ich hob den Finger

zur Klingel, zögerte aber noch einen Augenblick.

»Showtime«, sagte Vince.
Ich klingelte.

VIERZIG

Als nach einer halben Minute immer noch niemand an die Tür gekommen war, warf ich Vince einen fragenden Blick zu. »Versuchen Sie's noch mal«, sagte er. Er wies auf

die Rollstuhlrampe. »Das kann dauern.«

Ich läutete noch einmal. Plötzlich hörten wir, wie sich im Haus etwas regte, und einen Augenblick später wurde die Tür geöffnet, wenn auch nur einen etwas größeren Spalt. Ich sah eine Frau in einem Rollstuhl, die sich ein Stück rückwärtsbewegte, um die

Tür weiter zu öffnen, und dann abermals ein Stück zurückrollte.

»Ja?«, sagte sie.

»Mrs Sloan?«, fragte ich.

Ich schätzte sie auf Ende sechzig, Anfang siebzig. Sie war dünn, doch alles andere als gebrechlich, wie ihre Haltung bewies. Ihre Finger schlossen sich fest um die Räder des

Rollstuhls, während sie den
Türrahmen blockierte. Eine
Wolldecke lag über ihrem
Schoß; sie trug einen
braunen Pullover über einer
geblünten Bluse. Das
silberfarbene Haar war zu
einem straffen Dutt
gezähmt; jede Strähne saß
korrekt an ihrem Platz. Auf
ihren markanten
Wangenknochen glänzte

eine Spur Rouge, und ihre wachsamem braunen Augen wanderten zwischen Vince und mir hin und her. Ihre Gesichtszüge ließen vermuten, dass sie einst eine sehr attractive Frau gewesen war, doch das energische Kinn und der verkniffene Mund verliehen ihr nun eine herrische, fast schon aggressive Aura.

Eine Ähnlichkeit mit Cynthia konnte ich nicht feststellen.

»Ja, das bin ich«, sagte sie.

»Entschuldigen Sie die späte Störung«, sagte ich.

»Mrs Clayton Sloan?«

»Ja, ich bin Enid Sloan«, sagte sie. »Und Sie haben recht. Es ist sogar ziemlich spät. Was wollen Sie?« Ihr

Tonfall ließ deutlich durchblicken, dass sie uns mit Sicherheit keine Gefälligkeiten erweisen würde.

Sie musterte uns mit erhobenem Kopf und gerecktem Kinn, und zwar keineswegs, weil sie zu uns aufsehen musste. Sie gab uns unmissverständlich zu verstehen, dass mit ihr nicht

zu spaßen war. Es
verblüffte mich, dass ihr
zwei Männer, die
spätabends vor ihrer
Haustür standen,
anscheinend nicht die
geringste Angst einflößten.
Schließlich saß sie im
Rollstuhl und hatte es mit
zwei Unbekannten zu tun,
die ihr körperlich haushoch
überlegen waren.

Ich warf einen Blick in den Raum hinter ihr. Kolonialmöbel von der Stange, dazu reichlich Platz für den Rollstuhl, verblichene Stores und ein paar Vasen mit künstlichen Blumen. Der dicke Teppichboden war einst sicher nicht ganz billig gewesen, mittlerweile aber verschlissen und fleckig.

Tief zeichneten sich die Spuren des Rollstuhls ab.

Irgendwo lief ein Fernseher. Plötzlich stieg mir ein angenehmer Duft in die Nase. »Backen Sie gerade?«, fragte ich.

»Einen Karottenkuchen«, gab sie barsch zurück. »Für meinen Sohn. Heute kommt er endlich zurück.«

»Oh«, sagte ich. »Den

würden wir gern sprechen.
Er heißt doch Jeremy,
oder?«

»Was wollen Sie von
Jeremy?«

Tja, was wollten wir
eigentlich von Jeremy? Was
sollten wir ihr für eine
Geschichte auftischen?

Während ich noch
zögerte, übernahm Vince.
»Wo ist Jeremy, Mrs

Sloan?«

»Wer sind Sie?«

»Sorry, Ma'am, aber wir stellen hier die Fragen«, gab er zurück. Er schlug einen nachdrücklich autoritären Tonfall an, gab sich aber hörbar Mühe, nicht bedrohlich zu klingen. Ich fragte mich, ob er die alte Frau glauben machen wollte, er sei ein Cop.

»Ich habe Sie etwas gefragt. Wer sind Sie?«

»Könnten wir kurz mit Ihrem Mann sprechen?«, sagte ich.

»Clayton?«, sagte sie. »Er liegt im Krankenhaus.«

Überrascht sah ich sie an. »Oh«, sagte ich. »Das tut mir leid. In dem Krankenhaus, das wir von der Interstate aus gesehen

haben?«

»Wenn Sie von Lewiston gekommen sind«, sagte sie. »Da liegt er jetzt schon seit Wochen. Jedes Mal muss ich extra ein Taxi nehmen. Jeden Tag, hin und zurück.« Offenbar wollte sie uns mitteilen, welch große Opfer sie für ihren Mann brachte.

»Warum fährt Sie Ihr

Sohn denn nicht?«, fragte Vince. »Das ist aber nicht nett von ihm, Sie so allein zu lassen.«

»Er hatte zu tun.« Sie bewegte sich ein paar Zentimeter auf uns zu, als wollte sie uns von der Veranda schubsen.

»Hoffentlich ist es nichts Ernstes«, sagte ich. »Mit Ihrem Mann.«

»Er liegt im Sterben«, sagte sie. »Er hat Krebs. Es ist bloß noch eine Frage der Zeit.« Sie hielt einen Augenblick inne. »Haben Sie hier angerufen und nach Jeremy gefragt?«

»Äh, ja«, sagte ich. »Ich muss dringend mit ihm sprechen.«

Sie fixierte mich argwöhnisch. »Und er hat

Ihnen erzählt, er sei nach Connecticut gefahren?«

»Soweit ich mich erinnere«, sagte ich.

»Nie im Leben. Ich habe ihn nämlich gefragt. Er hat niemandem erzählt, wo er hinfährt. Woher wollen Sie das also wissen?«

»Das können wir in Ruhe drinnen besprechen.« Vince trat einen Schritt auf sie zu.

Die alte Frau
umklammerte die Räder
ihres Rollstuhls. »Ganz
bestimmt nicht.«

»Doch, doch«, sagte
Vince, packte die
Armlehnen des Rollstuhls
und schob sie zurück.
Seiner Kraft hatte sie nichts
entgegenzusetzen.

»He.« Ich berührte ihn
am Arm, da es mir nicht

gefiel, wie er mit der alten Frau umsprang.

»Nur mit der Ruhe«, sagte Vince unbeeindruckt. »Ich mache mir nur Sorgen wegen der Kälte. Nicht dass sich Mrs Sloan hier draußen noch den Tod holt.«

Die alte Frau schlug nach seinen Armen. »Fassen Sie mich nicht an!«

Er schob sie ins Haus,

und mir blieb nichts
anderes übrig, als ihm zu
folgen. Ich schloss die Tür
hinter mir.

»Reden wir nicht lange
um den heißen Brei
herum«, sagte Vince. »Also,
was wollen Sie wissen?«

Sie spie die Worte
regelrecht aus. »Wer, zum
Teufel, sind Sie?«

»Machen wir's kurz«,

sagte ich. »Mein Name ist Terry Archer. Meine Frau heißt Cynthia. Ihr Mädchenname war Cynthia Bigge.«

Mit halb offenem Mund starrte sie mich an.

»Anscheinend sagt Ihnen der Name etwas«, sagte ich.

»Nicht wahr?«

Sie gab immer noch keinen Ton von sich.

»Ich würde Sie gern etwas fragen«, fuhr ich fort.

»Auch wenn es sich vielleicht ein bisschen verrückt anhört.«

Schweigen.

»Nun ja«, sagte ich. »Sind Sie Cynthias Mutter? Sind Sie Patricia Bigge?«

Ein verächtliches Lachen drang aus ihrer Kehle. »Ich verstehe kein Wort«, sagte

sie.

»Warum lachen Sie dann?«, sagte ich.
»Offenbar wissen Sie doch genau, von wem ich spreche.«

»Verlassen Sie mein Haus. Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden.«

Ich sah Vince an, der uns mit ausdrucksloser Miene zuhörte. »Haben Sie Cyns

Mutter je kennengelernt?«, fragte ich.

»Nein«, sagte er. »Ich habe sie nur einmal gesehen. Im Dunkeln, an jenem Abend vor fünfundzwanzig Jahren.«

»Wäre es möglich, dass sie es ist?«, fragte ich.

Er kniff die Augen leicht zusammen und musterte sie. »Keine Ahnung. Wohl

eher nicht.«

»Ich rufe die Polizei«, sagte die alte Frau und wollte sich umwenden. Vince packte den Rollstuhl, um sie aufzuhalten, aber ich hob die Hand.

»Schon okay«, sagte ich. »Das ist gar keine so schlechte Idee. Dann können wir zusammen mit der Polizei warten, bis

Jeremy eintrifft. Und ihm dann ein paar Fragen stellen.«

Abrupt wandte sie sich um. »Ach ja? Warum sollte ich Angst vor der Polizei haben?«

»Ja, warum eigentlich? Vielleicht wegen einer Sache, die vor fünfundzwanzig Jahren passiert ist? Oder wegen

ein paar Dingen, die sich vor kurzem in Connecticut ereignet haben, während Jeremy unterwegs war? Vielleicht weil sie etwas mit dem Mord an der Tante meiner Frau zu tun haben? Und dem Mord an einem Privatermittler namens Denton Abagnall?«

»Raus!«, keifte sie.

»Verlassen Sie mein Haus!«

»Jeremy«, sagte ich. »Er ist Cynthias Bruder, stimmt's?«

Mit hasserfülltem Blick sah sie mich an. »Sagen Sie das nie wieder!«, zischte sie.

»Warum?«, gab ich zurück. »Weil es die Wahrheit ist? Weil Jeremy in Wirklichkeit Todd ist?«

»Was?«, sagte sie. »Wer

behauptet das? Das ist eine verdammte Lüge!«

Ich wechselte einen Blick mit Vince, der den Rollstuhl eisern an den Griffen festhielt.

»Lassen Sie mich ans Telefon«, zischte sie. »Ich will sofort telefonieren!«

»Wen wollen Sie denn anrufen?«, sagte Vince.

»Das geht Sie nichts an!«

Er sah mich an. »Sie will Jeremy warnen«, sagte er. »Das halte ich für keine so gute Idee.«

»Was ist mit Clayton?«, fragte ich sie. »Ist Clayton Sloan in Wirklichkeit Clayton Bigge? Handelt es sich um ein und dieselbe Person?«

»Lassen Sie mich sofort telefonieren«, fauchte sie

beinahe wie eine Katze.

Vince hielt den Rollstuhl weiter fest. »Das können Sie nicht machen«, sagte ich. »Das ist Freiheitsberaubung oder so was.«

»Genau!«, zischte Enid Sloan. »Unterstehen Sie sich! Das ist Kidnapping!«

Vince ließ den Rollstuhl los. »Dann rufen Sie die

Polizei an«, wiederholte er meinen Bluff. »Aber nicht Ihren Sohn. Also los, machen Sie schon.« Der Rollstuhl bewegte sich nicht.

»Ich muss rüber ins Krankenhaus«, sagte ich zu Vince.

»Ich will mit Clayton Sloan sprechen.«

»Er ist todkrank«, sagte

die alte Frau. »Sie können ihn nicht stören.«

»Ich werde ihm bloß ein paar Fragen stellen.«

»Das können Sie nicht machen! Er liegt im Koma! Er würde nicht mal mitkriegen, dass Sie da sind!«

Wenn er wirklich im Koma liegen würde, könnte sie sich das ganze Theater

sparen, dachte ich. »Los, fahren wir rüber«, sagte ich.

»Sobald wir das tun, warnt sie ihren Jeremy«, sagte Vince. »Aber wir könnten sie ja fesseln.«

»Jetzt aber mal halblang«, sagte ich. Der Gedanke, eine behinderte alte Frau an ihren Rollstuhl zu fesseln, behagte mir überhaupt nicht, so unsympathisch ich

sie auch fand. »Und wie
wär's, wenn Sie solange bei
ihr bleiben?«

Er nickte.

»Einverstanden. Enid und
ich können derweil ein
wenig plaudern, vielleicht
ein bisschen über die
Nachbarn lästern.« Er
beugte sich zu ihr. »Na, wie
klingt das? Und
zwischendurch probieren

wir Ihren Karottenkuchen. Riecht wirklich lecker.« Er griff in seine Jacke und warf mir die Autoschlüssel zu.

Ich fing sie auf. »Welche Zimmernummer hat er?«, fragte ich sie.

Sie funkelte mich nur böse an.

»Wenn Sie es mir nicht sagen wollen, können Sie es auch den Cops erzählen.«

Sie überlegte einen Augenblick und kam wahrscheinlich zu dem Schluss, dass ich ohnehin schnell herausfinden würde, wo er lag, wenn ich erst einmal im Krankenhaus war. »Zimmer 309. Dritte Etage.«

Bevor ich das Haus verließ, tauschten Vince und ich unsere

Handynummern aus. Ich stieg in den Pick-up und steckte den Schlüssel ins Zündschloss. Man braucht immer ein, zwei Minuten, um sich an ein anderes Fahrzeug zu gewöhnen. Ich startete den Motor, schaltete das Licht an, setzte in eine Einfahrt zurück und wendete. Ich versuchte mich zu

orientieren. In dem Versuch, mich zu orientieren, fuhr ich erst einmal zur Hauptstraße zurück, und kurz darauf hatte ich die Auffahrt zum Highway gefunden.

Als das blaue »H« aus dem Dunkel auftauchte, nahm ich die erste Ausfahrt, fuhr auf den Krankenhausparkplatz und

betrat die Klinik durch die
Notaufnahme. Im
Wartezimmer saß etwa ein
halbes Dutzend Leute;
Eltern mit einem
weinenden Baby, ein
Teenager mit blutigem
Hosenbein, ein älteres Paar.
Als ich an der Anmeldung
vorbeimarschierte, sah ich,
dass die Besuchszeit schon
seit acht Uhr vorbei war.

Dann hatte ich auch schon den Aufzug erspäht.

Mir war klar, dass ich Gefahr lief, angesprochen und aufgehalten zu werden. Ich musste so vorsichtig wie eben möglich sein.

Die Aufzugtüren öffneten sich. Vor mir lag der Anmeldungsbereich der Station, doch weit und breit war keine Schwester zu

sehen. Ich trat aus dem Lift, wandte mich nach links und hielt Ausschau nach den Zimmernummern. Das erste Zimmer auf dem Gang hatte die Nummer 322, und ein paar Sekunden darauf sah ich, dass die Nummern anstiegen. Ich ging zurück, abermals am Anmeldungsbereich vorbei. Diesmal war dort eine

Schwester, die aber eine Liste an der Wand studierte und glücklicherweise mit dem Rücken zu mir stand. So geräuschlos wie möglich schlich ich an ihr vorbei.

Diesmal war ich richtig. Gleich die erste Zimmertür trug die Nummer 309. Die Tür stand einen Spalt offen. Bis auf eine Neonlampe an der Wand lag das Zimmer

im Dunkeln.

Es war ein Einzelzimmer.
Ein Vorhang hing vor dem
Bett, sodass ich nur das
Fußende sehen konnte, an
dem ein Klemmbrett mit
einem Patientenblatt hing.
Ich huschte hinein,
schlüpfte hinter den
Vorhang und warf einen
Blick auf den Mann, der
leicht aufgerichtet im Bett

lag und schlief. Ich schätzte ihn auf Mitte siebzig. Er wirkte siech und ausgezehrt, was vielleicht auf eine Chemotherapie zurückzuführen war; das dünne Haar klebte an seinem Kopf. Rasselnd ging sein Atem. Seine Finger waren lang, weiß und knochig.

Ich begab mich ans

Kopfende des Betts; der Vorhang verhinderte, dass mich vom Gang aus jemand sehen konnte. Ich setzte mich auf den Stuhl, der neben dem Bett stand.

Eingehend betrachtete ich Clayton Sloans Gesicht, suchte nach Ähnlichkeiten zu Cynthia, die ich in Enid Sloans Zügen nicht hatte finden können. Die Nase

vielleicht und das kleine Grübchen an seinem Kinn. Schließlich streckte ich die Hand aus und berührte ihn am Arm.

Ein leises Röcheln drang aus seinem Mund.

»Clayton«, flüsterte ich. Seine Nase zuckte.

»Clayton«, flüsterte ich nochmals und rieb seinen Arm. In seiner Ellenbeuge

steckte eine Infusionsnadel.
Er hing am Tropf.

Seine Lider flatterten
nervös, als er die Augen
öffnete. Aus den
Augenwinkeln sah er zu
mir herüber und blinzelte
ein paarmal.

»Was ...«

»Clayton Bigge?«, sagte
ich.

Er wandte den Kopf und

kniff die Augen zusammen.

»Wer sind Sie?«, fragte er.

»Ihr Schwiegersohn«,
sagte ich.

EINUNDVIERZIG

Sein Adamsapfel hüpfte auf und ab, als er schluckte. »Mein was?«, fragte er.

»Ihr Schwiegersohn«, sagte ich. »Ich bin Cynthias Ehemann.«

Er öffnete den Mund,

aber das Sprechen schien ihm schwerzufallen. »Möchten Sie ein Glas Wasser?«, fragte ich leise. Er nickte. Neben dem Bett standen ein Glas mit Strohhalbm und ein Krug Wasser. Ich schenkte Wasser ins Glas und hielt ihm den Strohhalm an die Lippen.

»Geht schon«, sagte er,

griff nach dem Glas und trank aus dem Strohhalm. Offenbar besaß er doch mehr Kraft, als ich erwartet hatte. Er leckte sich die Lippen und reichte mir das Glas zurück.

»Wie spät ist es?«, fragte er.

»Nach zehn«, sagte ich.
»Tut mir leid, dass ich Sie geweckt habe. Sie haben

fest geschlafen.«

»Macht nichts«, sagte er.
»Die wecken einen hier
sowieso dauernd zu den
unmöglichsten Zeiten.«

Er holte tief Luft und
atmete langsam wieder aus.
»Darf ich jetzt mal
erfahren, wovon Sie
überhaupt reden?«

»Ich denke, das wissen
Sie«, sagte ich. »Sie sind

Clayton Bigge.«

Er holte abermals tief Luft. »Mein Name ist Clayton Sloan.«

»Das mag schon sein«, sagte ich. »Aber ich glaube, dass sie auch Clayton Bigge sind. Sie waren verheiratet mit Patricia Bigge, hatten zwei Kinder namens Todd und Cynthia und lebten in Milford, Connecticut – bis

zu einer Nacht im Jahr 1982, in der etwas Furchtbares geschah.« Er wandte den Kopf ab. Die Hand an seiner Seite ballte sich zur Faust.

»Ich liege im Sterben«, sagte er.

»Dann sollten Sie sich vielleicht das eine oder andere von der Seele reden«, sagte ich.

Er drehte den Kopf wieder zu mir. »Sagen Sie mir Ihren Namen.«

»Terry. Terry Archer.«
Ich zögerte. »Und wie heißen Sie?«

Er schluckte wieder. »Clayton«, sagte er. »Ich hieß immer Clayton.« Er senkte die Lider und starrte auf die Bettdecke. »Mal Clayton Sloan, mal Clayton

Bigge.« Er hielt kurz inne.
»Je nachdem.«

»Weil Sie zwei Familien hatten?«, fragte ich.

Ein schwaches Nicken. Ich erinnerte mich daran, was Cynthia über ihren Vater erzählt hatte. Dass er stets unterwegs gewesen war, heute hier und morgen dort, mal ein paar Tage zu Hause, dann wieder auf

Achse ...

Plötzlich hellte sich sein Gesicht auf. »Cynthia«, sagte er. »Ist sie hier? Ist sie bei Ihnen?«

»Nein«, sagte ich. »Ich weiß nicht genau, wo sie gerade ist. Hoffentlich wieder bei uns zu Hause in Milford. Zusammen mit unserer Tochter Grace.«

»Grace«, sagte er. »Meine

Enkelin.«

»Ja.« Ich senkte die Stimme, als draußen auf dem Gang ein Schatten vorbeihuschte. »Ihre

Enkelin.«

Einen Augenblick lang schloss er die Augen, als würde ihn etwas zutiefst schmerzen.

»Mein Sohn«, sagte er.
»Wo ist mein Sohn?«

»Todd?«, sagte ich.

»Nein«, sagte er. »Nicht Todd. Ich meine Jeremy.«

»Er war in Milford. Aber soweit ich weiß, ist er mittlerweile auf dem Rückweg.«

»In Milford?« Clayton riss die Augen auf. »Wann ist er dort hingefahren? Ist er deshalb so lange nicht hier gewesen?« Erneut

schloss er die Augen. »O nein.«

»Was ist denn los?«, fragte ich.

Abwehrend hob er eine Hand. »Lassen Sie mich allein«, sagte er.

»Ich verstehe das alles nicht«, sagte ich. »Sind Jeremy und Todd nicht dieselbe Person?«

Seine Augen öffneten

sich wie ein Vorhang auf einer Bühne. »Das ist unmöglich ... Ich fühle mich so schwach.«

Ich beugte mich näher zu ihm. Mir war ganz und gar nicht wohl dabei, Druck auf einen sterbenskranken Greis auszuüben, aber ich musste endlich die Wahrheit in Erfahrung bringen.

»Ich muss es wissen«, sagte ich. »Sind Jeremy und Todd identisch?«

Er wandte den Kopf und richtete den Blick auf mich. »Nein.« Er zögerte. »Todd ist tot.«

»Wann ist er gestorben?«

»In jener Nacht«, sagte Clayton mit leiser Stimme. »Zusammen mit seiner Mutter.«

Bei den Leichen, die auf dem Grund des Sees gefunden worden waren, handelte es sich also tatsächlich um Cynthias Mutter und ihren Bruder. Der noch ausstehende Vergleich mit Cynthias DNA-Probe würde letzten Aufschluss darüber geben.

Clayton wies auf das Wasserglas. »Kann ich noch

etwas zu trinken haben?«, fragte er.

Ich reichte ihm das Glas. Er nahm einen langen Schluck.

»Ich bin nicht so schwach, wie ich aussehe.« Er hielt das Glas in der Hand, als habe er damit eine olympiareife Leistung vollbracht. »Wenn Enid zu Besuch kommt, tue ich

manchmal so, als sei ich
bewusstlos, damit ich mir
nicht ihr endloses Genörgel
anhören muss. Ich kann
immer noch gehen, wenn
auch nicht mehr sehr weit.
Aufs Klo schaffe ich's
noch.« Er wies auf eine
geschlossene Tür.
»Manchmal sogar
rechtzeitig.«

»Patricia und Todd sind

also beide tot«, sagte ich.

Clayton schloss wieder die Augen. »Was hat Jeremy in Milford gemacht?«

»Ich weiß es nicht genau«, sagte ich. »Ich glaube, er hat uns beobachtet. Mich und meine Familie. Anscheinend ist er in unser Haus eingebrochen.

Außerdem hat er vermutlich Cynthias Tante umgebracht. Tess Berman, vielleicht erinnern Sie sich noch an sie.«

»O Gott«, stieß Clayton hervor. »Patricias Schwester? Sie ist tot?«

»Sie wurde erstochen«, sagte ich. »Außerdem ist ein Privatdetektiv ermordet worden, der sich mit

Cynthias Vergangenheit beschäftigt hat.«

»Das kann nicht sein. Enid sagte, er hätte einen neuen Job, drüben in ... in Seattle oder irgendwo dort in der Gegend. Eine einmalige Gelegenheit, deswegen könne er mich nicht besuchen. Ich habe gedacht, er hätte einfach keine Lust dazu.« Seine

Gedanken schweiften ab.

»Jeremy, er ... Er kann nichts dafür, dass er so ist. Sie hat ihn dazu gemacht. Er tut alles, was sie von ihm will. Vom Tag seiner Geburt an hat sie seine Seele vergiftet ... Ich weiß nicht mal, warum sie mich überhaupt noch besucht. Jedes Mal sagt sie, ich soll nicht aufgeben, noch ein

bisschen länger
durchhalten. Obwohl ich
genau weiß, dass ihr mein
Tod völlig egal ist. Aus
irgendeinem Grund will sie,
dass ich noch nicht sterbe.
Ich habe die ganze Zeit über
gewusst, dass sie
irgendetwas vorhat. Sie hat
mich belogen, nach Strich
und Faden belogen. Sie
wollte nicht, dass ich

erfahre, wo Jeremy in Wirklichkeit ist.«

»Aber warum? Und wieso ist Jeremy nach Milford gefahren?«

»Sie muss es spitzgekriegt haben«, flüsterte er. »Sie hat es herausbekommen. Es gibt keine andere Möglichkeit.« Er schüttelte den Kopf. »O Gott, nein. Wenn Enid

davon erfahren hat,
dann ...«

»Wovon reden Sie?« Ich beugte mich zu ihm, sprach direkt in sein Ohr. »Was hat sie herausbekommen?«

»Sie muss mit meinem Anwalt gesprochen haben. Wegen meines Testaments. Dabei habe ich ihn ausdrücklich angewiesen, dass ihr davon nichts zu

Ohren kommen darf.«

»Was ist mit Ihrem Testament?«

»Ich habe es geändert. Ich habe Cynthia alles vermacht, das Haus, meinen ganzen Besitz, alles. Enid und Jeremy erben nichts. Weil sie es nicht anders verdient haben.« Er sah mich an. »Sie wissen nicht, wozu sie fähig ist.«

»Ihre Frau ist hier. Hier in Youngstown. Ihr Sohn ist in Milford gewesen, nicht sie.«

»Er macht alles, was sie ihm aufträgt. Sie sitzt im Rollstuhl. Diesmal kann sie es nicht selbst erledigen ...«

»Was erledigen?«

Er ignorierte meine Frage. Offenbar schwirrten ihm selbst tausend Fragen

im Kopf herum. »Habe ich Sie richtig verstanden? Jeremy kommt zurück? Er ist hierher unterwegs?«

»Zumindest hat das Ihre Frau gesagt. Er ist heute Mittag aus Milford abgereist. Wir sind etwa um dieselbe Zeit losgefahren, waren aber anscheinend schneller als er.«

»Wir? Haben Sie nicht

gesagt, Cynthia sei nicht bei Ihnen?«

»Ist sie auch nicht. Ich bin mit jemand anderem hier. Mit Vince Fleming, falls Ihnen das etwas sagen sollte.«

Clayton überlegte.
»Vince Fleming«, sagte er dann leise. »Der Junge, mit dem ich Cynthia damals erwischt habe. Mit dem sie

an jenem Abend unterwegs war.«

»Genau. Er passt gerade auf Ihre Frau auf. Sie wollte nämlich sofort Jeremy informieren, als wir aufgekreuzt sind.«

»Aber wenn Jeremy auf dem Rückweg ist, muss er doch bereits alles erledigt haben.«

»Was denn?«

»Was ist mit Cynthia?«

Ein verzweifelter Ausdruck trat in seinen Blick. »Lebt sie noch?«

»Ja, natürlich.«

»Und Ihre Tochter? Grace?«

»Ich verstehe Sie nicht. Was soll mit Grace sein?«

»Wenn Cynthia etwas zustößt, geht mein gesamtes Erbe an ihre Nachkommen.

Das ist alles genau verfügt.«

Ein eiskalter Schauer lief mir über den Rücken. Wie lange war es her, dass ich mit Cynthia telefoniert hatte? Obwohl wir erst am Morgen miteinander gesprochen hatten, kam es mir plötzlich wie eine Ewigkeit vor.

Konnte ich wirklich mit Sicherheit sagen, dass sie

und Grace noch lebten?

Ich nahm mein Handy aus der Jacke. Eigentlich hätte ich das Handy im Krankenhaus ausschalten müssen, aber das spielte jetzt keine Rolle mehr.

Ich rief bei uns zu Hause an.

»Bitte, bitte, geh ans Telefon«, flüsterte ich. Es klingelte einmal, zweimal,

dreimal. Beim vierten Mal schaltete sich der Anrufbeantworter ein.

»Cynthia«, sagte ich.
»Wenn du nach Hause kommst und diese Nachricht abhörst, ruf mich bitte sofort an. Es ist dringend.«

Dann rief ich auf ihrem Handy an. Sofort wurde ich mit der Mobilbox

verbunden. Ich hinterließ ihr die gleiche Nachricht und fügte hinzu: »Ruf mich sofort zurück. Unbedingt!«

»Wo ist sie?«, fragte Clayton.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich nervös. Ich überlegte kurz, ob ich Detective Wedmore Bescheid geben sollte, entschied mich dann aber dagegen und wählte

stattdessen eine andere Nummer. Es läutete fünfmal, bevor der Hörer am anderen Ende abgehoben wurde.

Ein Räuspern. »Hallo?« Die Stimme klang verschlafen.

»Rolly«, sagte ich. »Hier ist Terry.«

Clayton wandte den Kopf, als er den Namen

»Rolly« hörte.

»Hallo«, sagte Rolly.

»Sorry, dass ich nicht sofort drangegangen bin, aber ich hatte gerade das Licht ausgemacht. Hast du Cynthia gefunden?«

»Nein«, erwiderte ich.

»Aber jemand anderen.«

»Ich verstehe kein Wort.«

»Ich habe jetzt keine Zeit, alles zu erklären. Du

musst dich unbedingt auf die Suche nach Cynthia machen. Am besten, du fährst erst mal bei uns vorbei und siehst nach, ob ihr Wagen vor dem Haus steht. Wenn ja, hämmere an die Tür, brich notfalls ein, wenn es sein muss. Überzeuge dich auf jeden Fall, ob sie da sind. Und wenn nicht, frag in den

Hotels in der Gegend nach.
Wir müssen sie aufspüren.«

»Terry, was ist eigentlich
los? Wen hast du
gefunden?«

»Cynthias Vater. Ich
habe Clayton gefunden.«

Am anderen Ende der
Leitung herrschte
Schweigen.

»Rolly?«

»Ich bin noch dran.

Das ... das ist ja unglaublich.«

»Ja, Rolly. Das finde ich auch.«

»Und? Weißt du jetzt, was damals passiert ist?«

»So weit sind wir noch nicht. Ich bin in einer Klinik nördlich von Buffalo. Er ist ziemlich krank.«

»Kann er reden?«

»Ja. Ich erzähle dir alles, wenn ich wieder zurück bin. Aber du musst dich auf die Suche nach Cynthia machen. Wenn du sie findest, ruf mich sofort an.«

»Okay. Ich ziehe mich gleich an.«

»Noch etwas«, sagte ich.
»Das mit ihrem Vater will ich ihr selbst erzählen. Sie wird tausend Fragen

haben.«

»Klar. Ich rufe dich an,
sobald ich etwas
herausfinde.«

Dann fiel mir noch
jemand ein. Möglich, dass
Cynthia sich bei Pamela
gemeldet hatte. Ich wählte
ihre Nummer. Es dauerte
eine kleine Ewigkeit, bis am
anderen Ende abgehoben
wurde.

»Hallo?« Offenbar hatte ich Pamela ebenfalls aus dem Bett geholt. Im Hintergrund hörte ich eine Männerstimme, die fragte, was los sei.

Ich entschuldigte mich für den späten Anruf. »Cynthia ist verschwunden«, sagte ich.

»Du lieber Himmel.« Von einer Sekunde auf die

andere war Pamela
hellwach. »Sie ist doch
wohl nicht entführt
worden!«

»Nein. Sie ist
weggefahren, ohne mir zu
sagen, wohin. Grace hat sie
auch mitgenommen.«

»Oh. Vorgestern hat sie
mir gesagt, sie würde sich
ein paar Tage freinehmen.
Deshalb habe ich mir keine

Gedanken gemacht, als sie nicht zur Arbeit gekommen ist.«

»Pam, falls sie sich bei dir meldet, sag ihr bitte, dass sie mich unbedingt anrufen soll. Ich habe ihren Vater gefunden.«

Einen Moment lang war die Leitung wie tot. »Was?«, stieß sie dann hervor. »Das ist nicht wahr,

oder?«

»Doch«, sagte ich.

»Er lebt?«

Ich warf einen Blick auf den Mann neben mir. »Ja.«

»Und Todd? Und ihre Mutter?«

»Ein andermal, Pam. Hör zu, ich hab's eilig. Falls du von Cyn hörst, sag ihr, dass sie mich anrufen soll. Aber behalt die Sache mit ihrem

Vater für dich.«

»He«, sagte Pamela. »Da verlangst du aber ziemlich viel von einer alten Plaudertasche.«

Als ich das Gespräch beendet hatte, bemerkte ich, dass der Akku fast leer war. Zudem waren wir derart überstürzt aufgebrochen, dass ich nicht an das Ladegerät gedacht hatte.

Ich steckte das Handy ein und konzentrierte mich wieder auf Clayton. »Wieso glauben Sie, dass Cynthia und Grace in Gefahr sind? Wie kommen Sie darauf, dass ihnen etwas zugestoßen sein könnte?«

»Wegen des Testaments«, sagte er. »Ich habe Cynthia als Alleinerbin meines gesamten Vermögens

eingesetzt. Ich weiß, dass ich dadurch nicht wiedergutmachen kann, was geschehen ist. Aber irgendetwas musste ich doch tun.«

»Aber was hat das damit zu tun, ob sie noch lebt?«, fragte ich, auch wenn mir im selben Augenblick zu dämmern begann, weshalb Cynthia in höchster Gefahr

schwebte. Langsam begann sich das Puzzle zusammenzusetzen.

»Wenn Cynthia und Ihre Tochter sterben, geht das Geld automatisch an Enid. Dann ist sie die nächste Hinterbliebene und Erbin«, flüsterte er. »Und Enid wird niemals zulassen, dass Cynthia alles erbt. Sie wird beide töten, um an das Geld

zu kommen.«

»Das wäre doch purer Irrsinn«, sagte ich. »Ein Doppelmord würde nur Aufmerksamkeit erregen. Die Polizei würde den Fall von damals wieder aufrollen und Enid vielleicht schneller auf die Spur kommen, als ...«

Ich hielt inne.

Ja, ein Mord würde

Aufmerksamkeit erregen.
Daran bestand kein
Zweifel.

Aber ein Selbstmord
würde weit weniger Wellen
schlagen. Insbesondere
nicht der Selbstmord einer
Frau, die seit Wochen unter
extremer nervlicher
Anspannung gestanden
hatte, einer Frau, die in
einer Fernsehshow von dem

Grauen berichtet hatte, das vor fünfundzwanzig Jahren über ihr Leben hereingebrochen war, einer Frau, die wegen eines seltsamen Huts die Polizei eingeschaltet hatte. Und zu alldem kam der anonyme Brief, der auf die Spur ihrer vermissten Mutter und ihres vermissten Bruders geführt hatte – ein Brief,

der nachweislich auf einer
Schreibmaschine in
unserem Haus geschrieben
worden war.

Wenn eine solche Frau
Selbstmord beging, musste
man über das Motiv nicht
lange grübeln. Es ging um
Schuld. Eine Schuld, die sie
zu lange mit sich
herumgetragen hatte. Wie
sonst ließ sich erklären,

dass sie die Polizei mit der »anonymen« Nachricht zu dem See gelotst hatte? Wer außer ihr hätte einen Brief schreiben können, um das furchtbare Geheimnis zu lüften?

Wenn eine Frau, die so enorme Schuld auf sich geladen hatte, Selbstmord beging und dabei ihre Tochter mit in den Tod

nahm – wen würde das schon großartig wundern?

War das Enids Plan?

»Was ist los?«, fragte Clayton. »Worüber denken Sie nach?«

Was, wenn Jeremy nach Milford gekommen war, um uns im Auge zu behalten? Was, wenn er uns wochenlang hinterherspioniert, uns Tag

und Nacht beobachtet
hatte? War er es gewesen,
der in unser Haus
eingedrungen war und den
Ersatzschlüssel an sich
genommen hatte? Und
diesen – ich erinnerte mich,
wie ich den Schlüssel
während eines von
Abagnalls Besuchen
wiedergefunden hatte –
irgendwann in der

Besteckschublade platziert hatte, um uns glauben zu machen, wir hätten ihn nur verlegt? Gut möglich, dass er den Hut in unserer Küche deponiert, unsere E-Mail-Adresse erschnüffelt und den Brief geschrieben hatte, der zu den Leichen von Cynthias Mutter und ihrem Bruder geführt hatte ...

All das hätte er
problemlos erledigen
können, bevor wir
schließlich die Schlösser
ausgewechselt hatten.

Ich schüttelte den Kopf.
Alles passte zusammen,
auch wenn es ebenso
unglaublich wie teuflisch
erscheinen mochte.

Hatte Jeremy alles
vorbereitet? War er nun

nach Youngstown
zurückgekehrt, um mit
seiner Mutter zusammen
nach Milford zu fahren und
alles zu Ende zu bringen?

»Sie müssen reinen Tisch
machen«, sagte ich zu
Clayton. »Was ist damals
passiert? Was ist in jener
Nacht geschehen?«

»Das konnte ich nicht
ahnen«, sagte er, mehr zu

sich selbst als zu mir.
»Ich ... ich wollte Cynthia
doch schützen. Deshalb
habe ich auch nie Kontakt
zu ihr aufgenommen. Um
ihre Sicherheit zu
gewährleisten. Ich habe
sogar für den Fall
vorgesorgt, dass Enid alles
herausbekommt ... Mit
einem Brief in einem
versiegelten Umschlag, der

nach meinem Tod geöffnet werden sollte. In dem die Wahrheit steht. Ich wollte, dass Enid zur Rechenschaft gezogen wird ...«

»Clayton, hören Sie mir zu. Wenn ich alles richtig verstanden habe, schweben Cynthia und Grace in höchster Gefahr. Sie müssen mir helfen, solange Sie dazu noch in der Lage

sind.«

Er sah mich an. »Sie gefallen mir. Ich bin froh, dass Cynthia jemanden wie Sie gefunden hat.«

»Sie müssen mir sagen, was damals passiert ist.«

Er holte tief Luft, als müsse er alle Kraft zusammennehmen. »Es bringt nichts, mich noch länger von ihr

fernzuhalten«, sagte er.
»Dadurch ist sie jetzt auch
nicht mehr sicher.« Er
schluckte. »Bringen Sie
mich zu ihr. Bringen Sie
mich zu meiner Tochter.
Damit ich mich von ihr
verabschieden kann.
Bringen Sie mich zu ihr,
und ich erzähle Ihnen
alles.«

»Ich kann Sie hier nicht

rausbringen«, sagte ich. »Sie hängen am Tropf. Wenn ich Sie mitnehme, sterben Sie.«

»Ich sterbe so oder so«, sagte Clayton. »Holen Sie mir meine Sachen. Sie sind in dem Schrank da drüben.«

Ich erhob mich, hielt dann aber inne. »Die werden Sie hier sowieso niemals rauslassen.«

Clayton ergriff meinen

Arm; fest schlossen sich
seine Finger um mein
Handgelenk. »Sie ist eine
Bestie«, sagte er. »Sie wird
bis zum Äußersten gehen,
um ihr Ziel zu erreichen.
Jahrelang habe ich in Angst
vor ihr gelebt, vor ihrer
Heimtücke und
Unberechenbarkeit. Aber
was habe ich jetzt noch zu
fürchten? Meine Zeit ist

sowieso abgelaufen. Und Enid ist alles zuzutrauen. Absolut alles.«

»Augenblicklich wohl kaum«, sagte ich. »Vince hat ein Auge auf sie.«

Clayton blinzelte. »Sie waren an der Tür? Und haben geklopft?«

Ich nickte.

»Und sie ist an die Tür gekommen?«

»Ja.«

»Wirkte sie irgendwie
ängstlich?«

Ich zuckte mit den
Schultern. »Eigentlich
nicht.«

»Zwei erwachsene
Männer, die nachts vor
ihrer Haustür stehen, und
sie hat kein bisschen Angst?
Ist Ihnen das nicht komisch
vorgekommen?«

»Na ja, jetzt, wo Sie's sagen.« Ich zuckte erneut mit den Schultern. »Ein bisschen vielleicht.«

»Unter die Wolldecke über ihren Knien haben Sie bestimmt nicht geschaut«, sagte er. »Oder?«

ZWEIUNDVIERZIG

Ich griff nach meinem Handy und wählte Vince' Nummer. »Los, geh schon dran«, zischte ich, während leise Panik in mir aufstieg. Cynthia war nach wie vor unauffindbar, und nun

machte ich mir auch noch ernste Sorgen um Vince – einen Mann, den ich keine vierundzwanzig Stunden zuvor noch für einen üblen Kriminellen gehalten hatte.

»Und?« Clayton setzte sich auf.

»Ich erreiche ihn nicht«, sagte ich. Nach dem sechsten Klingeln schaltete sich die Mobilbox ein. Ich

machte mir nicht die Mühe,
eine Nachricht zu
hinterlassen. »Ich muss
sofort zurück.«

»Moment«, sagte er und
schwang die Beine über die
Bettkante.

Ich ging zum Schrank.
Dort hingen eine Hose, ein
Hemd und eine leichte
Jacke. »Soll ich Ihnen
helfen?«, fragte ich,

während ich die Sachen aufs Bett legte.

»Alles okay«, sagte er. Er schien außer Atem und rang nach Luft. Dann deutete er auf den Schrank. »Sind da auch Socken und Unterwäsche?«

Als ich im Schrank nichts fand, sah ich im Nachttisch nach. »Hier«, sagte ich und reichte ihm die Sachen.

Er stand auf und zog sich die Kanüle aus dem Arm.

»Wollen Sie wirklich mitkommen?«, fragte ich.

Er lächelte schwach und nickte. »Ich will Cynthia sehen, und wenn es das Letzte ist, was ich tue.«

»Was ist denn hier los?«, unterbrach uns eine Stimme. Wir wandten uns zur Tür. Dort stand eine

Krankenschwester, eine
schlanke Schwarze, Mitte
vierzig, die uns verblüfft
ansah.

»Was machen Sie denn
da, Mr Sloan?«

Er hatte gerade seine
Pyjamahose ausgezogen.
Seine Beine waren weiß und
spindeldürr, seine
Genitalien völlig
verschrumpelt.

»Ich ziehe mich an«,
sagte er. »Oder was glauben
Sie?«

Sie sah mich an. »Wer
sind Sie?«

»Sein Schwiegersohn«,
sagte ich.

»Ich habe Sie hier noch
nie gesehen«, sagte sie.
»Jetzt ist keine Besuchszeit,
das ist Ihnen doch wohl
hoffentlich klar.«

»Ich bin vorhin erst
angekommen«, sagte ich.

»Wir hatten etwas
Dringendes zu besprechen.«

»Verlassen Sie bitte
sofort das Zimmer«, sagte
sie. »Und Sie gehen auf der
Stelle wieder ins Bett, Mr
Sloan.« Sie stand nun am
Fußende des Betts und sah,
dass er den
Infusionsschlauch entfernt

hatte. »Um Himmels
willen«, rief sie. »Was
haben Sie vor?«

»Ich fahre nach Hause.«
Clayton hielt sich an mir
fest, während er die weißen
Boxershorts überzog, die
ich ihm gegeben hatte.

»Das kommt überhaupt
nicht in Frage«, sagte die
Schwester. »Ob Sie nach
Hause können oder nicht,

muss Ihr Arzt entscheiden.
Soll ich ihn etwa um diese
Zeit anrufen?«

»Tun Sie, was Sie für
richtig halten«, gab er
zurück.

»Ich rufe den
Wachdienst«, sagte sie,
machte auf ihren
Gummisohlen kehrt und
eilte aus dem Zimmer.

»Ich will nichts

Unmögliches von Ihnen verlangen«, sagte ich, »aber wir sollten uns wirklich beeilen. Ich sehe mal, ob ich einen Rollstuhl finden kann.«

Ich betrat den Korridor und erspähte einen Rollstuhl, der vor dem Schwesternzimmer stand. Die Schwester telefonierte gerade. Als sie sah, wie ich

den Rollstuhl in Richtung von Claytons Zimmer schob, legte sie auf und lief hinter mir her.

Mit einer Hand hielt sie den Rollstuhl fest, mit der anderen ergriff sie mich am Arm. »Sir«, sagte sie nachdrücklich, wenn auch mit gedämpfter Stimme, um die anderen Patienten nicht zu wecken. »Sie können den

Patienten nicht
mitnehmen.«

»Er will aber gehen«,
sagte ich.

»Dann ist er ganz
offensichtlich verwirrt«,
sagte sie. »Sie sollten ihm
das schleunigst ausreden.«

Ich schüttelte ihre Hand
ab. »Es ist wichtig.«

»Und das bestimmen
Sie?«

»Es ist seine eigene Entscheidung.« Nun senkte ich die Stimme und sprach so eindringlich wie möglich weiter. »Es ist seine wahrscheinlich letzte Chance, seine Tochter zu sehen. Und seine Enkelin.«

»Warum kommen sie ihn dann nicht einfach besuchen?«, entgegnete sie. »Was die Besuchszeit

angeht, können wir ja auch eine Ausnahme machen.«

»Leider ist das Ganze ein bisschen komplizierter.«

»Fertig«, vernahm ich Claytons Stimme. Er trug Schuhe ohne Socken; das Hemd hatte er noch nicht zugeknöpft, aber seine Jacke übergeworfen und sich die Haare mit der Hand zurückgestrichen. Er

sah aus wie ein
Obdachloser.

Die Schwester gab noch
nicht auf. Sie ließ den
Rollstuhl los und stemmte
die Hände in die Hüften.
»Sie können nicht einfach
so gehen, Mr Sloan. Dr.
Vestry muss das
genehmigen, und das würde
er sicher nicht tun. Ich
werde ihn jetzt sofort

verständigen.«

Ich drehte den Rollstuhl zu Clayton, sodass er sich hineinfallen lassen konnte. Dann drehte ich und schob ihn in Windeseile zum Fahrstuhl.

Die Schwester lief in das Schwesternzimmer und griff zum Telefon: »Ist das der Wachdienst? Wie lange soll ich noch auf euch

warten?«

Die Aufzugtüren öffneten sich. Ich schob Clayton in den Lift und drückte auf den Knopf fürs Erdgeschoss. Bevor sich die Aufzugtüren schlossen, traf mich der wütende Blick der Schwester.

»Sobald sich die Tür öffnet«, sagte ich zu Clayton, »schiebe ich Sie

im Affenzahn nach
draußen.«

Er antwortete nicht,
klammerte aber die Finger
um die Armlehnen des
Rollstuhls. Jetzt hätten wir
einen Rollstuhl mit
Sicherheitsgurt gebraucht.

Die Türen öffneten sich.
Vor uns lagen gut zwanzig
Meter, die uns vom
Ausgang und dem direkt

dahinterliegenden Parkplatz trennten. »Festhalten«, flüsterte ich und legte los.

Für

Hochgeschwindigkeitsrenne war der Rollstuhl nicht gemacht. Ich lief so schnell, dass die Vorderräder sich zu verstellen begannen. Ich befürchtete, dass der Rollstuhl nach links oder rechts ausscheren und

Clayton sich den Hals
brechen würde, ehe wir bei
Vince' Pick-up
angekommen waren.

Deswegen kippte ich den
Rollstuhl leicht, sodass er
nur noch auf den
Hinterrädern fuhr, und lief
weiter.

Clayton hielt sich mit
aller Macht fest.

Ein paar Meter vor mir

erblickte ich plötzlich das ältere Paar, das vor der Notaufnahme gewartet hatte. »Vorsicht!«, rief ich. Die Frau drehte sich hastig um und zog ihren Mann gerade noch rechtzeitig aus dem Weg.

Die Sensoren der Schiebetüren nach draußen würden sicher nicht schnell genug reagieren. Ich

drosselte das Tempo, um nicht mit Clayton durch die Glasscheibe zu brechen, und im selben Moment hörte ich jemanden hinter mir rufen – der von der Schwester angeforderte Wachmann, wenn mich nicht alles täuschte.

»He, Sie da! Stehen bleiben!«

Er war direkt hinter mir.

Ich war bis oben hin vollgepumpt mit Adrenalin und überlegte auch nicht den Bruchteil einer Sekunde, reagierte nur noch rein instinktiv. Ich ballte die Faust, wirbelte herum und traf meinen Verfolger mit voller Wucht seitlich am Kopf.

Anscheinend hatte der Wachmann – vielleicht 1,75

Meter groß und etwa
hundertfünfzig Pfund
schwer – gedacht, seine
graue Uniform und der
schwarze Gürtel mit der
Pistole würden mich auch
so einschüchtern. Gott sei
Dank hatte er die Waffe
nicht gezogen, da er
offenbar davon ausging,
dass ein Mann, der einen
Todkranken im Rollstuhl

schob, keine große
Bedrohung darstellte.

Womit er gehörig
falschgelegt hatte.

Er sackte auf den Boden
wie eine Marionette, deren
Fäden durchgeschnitten
worden waren. Von
irgendwoher hörte ich den
Schrei einer Frau, doch ich
drehte mich nicht um. Ich
schob Clayton durch die

Tür, und dann waren wir auch schon auf dem Parkplatz und bei Vince' Pick-up.

Ich kramte die Autoschlüssel hervor, öffnete die Türen mit der Fernbedienung und hievte Clayton auf den Beifahrersitz – was mich einige Kraft kostete, da die Sitze höher lagen als bei

einem normalen Fahrzeug. Ich warf die Tür zu, setzte mich hinters Steuer und erwischte den Rollstuhl mit der Stoßstange, als ich zurücksetzte.

»Mist«, stieß ich hervor. Vince würde über die Kratzer garantiert nicht begeistert sein.

Mit quietschenden Reifen verließ ich den Parkplatz

und fuhr Richtung Highway. Im Rückspiegel erspähte ich ein paar Leute, die in der Tür der Notaufnahme standen und uns hinterhersahen.

»Wir müssen uns beeilen«, sagte Clayton. Er sah ziemlich mitgenommen aus.

»Ich weiß«, sagte ich.
»Wieso geht Vince nicht ans

Handy? Hoffentlich ist nichts passiert.«

»Außerdem muss ich noch etwas holen«, sagte Clayton. »Bevor wir zu Cynthia fahren.«

»Was?«

Müde hob er die Hand. »Später.«

»Die werden die Polizei rufen.« Ich wies hinter mich Richtung

Krankenhaus. »Ich habe Sie gekidnappt und einen Wachmann niedergeschlagen. Die Cops werden nach uns suchen.«

Clayton schwieg.

Mit über neunzig Meilen fuhr ich zurück nach Youngstown, hielt im Rückspiegel immer wieder Ausschau, ob irgendwo Blaulicht auftauchte. Ich

versuchte nochmals, Vince zu erreichen, doch auch diesmal ging er nicht ans Handy.

Als wir die Ausfahrt nach Youngstown erreichten, fiel mir ein kleiner Stein vom Herzen. Auf dem Highway liefen wir entschieden größere Gefahr, von der Polizei aufgespürt zu werden. Was

aber, wenn die Cops vor
dem Haus der Sloans auf
uns warteten?

Wahrscheinlich hatten sie
inzwischen die Adresse des
entflohenen Patienten. Und
welcher Todkranke
wünschte sich nicht, zu
Hause im eigenen Bett zu
sterben?

Ich fuhr die Hauptstraße
in südlicher Richtung

hinunter, bis wir die Straße
der Sloans erreicht hatten.
Das Haus wirkte
beschaulich; drinnen
brannte Licht, und der
Honda Accord stand nach
wie vor in der Einfahrt.

Weit und breit war kein
Streifenwagen zu sehen.

Was nichts heißen wollte.
Die Polizei konnte immer
noch jede Sekunde

aufkreuzen.

»Ich fahre hinters Haus, damit die Cops den Wagen nicht sofort bemerken«, sagte ich.

Clayton nickte. Als ich den Motor abgestellt hatte, warf er mir einen Blick zu. »Gehen Sie hinein«, sagte er. »Sehen Sie nach Ihrem Freund. Ich komme so schnell wie möglich nach.«

Ich sprang aus dem
Wagen und lief zur
Hintertür. Sie war
verschlossen. »Vince!«, rief
ich. Ich warf einen Blick
durchs Fenster, sah aber
niemanden. Dann lief ich
ums Haus herum nach vorn
und versuchte es an der
Haustür.

Sie war offen.

»Vince!« Ich betrat den

Flur. Niemand antwortete.

Das ganze Haus war wie ausgestorben.

Ich betrat die Küche.

Von Enid war nichts zu sehen. Und dann blieb ich wie angewurzelt stehen.

Auf dem Boden lag ein Mann. Vince. Der Rücken seines Hemds war rot verfärbt.

»Vince.« Ich kniete mich

nieder. »O Gott, Vince.«
Im ersten Augenblick
dachte ich, er sei tot, doch
dann gab er ein
unterdrücktes Stöhnen von
sich. »O Mann, du lebst!«

»Terry«, brachte er
hervor. »Sie ... sie hatte
einen Revolver unter ihrer
Wolldecke.« Aus seinem
Mund rann Blut, und seine
Pupillen rutschten hinter

die Lider. »Ich hab's
vergeigt.«

»Nicht reden«, sagte ich.
»Ich rufe Hilfe.«

Ich sah mich um, griff
zum Telefon und wählte
911.

»Ich habe hier einen
Schwerverletzten«, sagte
ich. »Eine
Schussverletzung.« Ich gab
die Adresse durch und fügte

hinzu, dass sie sich beeilen sollten. Weitere Fragen der Frau am anderen Ende ignorierte ich und legte auf.

»Plötzlich war er an der Tür«, flüsterte Vince, als ich mich wieder neben ihn kniete. »Jeremy ... Aber sie hat ihn nicht mal reingelassen ... hat gesagt, sie müssten sofort los.«

»Jeremy war hier?«

»Ich habe sie miteinander reden gehört.« Wieder lief Blut aus seinem Mund. »Sie sind zurück nach Milford gefahren. Sie hat ihn nicht mal aufs Klo gehen lassen. Anscheinend wollte sie verhindern, dass er mich sieht ...«

Was hatte Enid vor? Was ging ihr durch den Kopf?

Ich hörte, wie Clayton

zur Haustür
hereinschlurfte.

»Scheiße«, presste Vince
hervor. »Blöde alte Kuh.«

»Das wird schon
wieder«, sagte ich.

»Terry.« Er sprach so
leise, dass ich ihn kaum
verstehen konnte.

»Kümmere dich ... um
Jane ...«

»Durchhalten, Mann«,

sagte ich. »Durchhalten.«

DREIUNDVIERZIG

»Enid geht nie ohne Waffe an die Tür«, sagte Clayton.
»Erst recht nicht, wenn sie allein ist.«

Er stützte sich gegen die Anrichte, den Blick auf Vince gerichtet, ehe er sich

auf den nächsten Stuhl sacken ließ. Er war außer Atem. Der Weg vom Pick-up ins Haus hatte ihn völlig geschafft.

Nachdem er sich wieder einigermaßen erholt hatte, fuhr er fort: »Man unterschätzt sie leicht. Eine alte Frau im Rollstuhl. Sie hat einfach abgewartet, bis er ihr den Rücken

zugekehrt hat, und dann eiskalt abgedrückt.« Er schüttelte den Kopf. »Niemand ist Enid gewachsen.«

Ich kniete immer noch neben Vince. »Der Notarzt ist unterwegs«, sagte ich. »Er ist sicher bald da.«

»Ja«, murmelte er. Seine Lider zuckten.

»Aber wir müssen jetzt

los. Wir dürfen keine Zeit verlieren.«

»Los, geht schon«, flüsterte Vince.

Zu Clayton sagte ich: »Enid hat Jeremy anscheinend gar nicht ins Haus gelassen. Sie sind sofort aufgebrochen.«

Clayton nickte bedächtig. »Sie wollte nicht, dass Jeremy Ihren Freund sieht.

Das ganze Blut. Sie wollte nicht, dass er davon etwas mitbekommt.«

»Warum?«

»Weil Jeremy sonst vielleicht dafür gewesen wäre, die ganze Sache abzublasen. Weil ihm vielleicht aufgegangen wäre, dass ihr ganzer Plan ins Wanken geraten ist – nachdem Enid Ihren Freund

hier angeschossen hat und Sie wissen, wer er wirklich ist. Wenn die beiden wirklich vorhaben, was ich glaube, wäre es ein Wunder, wenn sie damit durchkommen.«

»Aber das muss Enid doch auch klar sein«, sagte ich.

Ein müdes Lächeln trat auf Claytons Lippen. »Sie

verstehen nicht, wie Enid funktioniert. Sie hat nur die Erbschaft im Kopf. Alles andere existiert für sie nicht. Ihre Gedanken kreisen ausschließlich um das Erbe.«

Ich warf einen Blick auf die Küchenuhr, die die Form eines in der Mitte durchgeschnittenen Apfels hatte. Es war 01:06 Uhr.

»Wie viel Vorsprung haben sie?«, fragte Clayton.

»Auf jeden Fall zu viel«, gab ich zurück. Auf der Anrichte lagen eine Rolle Alufolie und ein paar braune Krümel. »Sie hat den Karottenkuchen eingepackt«, sagte ich. »Als Proviant für unterwegs.«

»Okay.« Es bereitete Clayton sichtlich Mühe,

sich zu erheben. »Der verdammte Krebs«, sagte er. »Er hat sich überall in mir ausgebreitet. Das ganze Leben nichts als Qual und Schmerz, und dann auch noch ein solches Ende.«

Als er aufgestanden war, sagte er: »Eine Sache muss ich noch mitnehmen.«

»Brauchen Sie
Schmerztabletten? Oder

irgendeine andere
Medizin?«

»In dem Schrank da ist
Tylenol. Aber ich meinte
etwas anderes. Ich fürchte
nur, ich habe nicht die
Kraft, in den Keller zu
gehen.«

»Was brauchen Sie
denn?«

»Unten ist eine
Werkbank, auf der ein roter

Werkzeugkasten steht.«

»Okay.«

»Öffnen Sie den Werkzeugkasten. Das, was ich mitnehmen will, habe ich am Boden festgeklebt.«

Die Kellertür befand sich gleich neben der Küche. Ich knipste das Licht an. »Geht es noch?«, rief ich Vince zu.

»Verdammte Scheiße«, presste er zwischen den

Zähnen hervor.

Ich stieg die Holzterappe hinunter. Es roch muffig; ich erblickte Kisten und offene Kartons mit Weihnachtsdekoration, ausrangiertes Mobiliar, ein paar Mausefallen in den Ecken. Am anderen Ende des Kellers befand sich eine Werkbank, auf der diverse Tuben, Schmirgelpapier

und Werkzeuge lagen. Dort stand auch der verbeulte rote Werkzeugkasten, von dem Clayton gesprochen hatte.

Eine nackte Glühbirne hing über der Werkbank. Ich machte Licht, um besser sehen zu können, und ließ die beiden Metallverschlüsse des Werkzeugkastens

aufspringen. Rostige
Schrauben,
Schraubenzieher, ein paar
alte Laubsägeblätter. Am
liebsten hätte ich den
Kasten umgedreht und alles
ausgekippt, aber ich wollte
keinen Lärm machen.
Stattdessen hob ich ihn an
und kippte ihn, sodass der
Inhalt auf eine Seite
rutschte.

Und da war er. Ein ganz normaler, leicht fleckiger und mit Klebeband am Boden befestigter Briefumschlag. Ich machte ihn los. Keine große Sache.

»Haben Sie ihn?«, rief Clayton von oben.

»Ja«, rief ich zurück, während ich den Umschlag in Augenschein nahm. Es war nichts weiter darauf

vermerkt, und
offensichtlich befand sich
nur ein einzelnes Blatt
Papier darin.

»Wenn Sie wollen,
können Sie reinschauen«,
hörte ich Claytons Stimme.

Ich riss den Umschlag am
einen Ende auf, zog das
Blatt Papier mit Daumen
und Zeigefinger heraus und
entfaltete es.

»Vorsicht«, hörte ich Clayton. »Das Papier ist bestimmt schon brüchig.«

Ich hielt den Atem an, während ich die Zeilen überflog.

Als ich die Treppe wieder nach oben gestiegen war, erklärte mir Clayton, was ich mit dem Umschlag machen sollte.

»Versprechen Sie's?«,

fragte er.

»Versprochen«, sagte ich
und steckte den Umschlag
ein.



Dann kümmerte ich mich
noch einmal um Vince.

»Es kann nicht mehr
lange dauern, bis die
Ambulanz da ist«, sagte ich.

»Schaffst du's solange?«

Vince war ein harter Knochen; wenn es einer schaffen würde, dann er, da war ich mir sicher.

»Kümmere dich um deine Frau und deine Kleine«, sagte er. »Und schubs die Alte vor den nächsten Laster, wenn du sie in die Finger kriegst.« Er hielt inne. »Im Wagen ist eine

Knarre. Ich hätte sie gleich mitnehmen sollen.«

Ich fühlte seine Stirn.
»Du packst es.«

»Hau schon ab«, flüsterte er.

»Der Honda in der Einfahrt«, fragte ich Clayton. »Ist er fahrtüchtig?«

»Klar«, erwiderte Clayton. »Das ist meiner.

Aber ich habe ihn schon seit Ewigkeiten nicht mehr gefahren.«

»Vince' Pick-up sollten wir besser nicht nehmen«, sagte ich. »Die Cops haben inzwischen garantiert eine Beschreibung, und das Nummernschild hat sich bestimmt auch jemand gemerkt.«

Er nickte und wies auf

eine dekorative Schale auf einem Tischchen neben der Haustür. »Da sind die Schlüssel«, sagte er.

»Einen Moment noch«, sagte ich.

Ich lief ums Haus zu Vince' Pick-up, kramte im Handschuhfach, in den Ablagen an den Türen. In der Konsole zwischen den Sitzen wurde ich fündig.

Unter einem Stapel
Landkarten lag seine
Pistole.

Ich hatte nicht viel
Ahnung von Waffen und
fühlte mich alles andere als
wohl, als ich die Knarre in
meinen Gürtel steckte. Ich
hatte schon genug
Probleme; eine selbst
zugefügte Schussverletzung
fehlte mir gerade noch. Ich

lief zu Claytons Honda, setzte mich hinters Steuer und verstaute die Waffe im Handschuhfach. Dann startete ich den Motor und fuhr über den Rasen so nah wie möglich an die Haustür.

Clayton trat aus dem Haus, sehr wacklig auf den Beinen. Ich stieg aus dem Wagen, öffnete die

Beifahrertür, half ihm hinein und schnallte ihn an.

»Okay«, sagte ich. »Los geht's.«

Wir fuhren los und bogen auf der Hauptstraße rechts in nördlicher Richtung ab.

»Das war aber allerhöchste Eisenbahn«, bemerkte Clayton, als uns ein Krankenwagen entgegenkam, gefolgt von

zwei Streifenwagen mit blinkendem Blaulicht.

Als wir auf dem Highway waren, hätte ich das Gaspedal am liebsten voll durchgetreten, wollte aber nicht das Risiko eingehen, angehalten zu werden. Daher fuhr ich nur leicht über dem Limit, um keine Aufmerksamkeit zu erregen.

Hinter Buffalo legte sich meine Nervosität ein wenig. Nachdem wir uns ein gutes Stück von Youngstown entfernt hatten, liefen wir kaum noch Gefahr, von einer Streife angehalten zu werden.

Ich wandte mich zu Clayton, der, den Kopf an die Kopfstütze gelehnt, still

neben mir saß, und sagte:
»Na, dann lassen Sie mal
hören. Die ganze
Geschichte.«

»Okay«, sagte er und
räusperte sich.

VIERUNDVIERZIG

Seine Ehe beruhte auf einer Lüge.

Seine erste Ehe, erläuterte Clayton. Nun ja, die zweite auch. Er würde später darauf zurückkommen. Es war eine lange Fahrt nach

Connecticut. Jede Menge Zeit, über alles zu sprechen.

Zunächst aber erzählte er von seiner Ehe mit Enid. Er kannte sie aus der Highschool; sie waren beide in Tonawanda, einem Vorort von Buffalo, zur Schule gegangen. Danach hatte er auf dem von Jesuiten geführten Canisius College Betriebswirtschaft

studiert und nebenbei Seminare in Philosophie und Theologie belegt. Da die Uni nicht weit entfernt lag, hätte er zu Hause wohnen und pendeln können, doch er mietete sich trotzdem ein kleines Zimmer in der Nähe des Campus.

Nach seinem Abschluss lief ihm zufällig Enid über

den Weg. Sie begannen sich regelmäßig zu treffen. Enid war ein willensstarkes Mädchen, gewohnt, das zu bekommen, was sie wollte. Und dafür setzte sie ihre Vorzüge rücksichtslos ein. Sie war ausgesprochen attraktiv und hatte einen ausgeprägten sexuellen Appetit, zumindest anfangs. Eines Nachts erzählt sie

ihm unter Tränen, dass ihre Periode überfällig ist. »O nein«, sagt Clayton Sloan. Zuallererst kommt ihm in den Sinn, was seine Eltern denken werden, denen seit jeher nichts über Sitte und Anstand geht – und nun hat ihr Junge ein Mädchen geschwängert. Was nur die Nachbarn sagen werden!

Und so bleibt ihm nichts

anderes übrig, als sie zu heiraten. Sofort.

Zwei Monate später klagt sie über Unwohlsein, sagt, sie wolle ihren Hausarzt aufsuchen, Dr. Gibbs. Als sie wieder nach Hause kommt, erfährt Clayton, dass sie das Baby verloren hat. Sie weint, kann sich kaum wieder beruhigen. Einige Zeit später erblickt

Clayton den Arzt an einem Tisch in einem Restaurant, geht zu ihm und sagt: »Entschuldigung, dass ich Sie störe. Ich weiß, ich sollte eigentlich einen Termin in Ihrer Praxis vereinbaren, aber ich wollte Sie nur fragen, ob Enid nach der Sache mit dem Baby auch weiterhin Kinder bekommen kann.«

Der Arzt sieht ihn nur verwirrt an. »Was?«

Langsam beginnt Clayton zu dämmern, mit wem er sich da eingelassen hat. Mit einer Frau, die alles tun wird, um ihre Ziele zu erreichen.

Er spielt mit dem Gedanken, sie zu verlassen. Doch Enid sagt, es tue ihr unendlich leid, sie habe

gedacht, sie sei schwanger,
aber Angst davor gehabt,
sich von einem Arzt
untersuchen zu lassen ...
nun ja, und am Ende sei es
eben ein Fehllarm
gewesen. Clayton weiß
nicht, ob er ihr glauben soll,
doch dann kommt ihm
einmal mehr in den Sinn,
welche Schande er über
seine Familie bringen wird,

wenn er sich von Enid scheiden lässt. Abgesehen davon, dass Enid wirklich zerknirscht wirkt, auch wenn er nicht weiß, ob ihre Reue nur gespielt ist. Es scheint ihr sehr schlecht zu gehen, und er bringt es nicht über sich, sie sitzenzulassen.

Je länger er bei ihr bleibt, desto schwieriger wird es

für ihn, sie zu verlassen.
Und bald begreift er, dass
Enid immer bekommt, was
sie will. Falls nicht, dreht
sie durch, macht ihm die
Hölle heiß. Schreit wie eine
Furie, schmeißt das halbe
Geschirr an die
Küchenwand. Eines
Abends, er badet gerade,
während Enid sich die
Haare trocknet, hält sie den

Föhn über die Wanne und scherzt darüber, ihn ins Wasser werfen zu wollen. Klar, nur ein Spaß, aber da ist etwas in ihren Augen, was keinen Zweifel daran lässt, dass sie es tun könnte – einfach so, ohne mit der Wimper zu zucken.

Er findet einen Job als Vertreter für Maschinenöl und Schmierstoffe. Sein

zukünftiges Reisegebiet umfasst einen breiten Korridor zwischen Chicago und New York, reicht bis hinauf nach Buffalo. Sein Arbeitgeber warnt ihn, dass er sehr viel unterwegs sein wird. Doch genau das ist für Clayton der springende Punkt. Das ist seine Chance, dem pausenlosen Geschrei zu entkommen,

dem Wahnsinn, der sich zuweilen in Enids Augen zeigt. Jedes Mal graut ihm vor der Fahrt nach Hause, jedes Mal fragt er sich, womit ihm Enid diesmal in den Ohren liegen wird – dass sie in den letzten Lumpen herumlaufen muss, dass er nicht genug Geld verdient, warum er sich nicht längst um die

knarrende Verandatür gekümmert hat. Im Grunde kommt er nur noch wegen Flynn nach Hause, seinem Irish Setter. Der Hund freut sich wenigstens auf ihn, läuft jedes Mal auf den Wagen zu, als hätte er die ganze Zeit vor der Haustür auf ihn gewartet.

Dann ist sie wirklich schwanger. Es wird ein

Junge. Jeremy. Sie liebt ihn über alles. Clayton liebt ihn natürlich auch, aber bald stellt er fest, dass Enid einen gnadenlosen Konkurrenzkampf gegen ihn führt. Sie will die Liebe des Jungen ganz für sich allein, und sie beginnt, das Verhältnis zu seinem Vater zu vergiften, kaum dass er laufen kann. Von Anfang an

redet sie ihm ein, dass sein Vater ein Schwächling ist, der sie fortwährend vernachlässigt – und wie überaus schade es ist, dass Jeremy ihm ähnlich sieht, aber mit den Jahren kann er ja lernen, mit dieser Behinderung umzugehen.

Clayton will nur noch weg.

Trotzdem nimmt er das

Wörtchen »Scheidung«
nicht in den Mund. Enid ist
so unberechenbar, dass er
das Thema lieber nicht
anschneidet. Selbst eine
vorübergehende Trennung
scheint ausgeschlossen.

Einmal aber versucht er
es ihr doch mehr oder
weniger durch die Blume zu
sagen. Er muss mit ihr
reden, verkündet er vor

einer seiner langen
Vertreterreisen. Über etwas
Ernstes.

»Ich bin nicht glücklich
in unserer Beziehung«, sagt
er. »Ich habe das Gefühl, es
funktioniert einfach nicht
mit uns.«

Sie bricht nicht in Tränen
aus. Sie fragt nicht einmal,
was seiner Meinung nach
nicht stimmt oder wie sie

ihre Ehe vielleicht doch noch retten könnten.

Sie baut sich lediglich vor ihm auf und sieht ihm tief in die Augen. Er will ihrem Blick ausweichen, aber es gelingt ihm nicht; es ist, als würde ihn das Böse selbst hypnotisieren, als starre er in die Seele Satans.

»Du wirst mich nie verlassen«, sagt sie nur.

Und lässt ihn einfach stehen.

Während der nächsten Reise denkt er wieder und wieder über ihre Worte nach. Das werden wir noch sehen, denkt er. Das werden wir noch sehen.

Diesmal wird er bei seiner Rückkehr nicht von Flynn begrüßt. Als er das Garagentor öffnet, um den

Plymouth unterzustellen,
baumelt der Hund tot an
einem Strick von der
Decke.

»Sei froh, dass es nur der
Hund war«, lautet Enids
einziger Kommentar.

Sosehr sie Jeremy auch
lieben mag, sie lässt nur
allzu gern durchblicken,
dass sein Leben auf dem
Spiel steht, sollte Clayton

jemals Anstalten machen,
sie zu verlassen.

Clayton Sloan ergibt sich
in sein Schicksal, nimmt
endlose Demütigungen und
Erniedrigungen hin. Er hat
sich mit ihr eingelassen,
und jetzt bleibt ihm nur
noch, das Beste daraus zu
machen. Zuweilen kommt
es ihm vor, als würde er
durch sein eigenes Leben

schlafwandeln.

Er gibt sich alle Mühe, seinen Hass nicht auf den Jungen zu übertragen. Dem hat Enid eingepflegt, dass sein Vater eine minderwertige Existenz ist, ein Versager, zu nichts nütze, der nur zufällig mit ihnen unter einem Dach wohnt. Clayton aber ist klar, dass Jeremy nichts

dafür kann. Er ist Enids Opfer. Genau wie er selbst.

Oft fragt er sich, wie all das nur passieren konnte.

Und mehr als einmal denkt Clayton daran, sich das Leben zu nehmen.

Wieder einmal ist er spätabends unterwegs. Er kommt gerade aus Chicago, umrundet den unteren Teil des Michigansees und fährt

wie üblich das kurze Stück durch Indiana. Vor sich sieht er die Pfeiler einer Brücke, und plötzlich tritt er aufs Gaspedal. Siebzig Meilen die Stunde, achtzig, neunzig. Der Plymouth beginnt zu schwimmen. Den Sicherheitsgurt hat er abgeschnallt, um ganz sicherzugehen. Kies und Staub wirbeln hinter ihm

auf, als er mit hundert Sachen über den Seitenstreifen fegt, doch dann verlässt ihn der Mut. In letzter Sekunde reißt er das Steuer herum und lenkt den Wagen auf die Straße zurück.

Ein andermal, ein paar Meilen westlich von Battle Creek, ist er ebenfalls drauf und dran, seinem Leben ein

Ende zu setzen, aber erneut lassen ihn in letzter Sekunde seine Nerven im Stich. Diesmal verliert er jedoch die Kontrolle über den Wagen, der über beide Highwayspuren schleudert; er entgeht knapp dem Zusammenstoß mit einem Sattelschlepper, bevor er im hohen Gras des Mittelstreifens zum Stehen

kommt.

Jeremy ist der Grund, warum er jedes Mal in letzter Sekunde davor zurückscheut, ein für alle Mal Schluss zu machen. Der Gedanke, ihn allein zurückzulassen, ist ihm ein Gräuel. Allein mit Enid. Das kann er seinem Sohn nicht antun.

Eines Tages kommt er

durch Milford, auf der Suche nach neuen Kunden.

Er geht in den nächsten Drogeriemarkt, um sich einen Schokoriegel zu kaufen. An der Kasse steht eine junge Frau. Auf dem Namensschildchen an ihrem Kittel steht »Patricia«.

Sie hat rötliches Haar. Sie ist wunderschön.

Und wirkt überaus
anziehend.

Es muss an ihren Augen
liegen. Dem warmen,
freundlichen Blick. Seit
Jahren verfolgen ihn nun
Enids dunkle Augen, und
ihm wird geradezu
schwindlig von der
Sanftmut, die Patricias
Blick ausstrahlt.

So lange hat er noch nie

gebraucht, um einen Schokoriegel zu kaufen. Er macht Smalltalk über das Wetter, spricht davon, dass er erst vor ein paar Tagen in Chicago war und die meiste Zeit unterwegs ist. Und dann sagt er noch etwas, es rutscht ihm einfach so heraus: »Hätten Sie Lust, mit mir zu Mittag zu essen?«

Patricia lächelt und erwidert, dass er sie in einer halben Stunde abholen kann. Dann hat sie Mittagspause.

Während dieser halben Stunde läuft er durch Milford, fragt sich immer wieder, ob er noch ganz bei Trost ist. Er ist schließlich verheiratet. Er hat eine Frau, einen Sohn, ein Haus,

einen Job.

Aber all das macht ihn nicht glücklich. So hat er sich sein Leben nicht vorgestellt.

Bei einem Thunfischsandwich im Coffeeshop um die Ecke erzählt Patricia, dass sie normalerweise nicht mit Männern essen geht, die sie gerade erst kennengelernt

hat. Aber er habe etwas an sich, was sie neugierig macht.

»Und das wäre?«, fragt er.

»Irgendwie ist es, als könnte ich in Sie hineinsehen«, erwidert sie. »Ich hatte gleich so ein Gefühl, was Sie angeht.«

Du lieber Gott. Ist es so offensichtlich? Hat ihr eine

innere Stimme gesagt, dass er verheiratet ist? Kann sie Gedanken lesen? Obwohl er doch vorhin Handschuhe getragen und seinen Ehering inzwischen abgenommen und in die Tasche gesteckt hat?

»Was für ein Gefühl?«, fragt er.

»Dass Sie auf der Suche nach etwas sind. Fahren Sie

deshalb durchs halbe
Land?«

»Das ist bloß mein
Beruf«, sagt er.

Patricia lächelt. »Hmm,
vielleicht gibt es ja doch
einen Grund, warum Sie
ausgerechnet hier in
Milford gelandet sind.
Vielleicht hat Sie das
Schicksal hierhergeführt,
damit Sie etwas Bestimmtes

finden. Na ja, nicht unbedingt mich. Es könnte auch etwas ganz anderes sein.«

Aber sie ist es. Da ist er sich ganz sicher.

Er sagt, er hieße Clayton Bigge. Ganz spontan, noch ehe er sich richtig bewusst ist, was er da überhaupt tut. Vielleicht schwebt ihm zu diesem Zeitpunkt nur eine

Affäre vor, und mit einem falschen Namen kann man sich gegebenenfalls eine Menge Ärger ersparen.

Während der nächsten Monate macht er jedes Mal einen Abstecher nach Milford, wenn seine Reisen ihn in die Nähe führen.

Patricia betet ihn an. Sie gibt ihm das Gefühl, etwas wert zu sein.

Auf dem Rückweg überlegt er, was er nur tun soll.

Und er hat Glück. Seine Firma strukturiert die Reisegebiete neu. Wenn er will, kann er das Gebiet zwischen Hartford und Buffalo haben, muss nicht mehr nach Chicago. Und mit einem Mal liegt Youngstown am einen,

Milford am anderen Ende seiner Route.

Dann ist da natürlich noch die Geldfrage.

Aber Clayton verdient gut. Und er verschweigt Enid bereits seit längerem, wie es mit seinen Einkünften aussieht und wie viel Geld er mittlerweile gespart hat. Ihr ist es sowieso nie genug.

Immer setzt sie ihn herab,
und davon abgesehen wirft
sie sein Geld mit beiden
Händen zum Fenster
hinaus. Insofern ist es nur
legitim, den einen oder
anderen Dollar auf die Seite
zu schaffen.

Es könnte reichen, denkt
er. Es ist gerade genug für
einen zweiten Haushalt.

Eine wunderbare

Vorstellung, wenigstens das halbe Leben in Glück und Harmonie verbringen zu können.

Patricia willigt ein, als er um ihre Hand anhält. Mit ihren Eltern kommt er bestens aus, nur mit ihrer Schwester Tess wird er nicht warm. Es ist, als würde sie ahnen, dass mit ihm etwas nicht stimmt,

ohne den Finger in die Wunde legen zu können. Er spürt, dass sie ihm nicht über den Weg traut, und lässt in ihrer Gegenwart doppelte Vorsicht walten. Außerdem weiß er, dass Tess ihre Schwester mehr als nur einmal vor ihm gewarnt hat, doch Patricia liebt ihn, liebt ihn von ganzem Herzen, und nimmt

ihn jedes Mal in Schutz.

Als sie sich Eheringe kaufen, sucht er mit Patricia einen Ring aus, der genauso aussieht wie sein bisheriger. Hinterher tauscht er den Ring um und erhält sein Geld zurück. Damals ist alles viel einfacher als vor dem Anschlag auf das World Trade Center: Unter falschem Namen beantragt

er eine Reihe von
Papieren – vom
Ersatzführerschein bis zum
Bibliotheksausweis –, mit
denen er schließlich das
Standesamt hereinlegt.

Er fühlt sich nicht wohl
dabei, Patricia derart zu
täuschen, doch dafür ist er
ihr ein guter Ehemann –
zumindest wenn er zu
Hause ist.

Sie schenkt ihm zwei Kinder. Zuerst einen Jungen, den sie Todd nennen, und zwei Jahre später ein Mädchen namens Cynthia.

Er bringt ein wahrhaft erstaunliches Jonglierkunststück zustande.

Eine Familie in Connecticut. Eine Familie

oben in New York State.
Zwischen denen Clayton
hin und her pendelt.

Ist er Clayton Bigge,
kreisen seine Gedanken um
die nächste Rückkehr nach
Youngstown. Ist er Clayton
Sloan, geht ihm seine
Familie in Milford nicht aus
dem Kopf.

Das entschieden
einfachere Leben führt er

als Clayton Sloan – kein Wunder, schließlich ist es ja auch sein richtiger Name. Falls er sich irgendwo ausweisen muss, kein Problem; er besitzt einen gültigen Ausweis und Führerschein.

In Milford jedoch, als Clayton Bigge, ist er gezwungen, stets auf der Hut zu sein. Sklavisch

achtet er darauf, keine Geschwindigkeitsbegrenzung zu übertreten, immer Münzen für Parkuhren dabeizuhaben; penibel vermeidet er alles, was der Polizei einen Grund liefern könnte, sein Kennzeichen zu überprüfen. Fährt er nach Connecticut, hält er stets an einem unbeobachteten Ort und

wechselt die orangegelben
New-York-State-
Nummernschilder gegen
die blauen für Connecticut
aus, die er von einem
anderen Wagen
abgeschraubt hat. Stets
muss er darauf achten, von
wo er Ferngespräche führt,
stets aufpassen, nicht
versehentlich seine Adresse
in Milford anzugeben,

wenn er sein Leben als Clayton Sloan führt.

Immer bezahlt er in bar, nie mit Schecks oder Kreditkarte. Bloß keine schriftlichen Spuren hinterlassen.

Sein ganzes Leben ist ein Trugbild. Seine erste Ehe beruht auf einer Lüge, die Enid ihm aufgetischt hat. Seine zweite Ehe basiert auf

Lügen, die er Patricia erzählt hat. Aber gibt es in diesem Doppelspiel tatsächlich Momente des Glücks, Augenblicke, in denen er ...



»Ich muss pinkeln«, unterbrach Clayton seine Geschichte.

»Was?« Ich hatte ihm so gebannt gelauscht, dass ich im ersten Moment nicht mitbekam, was er wollte.

»Ich muss aufs Klo. Und ich kann nicht mehr lange warten.«

»Da vorn kommt eine Raststätte«, sagte ich. »Wie geht es Ihnen?«

»Nicht besonders«, sagte er. Er hustete. »Ich brauche

Wasser. Und noch ein paar Schmerztabletten.«

An Wasser hatte ich nicht gedacht, bevor wir losgefahren waren. Aber wir lagen ziemlich gut in der Zeit. Es war vier Uhr morgens und wir näherten uns bereits Albany. Außerdem musste ich tanken, weswegen sich ohnehin ein Stopp anbot.

Ich stützte Clayton auf dem Weg zur Herrentoilette und führte ihn anschließend zurück zum Wagen.

Die wenigen Meter hatten ihn völlig geschafft. Ich kaufte ein Sechserpack Wasser, lief zurück zum Auto und öffnete eine der Plastikflaschen für ihn. Er nahm einen langen Schluck;

ich drückte ihm vier Tylenol in die Hand, die er nacheinander hinunterspülte. Dann fuhr ich an die Zapfsäulen und tankte. Damit war ich den Rest meines Bargelds los; ich wollte meine Kreditkarte nicht benutzen, da ich fürchtete, dass die Polizei inzwischen wusste, wer Clayton aus der Klinik

geholt hatte, und bereits prüfte, ob irgendwo mit meiner Karte bezahlt worden war.

Ich überlegte, ob ich Detective Wedmore informieren sollte. Ich war der Wahrheit näher als je zuvor und wollte den Verdacht gegen Cynthia ein für alle Mal ausräumen. Mit einem Griff in meine

Hosentasche förderte ich die Visitenkarte zutage, die sie mir bei ihrem gestrigen Überraschungsbesuch in die Hand gedrückt hatte.

Auf der Karte standen ihre Büro- und ihre Handynummer.

Wahrscheinlich schlief sie mit dem Handy neben dem Bett – immer im Dienst.

Ich startete den Motor,

hielt aber gleich hinter der Tankstelle wieder an.

»Was gibt's denn?«, fragte Clayton.

»Ich will nur kurz telefonieren«, sagte ich.

Zunächst versuchte ich noch einmal, Cynthia zu erreichen. Erst rief ich auf ihrem Handy, dann bei uns zu Hause an. Ohne Erfolg.

Was mich in gewisser

Weise sogar tröstete. Wenn ich nicht wusste, wo sie war, wussten es Jeremy Sloan und seine Mutter garantiert auch nicht. Und so gesehen war es verdammt schlau von ihr gewesen, Grace mitzunehmen und spurlos zu verschwinden.

Trotzdem – ich musste unbedingt herauskriegen,

wo sie waren. Und ob mit ihnen alles in Ordnung war.

Ich überlegte, ob ich Rolly anrufen sollte, kam aber zu dem Schluss, dass er sich längst selbst gemeldet hätte. Außerdem hatte das Handy so gut wie keinen Saft mehr. Der Akku hielt ziemlich lange, wenn das Gerät auf Bereitschaft geschaltet war, aber sobald

man telefonierte, war er im Nu leer.

Ich tippte Detective Wedmores Handynummer ein. Beim vierten Klingeln ging sie dran.

»Wedmore«, sagte sie. Sie gab ihr Bestes, so hellwach wie möglich zu klingen, aber es war trotzdem ein ziemlich lahmer Versuch.

»Hier spricht Terry

Archer«, sagte ich.

»Mr Archer«, sagte sie, nun schon deutlich konzentrierter. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich erzähle Ihnen jetzt ein paar Dinge im Schnelldurchlauf, mein Handy gibt nämlich gerade den Geist auf. Sie müssen dringend nach meiner Frau fahnden. Ein Mann namens

Jeremy Sloan ist zusammen mit seiner Mutter, einer gewissen Enid Sloan, von Buffalo unterwegs nach Connecticut. Offenbar haben sie vor, Cynthia zu töten. Cynthias Vater lebt. Er sitzt neben mir im Auto. Wenn Sie Cynthia und Grace finden, lassen Sie die beiden unter keinen Umständen aus den Augen,

bevor ich zurück bin.«

Ich hätte zumindest ein
verblüfftes »Was?«

erwartet. Stattdessen
erwiderte sie nur: »Wo sind
Sie?«

»Auf dem New York
Thruway. Ich komme
gerade aus einem Ort
namens Youngstown in der
Nähe von Buffalo. Vince
Fleming hat mich dorthin

begleitet. Sie wissen doch, wer das ist, oder?«

»Ja.«

»Er wollte mir helfen. Die Frau, von der ich eben gesprochen habe, hat ihn niedergeschossen. Enid Sloan.«

»Ich verstehe kein Wort«, sagte Detective Wedmore.

»Ich meine es ernst. Sie müssen sie unbedingt

aufhalten.«

»Was für einen Wagen fahren dieser Jeremy Sloan und seine Mutter?«

»Einen braunen ...«

»Impala«, brachte Clayton hervor. »Einen Chevy Impala.«

»Einen braunen Chevrolet Impala«, gab ich durch. Ich warf Clayton einen Blick zu. »Wie ist das

Kennzeichen?«

Er schüttelte den Kopf.
»Ich weiß es nicht.«

»Sind Sie auf dem Weg hierher?«, fragte Detective Wedmore.

»Ja. Aber wir brauchen noch ein paar Stunden. Sie müssen Cynthia finden. Rolly Carruthers ist bereits auf der Suche nach ihr ... der Direktor der Schule, an

der ich unterrichtete.«

»Mr Archer ...«

»Wir müssen los«, sagte ich, steckte das Handy ein und fuhr wieder auf den Thruway.

»Also«, nahm ich den Faden seiner Lebensgeschichte wieder auf. »Gab es solche Momente? Augenblicke, in denen Sie glücklich waren?«



Momente des Glücks erlebt er nur als Clayton Bigge. Er liebt Todd und Cynthia, und soweit er es beurteilen kann, lieben sie ihn auch; manchmal hat er sogar das Gefühl, dass sie zu ihm aufsehen. Ihnen wird nicht jeden Tag aufs Neue eingeimpft, dass ihr Vater

eine Null ist. Was noch lange nicht heißt, dass sie ihm immer aufs Wort folgen würden – tja, aber so sind Kids eben nicht, oder?

Manchmal, wenn sie spätabends im Bett liegen, sagt Patricia zu ihm: »Du wirkst so geistesabwesend. Als wärst du gar nicht richtig hier.«

Dann nimmt er sie in die

Arme und erwidert: »Ich will nirgendwo anders als bei dir sein.« Das ist keine Lüge. Er hat noch nie etwas so Wahres gesagt. Diverse Male hat er mit dem Gedanken gespielt, ihr alles zu erzählen, weil er das Lügen satthat. Er hasst sein anderes Leben.

Denn genau dazu ist sein Leben mit Enid und Jeremy

geworden. Zu seinem
anderen Leben. Auch wenn
es sein eigentliches Leben
ist, jenes Leben, in dem er
seinen wirklichen Namen
benutzen, jederzeit seinen
Ausweis vorzeigen kann,
quält es ihn mehr und mehr,
Woche für Woche, Monat
für Monat, Jahr für Jahr
nach Youngstown
zurückkehren zu müssen.

Und doch gewöhnt er sich in gewisser Weise an die komplizierten Umstände seines Doppellebens. An die Ausflüchte, an die Geschichten, die er sich ausdenken muss – etwa, warum er zu Weihnachten nicht zu Hause sein kann. Am 25. Dezember ruft er dann, die Taschen voller

Kleingeld, von einem Münztelefon in Youngstown bei seinen Lieben in Milford an, um Patricia und den Kindern frohe Weihnachten zu wünschen.

Einmal überkommt ihn in seinem Haus in Youngstown der Katzenjammer. Er schließt die Schlafzimmertür und

beginnt zu weinen. Nur ganz kurz, um sich zu erleichtern, seiner Traurigkeit freien Lauf zu lassen. Doch Enid hat ihn gehört. Sie kommt herein, setzt sich zu ihm aufs Bett.

Er wischt sich die Tränen von den Wangen, reißt sich zusammen, so gut es eben geht.

Enid legt ihm eine Hand

auf die Schulter. »Mach hier nicht einen auf Heulsuse«, sagt sie.

Natürlich herrscht auch in Milford nicht immer nur die reine Idylle. Mit zehn erkrankt Todd an einer schweren

Lungenentzündung, die Patricia und Clayton vorübergehend um sein Leben fürchten lässt. Aus

Cynthia wird ein ausgesprochen schwieriger Teenager. Sie rebelliert gegen ihre Eltern, hat schlechten Umgang, probiert Sachen aus, für die sie viel zu jung ist, trinkt Alkohol, nimmt vielleicht sogar Drogen.

Ihm fällt es zu, ihr die Grenzen aufzuzeigen. Patricia ist geduldiger, zeigt

mehr Verständnis für ihre Tochter. »Ach, das ist nur eine Phase«, pflegt sie zu sagen. »Das legt sich schon wieder. Lass uns einfach für sie da sein.«

Ist Clayton in Milford, wünscht er sich nichts weiter als eine heile Welt. Und oft ist diese Welt zum Greifen nah.

Doch dann muss er

wieder so tun, als ginge es
auf die nächste
Geschäftsreise. Und schon
ist er wieder nach
Youngstown unterwegs.

Von Anfang an hat er
sich gefragt, wie lange er
sein Doppelleben wohl
würde aufrechterhalten
können.

Und manchmal kommt
ihm der nächste

Brückenpfeiler erneut wie
die Lösung all seiner
Probleme vor.

Zuweilen wacht er
morgens auf und fragt sich,
wo er ist. Wer ist er heute?

Und von Zeit zu Zeit
unterlaufen ihm kleine
Fehler.

Einmal fährt er mit
einem Einkaufszettel von
Enid nach Lewiston in den

Supermarkt, um ein paar
Besorgungen zu machen.
Eine Woche später kommt
Patricia, die gerade seine
Sachen in die
Waschmaschine gesteckt
hat, in die Küche. In der
Hand hält sie den
Einkaufszettel. »Was ist
denn da in deine
Hosentasche geraten?«,
fragt sie. »Also, meine

Handschrift ist das
jedenfalls nicht.«

Clayton sackt das Herz
in die Hose. Seine
Gedanken überschlagen
sich. »Ach, der Zettel lag
gestern in einem
Einkaufswagen, als ich im
Supermarkt war. Ich habe
ihn eingesteckt, weil ich
mal schauen wollte, was
andere Leute so einkaufen.«

Patricia wirft einen Blick auf den Zettel. »Offenbar essen die genauso gern Weetabix wie du.«

Er lächelt. »Tja, irgendwie habe ich schon immer gewusst, dass die Millionen Packungen nicht für mich allein hergestellt werden.«

Und so passiert es auch, dass Clayton eines Tages

einen Zeitungsausschnitt in
die falsche Schublade legt –
ein Bild, auf dem Jeremy
mit seiner
Basketballmannschaft zu
sehen ist. Er hat es
ausgeschnitten, weil er
seinen Sohn immer noch
liebt, egal wie sehr Enid ihn
vor Jeremy herabsetzt. Er
sieht sein Ebenbild in ihm;
der Junge ist ihm wie aus

dem Gesicht geschnitten, so wie Todd auch. Unglaublich, die Ähnlichkeit der beiden Jungen. Jeremy zu hassen hieße Todd zu hassen, und das würde er niemals fertigbringen.

Als Clayton Bigge am Ende eines langen Tages nach einer strapaziösen Autofahrt in Milford

ankommt, räumt er den
Inhalt seiner Jackentaschen
in seine
Nachttischschublade,
darunter auch den
Zeitungsausschnitt mit dem
Foto von Jeremy und
seinem Team. Er hat ihn
aufbewahrt, weil er stolz
auf seinen Jungen ist, egal
wie sehr Jeremy ihn
verachtet.

Er merkt nicht, dass er das Foto in die falsche Schublade geräumt hat. Im falschen Haus, im falschen Ort, im falschen Staat.

Ein ähnlicher Fehler unterläuft ihm schließlich auch in Youngstown. Versehentlich hat er eine Telefonrechnung aus Milford mitgenommen. Die an Patricia adressiert ist. Er

erfährt erst später, dass Enid sie gefunden hat.

Und sofort Verdacht schöpft.

Doch Enid stellt ihn nicht unmittelbar zur Rede. Sie wartet in Ruhe ab, ob sich weitere Anzeichen dafür finden, dass ihr Mann sie betrügt. Sie sammelt Beweise, um ihn lückenlos zu überführen.

Als sie genug
zusammengetragen hat,
beschließt sie, selbst einen
kleinen Trip zu
unternehmen, sobald ihr
Mann Youngstown wieder
verlässt. Und dann fährt sie
eines Tages ebenfalls nach
Milford; eine Nachbarin
kümmert sich solange um
Jeremy.



»Damals saß Enid natürlich noch nicht im Rollstuhl«, sagte Clayton, während er einen weiteren Schluck aus der Wasserflasche nahm. »Und damit wären wir bei dem Abend angelangt, an dem es geschah.«

FÜNFUNDVIERZIG

Den ersten Teil der Geschichte kannte ich von Cynthia. Wie sie einfach ignoriert hatte, wann sie zu Hause sein sollte. Dass sie ihren Eltern erzählt hatte, sie sei bei ihrer Freundin

Pam. Wie Clayton
losgezogen war, um sie zu
suchen, und sie schließlich
aus Vince Flemings Wagen
gezerrt hatte.

»Cynthia war
stinkwütend«, sagte
Clayton. »Sie hat uns
angeschrien, sie wünschte,
wir wären tot. Dann ist sie
auf ihr Zimmer gestürmt,
und danach haben wir

keinen Piep mehr von ihr gehört. Sie war betrunken, keine Ahnung, was sie alles in sich hineingekippt hatte. Wahrscheinlich ist sie sofort eingeschlafen. Sie hätte sich nie mit einem Burschen wie Vince einlassen dürfen. Sein Vater war ein stadtbekannter Krimineller.«

»Ich weiß«, sagte ich, den

Blick auf die nächtliche Straße gerichtet.

»Nun ja, der Haussegen hing jedenfalls ziemlich schief. Manchmal war Todd schadenfroh, wenn seine Schwester Ärger bekam, aber nicht an jenem Abend. Er hatte irgendeine Hausaufgabe mal wieder auf die letzte Minute verschoben und brauchte

dazu unbedingt ein
bestimmtes Zeichenpapier.
Es war bereits ziemlich
spät, und wir wussten nicht,
wo wir um diese Uhrzeit
noch Zeichenpapier
herkriegen sollten, aber
dann fiel Patricia ein, dass
der 24-Stunden-
Drogeriemarkt im Ort
genau dieses Papier
verkaufte.«

Er hustete und trank
noch einen Schluck.
Allmählich wurde er heiser.

»Bevor sie losgefahren
sind, hat Patricia sich noch
kurz an den Küchentisch
gesetzt.« Er warf mir einen
Seitenblick zu. Ich klopfte
gegen meine Jacke, spürte
den Umschlag unter meiner
Handfläche. »Nachdem sie
weg waren, musste ich mich

erst mal setzen. Ich war komplett mit den Nerven runter. Mir graute schon vor der nächsten Fahrt nach Youngstown. Ich wurde jedes Mal regelrecht depressiv, wenn ich nur an Enid dachte.«

Er blickte aus dem Fenster, während wir einen Truck überholten.

»Schließlich begann ich

auf die Uhr zu sehen. Inzwischen war es bereits eine gute Stunde her, seit Patricia und Todd losgefahren waren, und so weit entfernt war der Drogeriemarkt nun auch wieder nicht. Und plötzlich klingelte das Telefon.«

Clayton holte tief Luft.

»Enid war dran. Sie rief von einer Telefonzelle aus

an. Sie sagte bloß: ›Dreimal darfst du raten, wer hier spricht.«

»O Gott«, sagte ich.

»In gewisser Weise hatte ich diesen Anruf ja schon seit Ewigkeiten erwartet. Aber was sie getan hatte, wäre mir in meinen schlimmsten Albträumen nicht eingefallen. Sie gab mir nur kurz durch, sie sei

auf dem Parkplatz hinter dem Denny's – die Steakhouse-Kette kennen Sie ja bestimmt. Ich sollte mich verdammt noch mal beeilen und eine Rolle Papiertücher mitbringen. Ich hetzte aus dem Haus und fuhr rüber zu Denny's. Erst dachte ich, sie sei im Restaurant, aber sie saß in ihrem Auto. Nach dem,

was sie getan hatte, konnte
sie nämlich nicht
aussteigen.«

»Warum?«, fragte ich.

»Weil sie von oben bis
unten voller Blut war.«

Ein eiskalter Schauer
lief mir über den Rücken.

»Mir wurde schlecht, als
ich an das Autofenster trat.
Ihre Hände sahen aus, als
hätte sie in ein Ölfass

gegriffen. Erst habe ich überhaupt nichts kapiert, weil sie die Ruhe selbst war. Sie sagte nur, ich solle einsteigen, und dann sah ich das ganze Blut. Ihr Mantel, ihr Kleid, alles voller Blut. Ich habe sie angeschrien: ›Um Gottes willen, was hast du getan? Was hast du nur getan?‹ Obwohl ich bereits ahnte, was

geschehen war.

Enid hatte vor unserem Haus geparkt. Offenbar war sie erst eingetroffen, nachdem ich Cynthia nach Hause gebracht hatte. Die Adresse hatte sie von der Telefonrechnung. Und nun sah sie auch noch meinen Wagen mit einem Kennzeichen aus Connecticut in der

Einfahrt. Sie brauchte nicht lange, um zwei und zwei zusammenzuzählen. Als Patricia und Todd aus dem Haus kamen und in die Stadt fuhren, folgte sie ihnen. Sie muss außer sich vor Wut gewesen sein. Darüber, dass ich mir ein anderes Leben mit einer anderen Familie aufgebaut hatte.

Sie fuhr ihnen zum Drogeriemarkt hinterher und folgte ihnen hinein. Vermutlich war sie wie vor den Kopf geschlagen, als sie Todd im hellen Licht des Ladens erblickte – wie gesagt, er sah Jeremy unglaublich ähnlich. Der Moment muss der Auslöser gewesen sein.

Enid verließ den Laden

vor Patricia und Todd und ging zurück zu ihrem Wagen. Um diese Uhrzeit war der Parkplatz fast komplett verlassen. Damals besaß Enid keinen Revolver, aber im Handschuhfach bewahrte sie ein Messer auf, um sich notfalls zur Wehr setzen zu können. Sie holte das Messer, lief zurück und

versteckte sich hinter der Ecke des Drogeriemarkts in einer dunklen Gasse, in der sonst Waren entladen wurden.

Todd und Patricia kamen aus dem Laden. Todds Zeichenpapier befand sich in einer großen Papprolle, die er wie ein Gewehr schulterte.

Plötzlich tauchte Enid

aus dem Dunkel auf.
›Hilfe!‹, rief sie.

Todd und Patricia
blieben stehen und starrten
die fremde Frau an.

›Meine Tochter!‹, rief
Enid. ›Sie ist verletzt!‹

Patricia lief ihr hinterher.
Todd folgte.

Sobald sie in der dunklen
Gasse waren, wandte Enid
sich um. ›Sie sind doch

Claytons Frau, stimmt's?««

Clayton hielt inne und sah mich an.

»Patricia war wahrscheinlich völlig perplex«, sagte er dann.

»Zuerst bittet die fremde Frau sie um Hilfe und dann stellt sie ihr aus heiterem Himmel so eine Frage.«

»Was hat sie erwidert?«

»Ja. Und im selben

Moment hat Enid ihr die Kehle aufgeschlitzt. Ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. Alles ging so schnell, dass Todd im Dunkeln vermutlich gar nicht richtig mitbekommen hat, was passierte. Und einen Augenblick später hat sie ihm ebenfalls die Kehle durchgeschnitten, genauso blitzschnell wie seiner

Mutter.«

»Und all das wissen Sie von Enid, nicht wahr?«, sagte ich.

»Unzählige Male hat sie es mir erzählt«, sagte Clayton leise. »Sie liebt es, davon zu reden. Sie sagt immer, es seien ihre schönsten Erinnerungen.«

»Und dann?«

»Dann hat sie mich von

der nächsten Telefonzelle
aus angerufen. Und als ich
auf den Parkplatz kam, hat
sie mir alles erzählt. ›Ich
habe sie umgebracht‹, hat
sie gesagt. ›Deine Frau und
deinen Sohn. Sie sind beide
tot.‹«

»Jetzt wird mir einiges klar«, sagte ich.

Clayton nickte
schweigend.

»Enid war nicht klar, dass Sie noch eine Tochter hatten.«

»Darauf ist sie nicht gekommen«, sagte Clayton. »Wahrscheinlich wegen der Symmetrie des Ganzen. Ich hatte eine Frau und einen Sohn in Youngstown, eine Frau und einen Sohn in Milford. Mein zweiter Sohn sah fast genauso aus wie der

erste. Es muss auf sie gewirkt haben, als hätte ich mir ein spiegelbildliches Leben aufgebaut. Jedenfalls merkte ich genau, dass sie keine Ahnung von Cynthia hatte.«

»Und Sie haben ihr auch nichts davon erzählt.«

»So viel Geistesgegenwart besaß ich noch, auch wenn ich unter

Schock stand. Dann ist sie in die Gasse gefahren und hat mir die Leichen gezeigt. ›Wir müssen sie wegschaffen‹, sagte sie. ›Und du wirst mir dabei helfen.‹«

Clayton schwieg. Die nächste halbe Meile sprach er kein Wort.

Schließlich sagte ich: »Alles okay mit Ihnen,

Clayton?«

»Ja«, sagte er.

»Warum erzählen Sie nicht weiter?«

»Ich hätte mich weigern können«, sagte er. »Ich hatte die Wahl, aber vielleicht stand ich zu sehr unter Schock, um das Richtige zu tun. Ich hätte mich ihr widersetzen, die Polizei rufen und den

Wahnsinn ein für alle Mal beenden können.«

»Aber das haben Sie nicht getan.«

»Ich hatte mir selbst so viel zuschulden kommen lassen. Ich führte ein Doppelleben. Wäre ich aufgefliegen, hätte mich das ruiniert. Man hätte mich belangt. Vielleicht nicht wegen des Doppelmords an

Patricia und Todd. Aber Bigamie ist strafbar, es sei denn, man ist Mormone oder so was. Außerdem hatte ich offizielle Dokumente gefälscht, mich wahrscheinlich des Betrugs und sonstiger Vergehen schuldig gemacht.«

Ich warf ihm einen Seitenblick zu.

»Und dazu kam, dass sie

mich genau durchschaute. Sie drohte, den Cops zu erzählen, ich hätte sie angestiftet. Dass es mein Plan gewesen sei, Patricia und Todd zu töten. Und so habe ich mich Enids Willen gebeugt und ihr geholfen. Wir haben die Leichen zu Patricias Wagen geschleift. Die Idee, den Wagen in dem Baggersee bei Otis zu

versenken, stammte von
mir. Ich hatte den See
irgendwann während
meiner Geschäftsreisen
entdeckt, als ich ziellos
durch die Gegend gefahren
war – an einem jener Tage,
als ich ums Verrecken nicht
nach Youngstown
zurückwollte. Ich erinnere
mich noch genau, wie ich
eine kleine Ewigkeit dort

oben stand, in den Abgrund starrte und überlegte, ob ich mich hinunterstürzen sollte, aber schließlich bin ich doch weitergefahren. Ich hatte Angst, dass ich den Sturz überlebe.«

Er hustete und trank einen Schluck Wasser.

»Meinen Wagen ließen wir auf dem Parkplatz stehen. Ich fuhr Patricias

Escort. Zweieinhalb
Stunden Fahrt durch die
Nacht, mit Enid direkt
hinter mir in ihrem Auto.
Und als wir schließlich dort
waren, habe ich einen
Felsbrocken aufs Gaspedal
gepackt und bin in letzter
Sekunde zurückgesprungen.
Ich habe noch gehört, wie
der Wagen ins Wasser
klatschte. Sehen konnte ich

nichts. Es war
stockfinster.«

Er war völlig erschöpft,
rang ein paar Augenblicke
nach Luft.

»Anschließend sind wir
zurückgefahren, um meinen
Wagen zu holen. Und dann
ging es zurück nach
Youngstown. Ich konnte
mich nicht von Cynthia
verabschieden, ihr nicht mal

eine Nachricht hinterlassen.
Es gab keine andere
Möglichkeit. Ich musste ein
für alle Mal verschwinden,
um sie zu retten.«

»Wann hat sie es
herausgefunden?«, fragte
ich.

»Was meinen Sie?«

»Wann hat Enid
spitzgekriegt, dass Sie noch
eine Tochter haben? Dass

sie Ihre andere Familie doch nicht komplett ausgelöscht hatte?«

»Ein paar Tage später. Sie hat immer wieder die Nachrichten verfolgt, aber bei uns in der Gegend von Buffalo war der Fall kein Thema für die Zeitungen, und das Fernsehen brachte auch so gut wie nichts darüber. Schließlich wusste

niemand, dass es sich um Mord handelte. Es gab keine Leichen, und das Blut in der Gasse neben dem Drogeriemarkt war von einem morgendlichen Platzregen weggespült worden. Schließlich hat sie in der Stadtbibliothek in den überregionalen Zeitungen nachgesehen und dort einen Artikel mit der

Schlagzeile ›Familie von
14-jährigem Mädchen
spurlos verschwunden‹
entdeckt. Als sie
zurückkam, ist sie komplett
durchgedreht. Es war
absolut beängstigend. Es
dauerte mehrere Stunden,
bis sie sich auch nur
einigermaßen beruhigt
hatte.«

»Aber dann hat sie sich

damit abgefunden?«, fragte ich.

»Im ersten Moment wollte sie sofort nach Connecticut fahren, um Cynthia ebenfalls zu töten. Aber ich konnte sie gerade noch aufhalten.«

»Wie haben Sie das gemacht?«

»Ich habe einen Pakt mit ihr geschlossen. Ich habe

geschworen, sie niemals zu verlassen und niemals Kontakt zu Cynthia aufzunehmen. Lass sie leben, habe ich gesagt, und ich werde den Rest des Lebens hier verbringen und wiedergutmachen, dass ich dich hintergangen habe.«

»Und darauf ist sie eingegangen?«

»Widerwillig. Es muss all

die Jahre an ihr genagt haben, dass sie es nicht zu Ende gebracht hat. Aber jetzt wird sie handeln, schnell und eiskalt. Wegen meines Testaments. Weil sie weiß, dass sie alles verlieren wird, wenn sie Cynthia am Leben lässt.«

»Und nachdem Sie den Pakt mit ihr geschlossen hatten, haben Sie einfach so

weitergelebt wie zuvor?«

»Enid bestand darauf, dass ich den Vertreterjob an den Nagel hänge. Ich habe meine eigene Firma gegründet und von zu Hause aus gearbeitet. Enid hatte ein genaues Auge auf mich. Weiter als bis nach Lewiston bin ich kaum mehr gekommen. Manchmal habe ich mit

dem Gedanken gespielt,
nach Milford zu fahren,
Cynthia alles zu erklären
und mit ihr nach Europa zu
fliehen. Aber ich hatte
Angst, dass ich es
vermasseln, irgendwo eine
Spur hinterlassen und so
schließlich auch noch
Cynthias Tod verschulden
würde. Daher blieb ich bei
Enid. Was uns verband, war

stärker als die beste Ehe der Welt. Wir waren Komplizen bei einem furchtbaren Verbrechen gewesen.« Er schwieg einen Moment. »Bis dass der Tod euch scheidet.«

»Und die Polizei? Sind Sie nie in Verdacht geraten?«

»Nein. Obwohl ich damit gerechnet habe, dass

sie eines Tages auftauchen würden. Das erste Jahr war das schlimmste. Jedes Mal dachte ich, es seien die Cops, wenn draußen ein Auto vorfuhr. Aber dann waren plötzlich zwei Jahre vergangen, dann drei – und ehe man sichs versieht, sind zehn Jahre ins Land gezogen. Seltsam, wie lang sich ein Leben hinziehen

kann, auch wenn man jeden Tag ein kleines bisschen stirbt.«

»Aber irgendwann sind Sie dann doch wieder nach Connecticut gefahren«, sagte ich.

»Nein. Seit jener Nacht bin ich nie mehr dort gewesen.«

»Wie haben Sie Tess dann das Geld für Cynthias

Ausbildung übermittelt?«

Clayton musterte mich wortlos. Oft genug hatte mich schlicht fassungslos gemacht, was er mir während unserer Fahrt erzählt hatte, doch nun schien es ihm die Sprache verschlagen zu haben.

»Woher wissen Sie das?«, fragte er.

»Tess hat es mir erzählt«,

sagte ich.

»Unmöglich. Woher hätte sie wissen sollen, dass das Geld von mir war?«

»So hat sie es auch nicht gesagt. Sie hat mir erzählt, dass ihr anonym Umschläge voller Geld zugesteckt wurden. Sie hatte zwar einen Verdacht, aber natürlich wusste sie nichts Konkretes.«

Clayton schwieg.

»Aber es war doch von Ihnen«, sagte ich. »Sie haben für Cynthia Geld auf die Seite geschafft, so wie damals für Ihren zweiten Haushalt, oder?«

»Enid hat den Braten gerochen. Jahre später war das. Es sah aus, als stünde uns eine Steuerprüfung ins Haus, und als sie unsere

Bilanzen mit dem
Steuerberater
durchgegangen ist, kamen
ein paar kleine
Unregelmäßigkeiten ans
Tageslicht. Ich versuchte
ihr weiszumachen, ich hätte
Spielschulden gehabt, aber
sie glaubte mir kein Wort.
Sie drohte, nach
Connecticut zu fahren und
Cynthia ebenfalls zu töten,

wenn ich nicht mit der
Wahrheit herausrücken
würde. Und so habe ich ihr
erzählt, dass ich Tess zwar
mit Geld für Cynthias
Ausbildung unterstützt,
aber dennoch Wort
gehalten hatte. Ich hatte nie
Kontakt zu Cynthia
aufgenommen. Und
Cynthia musste wohl oder
übel davon ausgehen, dass

ich tot war.«

»Dann muss Enid wohl eine Stinkwut auf Tess gehabt haben.«

»Ja. Enid war der Meinung, dass das Geld ihr gehörte. Sie empfand unbändigen Hass auf Cynthia und Tess – zwei Frauen, die sie nie kennengelernt hatte.«

»Okay, die Geschichte

kaufe ich Ihnen ab«, sagte ich. »Aber dass Sie nie wieder in Connecticut waren, ist ja wohl erstunken und erlogen.«

»Nein«, sagte er. »Das ist die reine Wahrheit.«

Darüber dachte ich eine Weile nach, während wir unseren Weg durch die Nacht fortsetzten.

SECHSUNDVIERZIG

»Fest steht jedenfalls«, sagte ich schließlich, »dass Sie das Geld nicht per Post oder FedEx zugestellt haben. Mal fand Tess das Geld in einem Umschlag in ihrem Auto, ein andermal

war es in eine Zeitung
eingerollt.«

Clayton tat so, als würde
er mich nicht hören.

»Wenn Sie das Geld also
nicht persönlich übermittelt
haben«, fuhr ich fort, »muss
es jemand für Sie getan
haben.«

Clayton zeigte immer
noch keine Regung. Er hatte
die Augen geschlossen und

den Kopf zurückgelehnt, als würde er schlafen.

»Ich weiß genau, dass Sie mir zuhören«, sagte ich.

»Ich bin todmüde«, sagte er. »Normalerweise schlafe ich um diese Uhrzeit. Ich brauche einfach etwas Ruhe.«

»Eine letzte Frage«, sagte ich. Er hielt die Augen weiter geschlossen, aber

seine Mundwinkel zuckten nervös. »Was war mit Connie Gormley?«

Seine Augen öffneten sich so abrupt, als hätte ich ihm einen Elektroschock versetzt.

»Den Namen habe ich noch nie gehört«, sagte er dann.

»Ich helfe Ihnen gern auf die Sprünge«, sagte ich. »Sie

kam aus Sharon, war
siebenundzwanzig Jahre alt
und arbeitete in einem
Dunkin' Donuts. In einer
Freitagnacht vor
sechsundzwanzig Jahren
wurde sie am Highway 7
nahe der Cornwall Bridge
von einem Wagen erfasst.
Aber es war gar kein Unfall
mit Fahrerflucht. Aller
Wahrscheinlichkeit nach

war sie bereits tot, als der sogenannte Unfall geschah. Die Sache war getürkt. Inszeniert.«

Clayton wandte den Kopf ab und sah aus dem Fenster.

»Noch so ein Fehler von Ihnen«, sagte ich. »Wie mit dem Einkaufszettel und der Telefonrechnung. Sie haben einen Artikel über

Fliegenfischen aufbewahrt, aber eine Kurznachricht über den Unfall mit ausgeschnitten. Warum?«

Wir näherten uns der Grenze nach Massachusetts; bald würde die Sonne aufgehen.

»Kannten Sie die Dame?«, fragte ich. »Haben Sie Connie Gormley auf einer Ihrer Geschäftsreisen

kennengelernt?«

»Machen Sie sich nicht lächerlich«, sagte Clayton.

»Cynthia hatte den Namen noch nie gehört«, sagte ich. »War es eine Verwandte von Enid?«

»Das ist doch absurd«, sagte Clayton leise.

»Haben Sie Connie Gormley getötet?«, fragte ich. »Und Sie anschließend

überfahren und in den
Straßengraben geschleift?«

»Nein.«

»Machen Sie doch
endlich komplett reinen
Tisch. Sie haben ein
Doppelleben geführt, den
Doppelmord an Ihrer Frau
und Ihrem Sohn gedeckt,
gemeinsame Sache mit einer
offenbar verrückten
Mörderin gemacht. All das

haben Sie bereits
eingeräumt – warum also
halten Sie jetzt mit Connie
Gormley hinter dem Berg?
Und warum machen Sie so
ein Geheimnis daraus, wie
das Geld zu Tess gelangt
ist?«

Clayton schwieg.

»Hängen diese Dinge
irgendwie zusammen?«,
fragte ich. »Aber wie?

Connie Gormley kann jedenfalls nicht Ihr Kurier gewesen sein. Sie war bereits lange tot, als Sie begannen, Cynthia finanziell zu unterstützen.«

Clayton trank einen Schluck Wasser, stellte die Flasche zurück in den Halter zwischen den Sitzen und fuhr sich nervös mit den Händen über die

Oberschenkel.

»Und wenn ich Ihnen nun sagen würde, dass es keine Rolle spielt?«, gab er zurück. »Ja, möglicherweise wissen Sie nicht alles, aber nehmen wir nur mal an, diese Dinge wären letztlich bedeutungslos – rein theoretisch gesehen.«

»Eine unschuldige Frau wird getötet, ihre Leiche

überfahren und in einen
Straßengraben geworfen –
und für Sie spielt das keine
Rolle? Glauben Sie, Connie
Gormley hatte keine
Menschen, die ihr
nahestanden? Ich habe erst
kürzlich mit ihrem Bruder
gesprochen.«

Claytons Augen weiteten
sich.

»Ihre Eltern sind kurz

nach ihr gestorben. Das Leben hatte für sie keinen Sinn mehr. Die Trauer hat sie umgebracht.«

Er schüttelte den Kopf.

»Und Sie wollen mir erzählen, ihr Tod sei bedeutungslos? Haben Sie Connie Gormley umgebracht?«

»Nein«, sagte er.

»Wissen Sie, wer es

war?«

Er schüttelte nur weiter den Kopf.

»Enid?«, sagte ich. »Hat sie auch Connie Gormley getötet?«

Clayton schüttelte beharrlich den Kopf, ehe er schließlich antwortete. »Es sind schon genug Leben zerstört worden«, sagte er. »Und damit ist das Thema

für mich erledigt.« Er
verschränkte die Arme und
wartete auf den
Sonnenaufgang.



Ich wollte keine Zeit auf
eine Frühstückspause
verschwenden, aber ich
sorgte mich um Clayton.
Als das Morgenlicht durch

die Fensterscheiben drang, sah ich, dass er sich in einem bemitleidenswerten Zustand befand.

»Ich glaube, Sie könnten etwas zu essen vertragen«, sagte ich. Wir hatten Winsted erreicht, wo sich die zwei Highwayspuren zu vier erweiterten; nun würden wir noch schneller vorankommen. Ich schlug

vor, beim nächsten McDonald's-Drive-in zwei McMuffins und etwas zu trinken zu besorgen.

Clayton nickte müde. »Das Spiegelei kann ich essen. Aber das Sandwich werde ich nicht kauen können.«

Als wir hinter den anderen Wagen vor dem Drivein-Schalter warteten,

sagte Clayton: »Erzählen Sie mir von ihr.«

»Was?«

»Erzählen Sie mir von Cynthia. Ich habe sie seit damals nicht mehr gesehen. Seit fünfundzwanzig Jahren.«

Ich wusste nicht recht, wie ich darauf reagieren sollte. Sicher, einerseits tat er mir leid. Sein Leben mit

Enid war die Hölle gewesen, und er hatte Frau und Sohn verloren.

Aber musste er sich nicht auch an die eigene Nase fassen? Er hätte sich weigern können, das hatte er selbst gesagt. Stattdessen hatte er sich entschieden, Enid beim Vertuschen eines grauenhaften Verbrechens zu helfen und seine

halbwüchsige Tochter allein zurückzulassen. Ganz

abgesehen davon, dass er schon Jahre vorher die Möglichkeit gehabt hätte, gegen seine tyrannische Frau aufzubegehren und die Scheidung einzureichen.

Oder schlicht und einfach zu gehen und ihr einen Zettel zu hinterlassen: »Liebe Enid, das war's.

Goodbye. Clayton.«

Zumindest hätte er damit sein Gesicht gewahrt.

Nein, er wollte kein Mitleid heischen, indem er mich bat, ihm von seiner Tochter zu erzählen. Aber trotzdem konnte ich einen wehleidigen Unterton aus seiner Stimme heraushören. Ich habe meine Tochter seit einem Vierteljahrhundert

nicht mehr gesehen. Wie sehr ich darunter leide.

Wirf mal einen Blick in den Spiegel, Bursche, hätte ich ihm am liebsten entgegengehalten. Dort wirst du ihn sehen: den Kerl, der eine ordentliche Portion Mitschuld trägt an all dem Wahnsinn, der passiert ist.

Doch ich sagte nur: »Sie

ist wunderbar.«

Clayton wartete.

»Cyn ist der wunderbarste Mensch, den ich je getroffen habe«, sagte ich. »Ich liebe sie mehr, als ich es je in Worte fassen könnte. Und über all die Jahre, die ich sie nun kenne, verfolgt das Geschehen von damals sie wie ein nicht enden wollender Albtraum.

Darüber sollten Sie mal nachdenken. Wie es ist, eines Morgens aufzuwachen und niemand ist mehr da. Kein Vater, keine Mutter, kein Bruder. Niemand. Keine verdamnte Menschenseele.« Ich kochte allmählich vor Wut, und meine Finger krampften sich um das Steuer. »Können Sie sich das auch

nur ansatzweise vorstellen?
Was sollte Cynthia denn
denken? Dass ein
Serienmörder ihre Eltern
und ihren Bruder
umgebracht hatte? Oder
dass ihre Familie
urplötzlich beschlossen
hatte, sie zurückzulassen
und woanders ein neues
Leben zu beginnen?«

Clayton sah mich

erschrocken an. »Das hat sie geglaubt?«

»Ja, verdammt noch mal. Tausendmal hat sie es sich zu erklären versucht! Sie haben Ihre Tochter im Stich gelassen! Geht das nicht in Ihren Kopf? Glauben Sie nicht, dass Sie ihr eine Erklärung schuldig gewesen wären? War es so unmöglich, ihr wenigstens

ein paar Zeilen zukommen
zu lassen, ein paar
liebvolle Worte? Um ihr
zumindest die Angst zu
nehmen, ihre Familie hätte
sie von einem Tag auf den
anderen verlassen – einfach
so!«

Clayton hatte den Blick
gesenkt. Seine Hände
zitterten.

»Mag ja sein, dass

Cynthia nur deshalb noch lebt, weil Sie sich entschlossen haben, diesen Pakt mit Enid einzugehen und den Rest Ihres Lebens mit einer Bestie zu verbringen. Aber macht Sie das in irgendeiner Weise zum Helden, verdammt noch mal? Lassen Sie sich das gesagt sein: Ein Held hätte völlig anders

gehandelt! Hätten Sie sich von Anfang an wie ein Mann verhalten, wäre nichts von alldem passiert!«

Clayton vergrub das Gesicht in den Händen.

»Eins wüsste ich gern noch von Ihnen.« Eine kalte Ruhe ergriff Besitz von mir. »Was für ein Mann bleibt bei einer Frau, die seinen Sohn ermordet hat? Ist so

jemand überhaupt ein Mann? Wäre ich an Ihrer Stelle gewesen, hätte ich sie wahrscheinlich mit meinen eigenen Händen erwürgt.«

Dann waren wir am Fenster des Drive-in. Ich bezahlte, nahm die Papiertüte mit den McMuffins und zwei Becher Kaffee entgegen. Anschließend fuhr ich auf

den Parkplatz, griff in die Tüte und warf ihm einen McMuffin in seinen Schoß.

»Viel Spaß beim Kauen«, sagte ich.



Es würde bestimmt nicht schaden, wenn ich mir kurz die Beine vertrat, und außerdem brauchte ich ein

bisschen frische Luft. Ich wollte auch noch einmal zu Hause anrufen, nur für den Fall. Und so förderte ich mein Handy zutage, klappte es auf und warf einen Blick auf das Display.

»Verdammt«, stieß ich hervor.

Ich hatte eine Nachricht auf meiner Voicemail. Jetzt verstand ich gar nichts

mehr. Wieso hatte das Scheißhandy nicht geklingelt?

Wahrscheinlich hatte jemand angerufen, als wir hinter dem Massachusetts Turnpike auf der schier endlosen Strecke südlich von Lee unterwegs gewesen waren – da draußen war es seit jeher schwierig mit dem Handyempfang.

Und dann hörte ich
Cynthias Stimme: »Terry,
ich bin's. Warum gehst du
weder ans Telefon noch ans
Handy? Eigentlich wollte
ich nach Hause
zurückfahren, um mit dir
zu reden, aber dann ist
etwas wirklich
Unglaubliches passiert. Ich
war mit Grace in einem
Motel und habe am

Computer an der Rezeption
meine Mails gecheckt – und
da war eine E-Mail von
dieser seltsamen Adresse
mit dem Datum. Diesmal
stand da nur eine
Telefonnummer, und ...
Terry, ich habe dort
angerufen, und weißt du,
wer am anderen Ende war?
Mein Bruder. Mein Bruder
Todd. Ich kann es immer

noch nicht fassen. Ich habe mit ihm gesprochen! Ich weiß, du glaubst jetzt bestimmt, es war nur irgendein Verrückter. Aber er hat mir gesagt, wer er ist. Der Mann aus dem Einkaufszentrum, der Mann, den ich schon dort für meinen Bruder gehalten habe. Es war Todd! Ich hatte recht!«

Mir war, als würde sich ein Abgrund unter mir auftun.

»Auch seine Stimme kam mir gleich so bekannt vor. Es war, als würde ich meinen Vater hören. Die Polizei hat sich geirrt. Bei den Leichen aus dem See muss es sich um eine Verwechslung handeln. Todd hat gesagt, dass es

ihm unendlich leidtut
wegen der Sache im
Einkaufszentrum. Er
konnte seine wahre
Identität nicht preisgeben,
und er will mir jetzt alles
erklären. Endlich werde ich
erfahren, wo er all die Jahre
gesteckt hat. Terry, ich
fühle mich wie in einem
Traum. Endlich habe ich
meinen Bruder

wiedergefunden! Ich habe ihn nach Mom und Dad gefragt, und er hat gesagt, dass ich alles erfahren werde, wenn wir uns treffen. Ich wünschte, du könntest mit mir kommen, aber ich habe jetzt keine Zeit, auf dich zu warten. Melde dich, wenn du meine Nachricht abgehört hast. Grace und ich fahren jetzt

nach Winsted – Todd
wartet schon auf uns. O
Gott, Terry, es ist, als wäre
ein Wunder geschehen!«

SIEBENUNDVIERZIG

Winsted?

Clayton und ich
befanden uns in Winsted.
Und Cynthia und Grace
waren auf dem Weg
hierher? Ich sah nach, wann
sie die Nachricht

hinterlassen hatte. Vor fast drei Stunden. Als sie angerufen hatte, waren wir also wahrscheinlich gerade durch eines der Täler zwischen Albany und der Grenze zu Massachusetts gefahren.

Ich rechnete zwei und zwei zusammen. Die Chancen standen gut, dass Cynthia und Grace längst

in Winsted waren. Auf dem Weg hierher hatte Cynthia wahrscheinlich alle Geschwindigkeitsrekorde gebrochen – und wer hätte das in der Aussicht auf ein solches Wiedersehen nicht getan?

Alles passte zusammen. Jeremy schickt eine E-Mail mit seiner Handynummer und wartet darauf, dass

Cynthia ihn anruft. Sie erreicht ihn unterwegs, und er schlägt ihr vor, ihm entgegenzufahren. Womit er sich praktischerweise den Rückweg nach Milford schenken kann.

Aber warum hatte er sie ausgerechnet hierhergelockt? Nur um sich ein paar Meilen zu sparen?

Ich wählte Cynthias
Handynummer. Ich musste
sie aufhalten. Ja, sie war
unterwegs zu ihrem Bruder,
aber eben nicht zu Todd.
Sondern zu ihrem
Halbbruder, von dessen
Existenz sie nichts wusste.
Jeremy. Sie war nicht auf
dem Weg zu einem
freudigen Wiedersehen. Sie
lief geradewegs in eine

Falle.

Noch dazu mit Grace.

Ich hielt das Handy ans Ohr und wartete. Nichts. Gerade als ich Cynthias Nummer noch einmal wählen wollte, ging mir auf, wo das Problem lag.

Mein Handy war tot.

»Scheiße!« Ich sah mich nach einem Münztelefon um, erspähte eins auf der

gegenüberliegenden
Straßenseite und rannte los.
»Was ist denn los?«, rief
Clayton mir mit schwacher
Stimme hinterher.

Ich schenkte ihm keine
Beachtung, zog im Laufen
mein Portemonnaie aus der
Hosentasche und kramte
die Telefonkarte heraus, die
ich so gut wie nie benutzte.
Ich steckte sie in den

Schlitz und wählte abermals
Cynthias Handynummer.
Sofort schaltete sich ihre
Mobilbox ein. »Cynthia«,
sagte ich. »Triff dich auf
keinen Fall mit deinem
Bruder. Das ist nicht Todd.
Du läufst in eine Falle. Hör
zu, mein Handy hat keinen
Saft mehr. Ruf Detective
Wedmore an.« Ich kramte
die Visitenkarte der

Polizistin hervor und gab ihre Nummer durch. »Ich melde mich sobald wie möglich bei ihr. Und nochmals: Triff dich auf keinen Fall mit diesem Typen! Vertrau mir bitte. Du darfst ihn nicht treffen!«

Ich hängte ein und ließ den Kopf erschöpft gegen den Apparat sinken.

Wenn sie nach Winsted gekommen war, bestand die Möglichkeit, dass sie immer noch hier war.

Wo trifft man sich am besten, wenn man sich nicht auskennt? Bei McDonald's, klar. Also genau dort, wo wir uns gerade befanden. Außerdem gab es noch ein paar andere Fast-Food-Restaurants, die ebenso

schwer zu verfehlen waren.

Ich lief zum Wagen und stieg ein. Clayton hatte seinen McMuffin nicht angerührt. »Was ist passiert?«, fragte er.

Ich fuhr über den McDonald's-Parkplatz und erklärte Clayton, was passiert war, während ich Ausschau nach Cynthias Auto hielt. Aber ich konnte

es nirgends entdecken.

»Sie muss hier gewesen sein«, sagte ich. »Wenn man von Norden kommt, sticht einem als Erstes das McDonald's-Schild ins Auge. Jede Wette, dass Jeremy ihr diesen Treffpunkt vorgeschlagen hat.«

Ich wendete, fuhr so nahe wie möglich an den

Drivein-Schalter, sprang aus dem Wagen und lief hinüber. Ein Kunde wollte gerade das Geld aus dem Autofenster herüberreichen, aber ich drängelte mich einfach vor.

»He, Mister, so geht das aber nicht!«, sagte der Mann hinter dem Schalter.

»Ist hier während der letzten Stunde eine Frau in

einem Toyota durchgekommen?«, fiel ich ihm ins Wort. »Sie hat ein kleines Mädchen bei sich.«

»Wollen Sie mich verarschen?« Er versuchte, eine Tüte an mir vorbeizureichen. »Haben Sie 'ne Ahnung, wie viele Leute hier durchkommen?«

»Darf ich?«, sagte der Autofahrer hinter mir und

griff sich die Tüte. Als er losfuhr, streifte der Außenspiegel meinen Rücken.

»Ich suche noch zwei andere Leute«, sagte ich. »Einen Mann um die vierzig und eine ältere Frau. Sie fahren einen braunen Impala.«

»Sehen Sie nicht, dass Sie hier den ganzen Betrieb

aufhalten?«

»Die Frau ist behindert. Ist Ihnen vielleicht ein zusammengeklappter Rollstuhl aufgefallen?«

Er kniff die Augen zusammen. »Jetzt, wo Sie's sagen«, gab er zurück. »Ja, aber das ist schon 'ne gute Stunde her. An den Rollstuhl kann ich mich erinnern. Ein Wagen mit

leicht getönten Scheiben. Ich glaube, die beiden haben Kaffee bestellt. Die haben dort drüben geparkt.« Er wies zum Parkplatz hinüber.

»War es ein Chevrolet Impala?«

»Keine Ahnung. Mann, Sie stehen im Weg.«

Ich lief zum Wagen und stieg wieder ein. »Sieht so

aus, als wären Jeremy und Enid hier gewesen«, sagte ich. »Offenbar haben sie gewartet.«

»Und jetzt sind sie wieder weg«, sagte Clayton.

Ich packte das Steuer mit beiden Händen, ließ es wieder los und schlug mit der Faust dagegen. Plötzlich hatte ich bohrende

Kopfschmerzen.

Clayton sah mich an. »Sie wissen, wo wir sind, oder?«

»Was?«

»Haben Sie die Abzweigung nicht bemerkt?«, fragte er. »Nur ein paar Meilen von hier. Ich habe die Straße sofort wiedererkannt.«

Im selben Moment fiel es mir wie Schuppen von den

Augen. Ja, natürlich. Die Straße, die zu dem See führte, in dem die Leichen von Patricia und Todd gefunden worden waren.

»Das ist typisch Enid«, sagte Clayton. »Sie will, dass Cynthia dort landet, wo sie ihrer Meinung nach sowieso all die Jahre hingehörte. Und diesmal ist es ihr womöglich völlig

egal, ob der Wagen und die Ermordeten sofort gefunden werden. Viele Leute werden schlicht davon ausgehen, dass Cynthia depressiv war, sich irgendwie für den Tod ihrer Mutter und ihres Bruders verantwortlich fühlte. Und deshalb keinen Ausweg mehr sah.«

»Aber das ist doch

krank«, sagte ich. »Jetzt funktioniert dieser Plan doch nicht mehr. Dafür wissen inzwischen zu viele davon. Wir. Vince. Das ist nackter Irrsinn.«

»Tja«, sagte Clayton. »So ist Enid eben.«

Um ein Haar hätte ich einen VW Käfer gerammt, als ich mit quietschenden Reifen vom Parkplatz des

McDonald's setzte und mit Vollgas in die Richtung fuhr, aus der wir gekommen waren.



Ich raste mit neunzig Sachen über die Landstraße, und als wir die Serpentinestrecke nördlich von Otis erreichten, musste

ich mehrmals hart auf die Bremse steigen, um nicht die Kontrolle über den Wagen zu verlieren. Beinahe hätte ich einen Hirsch auf die Motorhaube genommen, der vor uns die Straße überquerte, und in letzter Sekunde konnten wir einem Traktor ausweichen, der aus einem Feldweg kam.

Clayton zuckte nicht mal mit der Wimper.

Fest umklammerte er den Türgriff, bat mich aber nicht ein einziges Mal, langsamer zu fahren. Ihm war ebenso klar wie mir, dass wir womöglich zu spät kommen würden.

Ich weiß nicht mehr genau, wie lange es dauerte, bis wir endlich die Straße

erreicht hatten, die hinter
Otis ostwärts führte.
Vielleicht eine halbe
Stunde, aber es kam mir wie
eine Ewigkeit vor. Meine
Gedanken kreisten nur
noch um Cynthia und
Grace, und vor meinem
inneren Auge sah ich
wieder und wieder
Cynthias Toyota, der von
der felsigen Anhöhe in den

Abgrund stürzte.

»Das Handschuhfach«, sagte ich.

Clayton beugte sich vor, öffnete es und förderte die Pistole zutage, die ich aus Vince' Auto mitgenommen hatte. Nachdenklich betrachtete er die Waffe.

»Nur für den Notfall«, sagte ich. Clayton nickte, bekam aber plötzlich einen

Hustenanfall; es war ein tiefes, heiseres Bellen, das direkt aus seinen Lungen zu kommen schien.

»Ich hoffe, ich halte durch«, sagte er. Erneut schüttelte ihn ein Hustenanfall. »Wenn wir es noch rechtzeitig schaffen ... Was glauben Sie, was Cynthia sagen wird?« Er hielt inne. »Wird sie mir

vergeben?«

Ich warf ihm einen Seitenblick zu; als er mich ansah, schien sein Blick mir sagen zu wollen, wie unendlich leid es ihm tat, sie lediglich um Vergebung bitten zu können. Aber ich spürte, dass seine Bitte, wenn auch vielleicht zu spät, aus tiefstem Herzen kommen würde.

»Tja«, sagte ich.
»Vielleicht haben Sie eine winzige Chance.«

Trotz seines Zustands sah Clayton die Abzweigung zum See als Erster von uns beiden. Um ein Haar wäre ich daran vorbeigefahren. Wir wurden nach vorn in die Gurte gerissen, als ich abrupt auf die Bremse trat.

»Geben Sie mir die

Waffe«, sagte ich und streckte die rechte Hand aus.

Dann erreichten wir den schmalen, steil bergauf führenden und von Bäumen gesäumten Weg, den ich schon einmal gefahren war – und schließlich gelangten wir auf das kleine Plateau, an dessen anderem Ende es senkrecht in die

Tiefe ging. Rechts von uns befand sich der braune Impala, links Cynthias silberfarbener Toyota Corolla.

Und zwischen den beiden Wagen stand Jeremy Sloan, als hätte er uns bereits erwartet. Er hielt irgendetwas in der rechten Hand.

Als er die Hand hob, sah

ich, dass es ein Revolver war. Ein geladener Revolver, wie sich zeigte, als im selben Moment unsere Windschutzscheibe zersplitterte.

ACHTUNDVIERZIG

Ich ging in die Eisen, zog die Handbremse, löste den Sicherheitsgurt und sprang aus dem Wagen. Um Clayton kümmerte ich mich nicht weiter, dachte nur an Cynthia und Grace.

Ich sah sie nirgends, doch schien es mir ein gutes Zeichen zu sein, dass Cyns Wagen noch nicht im Wasser gelandet war.

Ich warf mich ins hohe Gras und feuerte blindlings in die Luft; Jeremy sollte wenigstens wissen, dass ich ebenfalls bewaffnet war. Ich blickte dorthin, wo Jeremy eben noch

gestanden hatte, doch war er nicht mehr zu sehen. Panik stieg in mir auf, aber dann entdeckte ich ihn doch. Ängstlich duckte er sich hinter den einen Kotflügel des Impala.

»Jeremy!«, rief ich.

»Terry!«, drang im selben Augenblick Cynthia's Stimme aus dem Toyota an meine Ohren.

»Daddy!« Das war Grace.

»Ich bin hier!«, rief ich.

Dann hörte ich Enids schneidend scharfe Stimme aus dem Impala. »Töte ihn, Jeremy! Knall ihn ab!«

»Hör mir zu, Jeremy«, rief ich. »Hat deine Mutter dir erzählt, was bei euch zu Hause in Youngstown passiert ist? Warum ihr so

überstürzt
musstet?«

aufbrechen

»Hör nicht auf ihn«, rief
Enid. »Leg ihn um.«

»Wovon reden Sie?«, gab
er zurück.

»Sie hat auf einen Mann
namens Vince Fleming
geschossen. In eurem Haus.
Inzwischen ist er im
Krankenhaus. Die Polizei
weiß ebenfalls Bescheid. Ich

nehme an, ihr wolltet die Sache so hindrehen, als hätte Cynthia Selbstmord begangen – stimmt's?«

Ich wartete auf eine Antwort. Als keine kam, fuhr ich fort: »Vergiss es, Jeremy. Euer toller Plan wird nicht funktionieren. Die Sache ist gelaufen!«

»Was für ein Schwachsinn!«, ertönte

Enids Stimme. »Erschieß ihn endlich. Tu, was deine Mutter sagt!«

»Mom«, sagte Jeremy.
»Ich ... Ich habe noch nie jemand umgebracht.«

»Schluss jetzt! Mit den beiden anderen hast du doch auch kein Problem!«

»Aber da geht's nur darum, den Wagen über die Klippe zu stoßen. Das ist

was anderes.«

Inzwischen hatte Clayton die Beifahrertür des Honda geöffnet. Als ich unter dem Wagen hindurchspähte, sah ich seine Schuhe, seine nackten Knöchel. Glassplitter fielen zu Boden, als er sich mühsam zu erheben versuchte.

»Nein, Dad!«, rief

Jeremy. »Steig wieder in den Wagen!«

»Was?«, hörte ich Enids Stimme. »Er ist hier? O Gott!«, entfuhr es ihr. »Du verdammter alter Narr! Wer hat dich denn aus der Klinik entlassen?«

Langsam schlurfte Clayton auf den Impala zu. Als er das Heck des Wagens erreicht hatte, stützte er

sich erschöpft auf den Kofferraum. »Nein, Enid!«, stieß er mit letzter Kraft hervor. »Das kannst du nicht tun!«

Plötzlich ertönte Cynthias Stimme. »Dad?«

»Hallo, Liebes«, sagte er. Er versuchte zu lächeln. »Ich kann dir gar nicht sagen, wie leid mir das alles tut.«

»Dad?«, wiederholte sie ungläubig. Ich konnte sie nicht sehen, mir aber lebhaft ihren Gesichtsausdruck vorstellen.

Irgendwie war es Jeremy und Enid gelungen, Cynthia und Grace zu überwältigen und hierherzubringen, aber anscheinend hatten sie keine besondere Eile

gehabt.

»Hör zu, mein Junge«, sagte Clayton zu Jeremy. »Sei vernünftig. Deine Mutter hätte dich niemals dazu anstiften dürfen. Sieh dir die beiden doch nur an.« Er deutete auf das Auto, in dem Cynthia saß. »Das ist deine Schwester. Deine Schwester. Und die Kleine neben ihr, das ist deine

Nichte. Wenn du dich jetzt zum Komplizen deiner Mutter machst, bist du keinen Deut besser als ich.«

»Dad«, gab Jeremy zurück, immer noch hinter den Kotflügel des Impala geduckt. »Warum hast du ihr alles vererbt? Du kennst sie doch gar nicht! Wie konntest du nur so grausam zu mir und Mom sein?«

Clayton gab einen Seufzer von sich. »Werde erwachsen«, sagte er. »Hör endlich auf, dich an ihren verdammten Rockzipfel zu klammern.«

»Halt deinen dreckigen Mund«, schnauzte Enid.

»Jeremy«, rief ich. »Weg mit der Waffe! Das Spiel ist aus!« Ich lag im Gras, hielt Vince' Pistole fest in beiden

Händen. Es sah richtig professionell aus, auch wenn ich nicht die geringste Ahnung von Feuerwaffen hatte.

Mit einem Mal kam er aus seiner Deckung und schoss. Zu meiner Rechten wirbelte Staub auf, und ich warf mich instinktiv in die andere Richtung.

Cynthia stieß abermals

einen Schrei aus.

Dann hörte ich, wie sich schnelle Schritte näherten. Ich schnellte hoch und brachte die Pistole in Anschlag, aber im selben Moment trat Jeremy mir die Waffe aus der Hand. In hohem Bogen flog die Pistole ins Gras.

Mit dem nächsten Tritt traf er mich in die Rippen.

Der Schmerz durchzuckte mich wie ein Blitzschlag, aber ich registrierte ihn gar nicht richtig, da er mir einen Sekundenbruchteil später bereits den nächsten Tritt versetzte, so heftig, dass ich mich überschlug. Dreck und Gras blieben an meiner Wange kleben.

Ich rang nach Luft. Jeremy stand über mir,

einen verächtlichen
Ausdruck im Gesicht,
während ich versuchte,
wieder zu Atem zu
kommen.

»Knall ihn ab!«, rief
Enid. »Wenn du es nicht
kannst, mache ich es
selbst!«

Seine Waffe war auf mich
gerichtet, aber es geschah
nichts. Er hätte mir so

problemlos eine Kugel in den Kopf jagen wie eine Münze in eine Parkuhr werfen können, aber er brachte es einfach nicht über sich.

Endlich gelangte wieder Luft in meine Lungen, aber ich konnte mich kaum rühren vor Schmerzen. Ich war mir sicher, dass er mir mehrere Rippen gebrochen

hatte.

Clayton musterte mich mit traurigem Blick. Es war, als könnte ich seine Gedanken lesen. Wir haben alles versucht, schien er sagen zu wollen. Mehr war einfach nicht drin. Wir haben unser Bestes gegeben.

Die Straße zur Hölle war schon immer mit guten Vorsätzen gepflastert.

Ich rollte mich auf den Bauch und erhob mich ächzend auf die Knie. Jeremy erspähte meine Waffe im Gras, hob sie auf und steckte sie in seinen Gürtel. »Los, hoch mit dir«, sagte er.

»Hast du mich nicht gehört?«, keifte Enid. »Leg ihn endlich um!«

»Mom«, sagte er.

»Vielleicht ist es besser, wir verfrachten ihn in den Wagen. Zu den anderen.«

Sie überlegte kurz.
»Nein«, sagte sie dann.
»Die beiden anderen ertränken wir. Ihn erledigen wir woanders.«

Clayton tastete sich Schritt für Schritt den Wagen entlang. Er sah aus, als würde er jeden Moment

zusammenklappen.

»Ich ... Ich glaube, ich werde ohnmächtig«, sagte er.

»Du verdammter alter Narr!«, schrie Enid. »Wärst du doch im Krankenhaus verreckt!« Durch das Seitenfenster konnte ich die Griffe ihres Rollstuhls erkennen.

Jeremys Blick irrte

zwischen mir und seinem Vater hin und her. Er war sichtlich unschlüssig, was er unternehmen sollte.

»Rühren Sie sich nicht vom Fleck«, sagte er dann und zielte mit der Waffe auf mich, während er zu dem Impala hinüberging. Da der hintere Sitz durch den Rollstuhl blockiert war, öffnete er die Fahrertür für

seinen Vater.

»Setz dich hier rein«, sagte Jeremy, ohne mich auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Clayton schlurfte zu ihm und ließ sich schwerfällig auf den Fahrersitz fallen.

»Ich brauche Wasser«, sagte er.

»Hör auf zu jammern!«, fuhr Enid ihn an.

»Verdammt noch mal, ich kann's nicht mehr hören!«

Ich rappelte mich mühsam auf. Drei, vier Schritte, und ich war bei Cynthias Auto. Sie saß hinter dem Steuer, Grace auf dem Beifahrersitz. Aus meiner Position konnte ich es nicht richtig erkennen, aber offenbar waren sie gefesselt.

»Schatz«, sagte ich.

Cynthias Augen waren
blutunterlaufen, ihre
Wangen tränenverschmiert.
Grace schluchzte leise.

»Er hat gesagt, er wäre
Todd«, stieß Cynthia
hervor.

»Aber er ist es gar nicht.«

»Ich weiß«, sagte ich.

»Aber das da ist dein
Vater.«

Cynthia sah kurz zu Clayton hinüber und wandte sich wieder zu mir.

»Nein«, sagte sie. »Er sieht vielleicht so aus, aber dieser Mann ist nicht mein Vater. Nicht mehr.«

Clayton, der sie gehört hatte, ließ den Kopf sinken. Den Blick auf seinen Schoß gerichtet, sagte er: »Du hast alles Recht der Welt, mich

zu verurteilen. Ich kann dir nur sagen, wie unendlich leid mir tut, was ich dir angetan habe, auch wenn ich nicht glaube, dass du mir vergeben wirst. Und ehrlich gesagt weiß ich nicht mal, ob du mir überhaupt vergeben solltest.«

»Los, weg da!« Jeremy kam um den Toyota herum,

die Waffe auf mich gerichtet. »Gehen Sie da rüber.«

»Wie konntest du nur?«, fuhr Enid Clayton an. »Wie konntest du dein ganzes Geld nur diesem Miststück vererben?«

»Mein Anwalt war ausdrücklich angewiesen, dir gegenüber nichts über den Inhalt meines

Testaments verlauten zu lassen.« Clayton lächelte beinahe. »Tja, sieht so aus, als müsste ich mir einen neuen Anwalt suchen.«

»Seine Sekretärin hat es mir gezeigt«, sagte Enid. »Er war in Urlaub, und ich habe ihr gesagt, du hättest mich beauftragt, dir das Testament wegen einer Änderung ins Krankenhaus

zu bringen. Du Dreckskerl.
Mein ganzes Leben habe ich
mich für dich aufgeopfert,
und das ist der Dank!«

»Erledigen wir es jetzt
endlich, Mom?«, erklang
Jeremys Stimme. Er stand
neben der Fahrertür des
Toyota, offensichtlich
bereit, durch das Fenster zu
greifen, den Zündschlüssel
umzudrehen und den

Ganghebel der
Automatikschtaltung
umzulegen. Und dann
brauchte er nur noch
zuzusehen, wie der Wagen
über den Felsvorsprung
rollte.

»He, Mom«, fuhr Jeremy
fort. »Wär's nicht besser,
wenn wir sie losbinden?
Sieht doch komisch aus mit
den Fesseln. Ich dachte, es

sollte wie ein Selbstmord aussehen.«

»Was plapperst du da?«, keifte Enid.

»Soll ich sie erst bewusstlos schlagen?«, fragte Jeremy.

Ich überlegte, was ich unternehmen sollte, doch fiel mir nichts Besseres ein, als auf ihn loszustürmen und zu versuchen, seine

Waffe gegen ihn zu richten. Zwar ging ich dabei das Risiko ein, selbst erschossen zu werden, aber wenn ich damit das Leben meiner Frau und meiner Tochter retten konnte, nahm ich das gern in Kauf. Hatte ich Jeremy erst ausgeschaltet, würde Enid nichts mehr unternehmen können. Ohne Hilfe kam

sie nicht mal allein aus dem Auto.

»Weißt du, was ich dir schon immer sagen wollte?«, richtete Enid das Wort an Clayton, ohne weiter auf Jeremy einzugehen. »Nie hast du zu würdigen gewusst, was ich alles für dich getan habe. Von Anfang an warst du ein Schmarotzer, ein

elender Nichtsnutz und
Versager! Und betrogen
hast du mich auch noch!«
Missbilligend schüttelte sie
den Kopf. »Ehebruch! Die
schlimmste Sünde von
allen!«

»Mom!«, unterbrach
Jeremy sie erneut, die linke
Hand an der Autotür, die
rechte mit dem Revolver
auf mich gerichtet.

Sobald er sich in den Wagen lehnte, würde ich losstürmen. Was aber, wenn es ihm gelang, den Ganghebel umzulegen, bevor ich bei ihm war? Dann konnte ich ihn zwar vielleicht außer Gefecht setzen, aber der Wagen würde trotzdem in die Tiefe stürzen.

Ich durfte nicht länger

zögern. Jetzt oder nie.

Im selben Moment hörte ich, wie ein Motor ansprang.

Der Motor des Impala.

»Zum Teufel, was machst du da?«, kreischte Enid. Doch Clayton schenkte ihr keine Beachtung. Ein leises Lächeln umspielte seine Lippen, als er sich nach links wandte und zu

Cynthia in den Toyota sah. Er nickte ihr zu. »Ich habe nie aufgehört, dich zu lieben. Mein Lebtag habe ich an dich gedacht – und auch an deine Mom und Todd.«

»Clayton!«, schrie Enid.

Dann richtete er den Blick auf Grace. »Ich wünschte, ich hätte dich kennenlernen dürfen,

Grace. Aber ich weiß auch so, dass du etwas Besonderes bist. Kein Wunder bei so einer Mutter.«

Er wandte sich zu Enid. »Das war's, du Miststück«, sagte er, legte den Ganghebel um und trat aufs Gas.

Der Motor heulte auf und der Impala fuhr

geradewegs auf den
Abgrund zu.

»Mom!«, schrie Jeremy.
Er lief um Cynthias Wagen
herum, direkt vor den
Impala, als könne er ihn mit
bloßen Händen stoppen.
Vielleicht dachte er im
ersten Moment, Clayton
hätte versehentlich auf
Leerlauf geschaltet.

Was ganz und gar nicht

der Fall war. Es waren vielleicht zehn Meter bis zum Abgrund, und Clayton trat mit aller Macht auf das Gaspedal, als wolle er den Wagen noch auf hundert Sachen bringen.

Alles ging unglaublich schnell. Jeremy wurde auf die Motorhaube geschleudert, und dort befand er sich noch, als der

Impala über den
Felsvorsprung raste.

Keine zwei Sekunden
später hörten wir, wie er ins
Wasser stürzte.

NEUNUNDVIERZIG

Ich fuhr Claytons Auto zur Seite, damit wir das Plateau in Cynthias Wagen verlassen konnten. Sie stieg auf den Rücksitz und schlang von hinten die Arme um Grace, während

wir nach Milford
zurückführen.

Wahrscheinlich wäre es
besser gewesen, wir hätten
die Polizei gerufen und auf
ihr Eintreffen gewartet,
aber zunächst schien es uns
am wichtigsten, Grace so
schnell wie möglich nach
Hause zu bringen. Clayton,
Enid und Jeremy würden
schließlich nicht

davonlaufen. Sie würden immer noch auf dem Grund des Sees liegen, wenn wir Detective Wedmore informierten.

Cynthia wollte, dass ich mich im Krankenhaus untersuchen ließ. Zu Recht. Meine Rippen brannten wie Feuer, aber ich war so erleichtert, dass ich den Schmerz kaum spürte. Ich

nahm mir vor, ins Krankenhaus zu fahren, sobald ich Cynthia und Grace sicher zu Hause abgeliefert hatte.

Wir sprachen nicht viel auf der Rückfahrt. Zwischen uns herrschte stummes Einverständnis darüber, vor Grace nicht über die Ereignisse der letzten Zeit zu reden. Sie

hatte genug Schreckliches erlebt.

Dennoch gelang es mir, zumindest in groben Zügen zu erfahren, was passiert war. Cynthia und Grace waren nach Winsted gefahren und hatten sich mit Jeremy auf dem Parkplatz des McDonald's getroffen. Er behauptete, er habe eine Überraschung für

sie. Seine Mutter würde im Auto warten. Worauf Cynthia natürlich sofort gedacht hatte, er würde von ihrer Mutter sprechen.

Er hatte sie zu dem Impala geführt, und sobald sie und Grace eingestiegen waren, hatte Enid eine Waffe gezückt und keinen Zweifel daran gelassen, dass sie Grace sofort töten

würde, wenn Cynthia nicht alles tat, was sie wollte. Cynthia hatte den Impala fahren müssen. Jeremy war ihnen in Cynthias Toyota gefolgt.

Als sie auf dem Felsplateau über dem See angekommen waren, hatte er Cynthia und Grace an die Vordersitze gefesselt.

Clayton und ich waren in

letzter Sekunde
eingetroffen.

Ich berichtete Cynthia
ebenfalls so knapp wie
möglich, was ich auf
meinem Trip nach
Youngstown in Erfahrung
gebracht hatte. Was
wirklich in jener Nacht vor
fünfundzwanzig Jahren
geschehen war.

Ich erzählte ihr kurz von

Vince. Und davon, wie Enid ihn eiskalt in den Rücken geschossen hatte.

Ich nahm mir vor, mich sofort nach ihm zu erkundigen, sobald wir zu Hause waren. Mir graute vor dem Gedanken, Jane Scavullo möglicherweise ins Gesicht sagen zu müssen, dass Vince ums Leben gekommen war.

Ich hoffte nur, dass Detective Wedmore mir die ganze Geschichte abkaufen würde. Ich fand sie selbst ziemlich unglaublich.

Trotzdem war da noch eine Sache, die mir nicht aus dem Kopf ging. Wie Jeremy mit der Waffe in der Hand über mir gestanden hatte – er hätte nur noch abdrücken müssen. Aber er hatte es

schlicht nicht
fertiggebracht.

Tess Berman und Denton
Abagnall hingegen waren
kaltblütig ermordet
worden. Von jemandem,
der keine Sekunde gezögert
hatte.

Und plötzlich erinnerte
ich mich auch, was Jeremy
zu Enid gesagt hatte: Mom,
ich hab noch nie jemanden

umgebracht.

Ja. Langsam ging mir ein Licht auf.



Als wir wieder durch Winsted kamen, fragten wir Grace, ob sie Hunger habe, aber sie schüttelte den Kopf. Sie wollte nur noch nach Hause. Cynthia und

ich sahen uns besorgt an. Vielleicht war es besser, sobald wie möglich einen Arzt zu Rate zu ziehen. Grace hatte ein traumatisches Erlebnis hinter sich. Gut möglich, dass sie einen Schock erlitten hatte. Doch kurz darauf schlief sie ein, und nichts wies darauf hin, dass sie Albträume hatte.

Zwei Stunden später
waren wir endlich zu
Hause. Als ich in unsere
Straße einbog, erspähte ich
Rona Wedmores Wagen vor
unserem Haus. Als sie uns
sah, stieg sie aus und
erwartete uns mit
grimmigem Blick und
verschränkten Armen.

Ich fuhr in unsere
Einfahrt, und als ich

aussteigen wollte, stand sie auch schon neben der Fahrertür, bereit, mir die Leviten zu lesen.

Dann aber trat ein besorgter Ausdruck in ihre Züge, als sie sah, wie ich mich mit zusammengebißenen Zähnen aus dem Auto quälte. Ich hatte höllische Schmerzen.

»Was ist denn mit Ihnen passiert?«, fragte sie. »Sie sehen ja furchtbar aus.«

»So fühle ich mich auch«, sagte ich, während ich vorsichtig meine Rippen abtastete. »Jeremy Sloan hat mich in die Mangel genommen.«

»Wo steckt der Kerl?«, fragte Detective Wedmore.

Ich grinste still in mich

hinein, während ich meine schlafende Grace auf die Arme nahm, um sie ins Haus zu tragen.

»Lass mich das machen«, sagte Cynthia.

»Schon okay«, sagte ich und trug Grace zur Haustür. Cynthia schloss auf. Detective Wedmore folgte uns ins Haus.

»Ich kann sie nicht länger

halten«, stöhnte ich.

»Leg sie aufs Sofa«, sagte Cynthia.

Sanft bettete ich Grace auf die Couch, während Cynthia ihr ein Kissen unter den Kopf schob und eine Decke über sie breitete.

Detective Wedmore schwieg höflich, während wir uns um Grace

kümmerten. Dann folgte sie uns in die Küche.

»Sie sollten schleunigst einen Arzt aufsuchen«, sagte Detective Wedmore.

Ich nickte.

»Wo steckt dieser Sloan?«, fragte sie abermals.

»Den kriegen wir wegen Körperverletzung dran.«

Ich lehnte mich gegen die Anrichte. »Besser, Sie

fordern ein paar Taucher an.«

Und dann erzählte ich ihr alles. Von dem alten Zeitungsausschnitt, der Vince und mich nach Youngstown geführt hatte. Davon, wie wir Clayton Sloan aufgespürt hatten, und von Cynthias und Grace' Entführung.

Zuletzt berichtete ich,

wie Clayton, Enid und Jeremy zusammen in den See gestürzt waren.

Ich ließ nur eine winzige Kleinigkeit aus, da ich mir immer noch keinen hundertprozentigen Reim darauf machen konnte. Obwohl ich so etwas wie eine Vorahnung hatte.

»Hmm«, sagte Detective Wedmore. »Das ist ja eine

ungeheuerliche
Geschichte.«

»Das stimmt«, sagte ich.
»Aber wäre sie erfunden,
hätte ich mir garantiert
etwas Glaubhafteres
ausgedacht.«

»Ich würde gern auch
Grace dazu hören«, sagte
sie.

»Aber nicht jetzt«, sagte
Cynthia. »Sie hat genug

durchgemacht. Sie ist völlig erschöpft.«

Detective Wedmore nickte. »Ich fordere jetzt erst mal ein paar Taucher an. Ich sehe dann heute Nachmittag wieder bei Ihnen vorbei.« Sie sah mich an. »Soll ich Sie ins Krankenhaus fahren?«

»Schon okay«, sagte ich. »Ich nehme mir später ein

Taxi.«

Nachdem Detective Wedmore sich verabschiedet hatte, ging Cynthia ins Bad, um sich wieder in einen halbwegs ansehnlichen Zustand zu bringen. Detective

Wedmore war gerade mal eine halbe Minute fort, als ich hörte, wie ein anderer Wagen vorfuhr. Als ich die

Haustür öffnete, stand Rolly vor mir. Er trug einen Mantel, ein blaues Hemd und blaue Segelschuhe.

»Terry!«, platzte er heraus.

Ich legte einen Finger an die Lippen. »Grace schläft«, sagte ich und winkte ihn herein.

»Du hast sie also gefunden«, sagte er.

»Cynthia auch?«

Ich nickte, durchforstete den Küchenschrank nach Schmerztabletten und hielt ein Glas unter den Wasserhahn.

»Dich hat's ja schwer erwischt«, sagte Rolly.
»Tja, manche Lehrer tun wirklich alles, um den Mühlen des Schuldiensts zu entgehen.«

Beinahe hätte ich gelacht, aber ich hatte wirklich teuflische Schmerzen. Ich nahm drei Tabletten und spülte sie mit einem großen Schluck Wasser hinunter.

»Du hast also tatsächlich Cynthias Vater gefunden«, sagte Rolly. »Clayton.«

Ich nickte.

»Unglaublich«, sagte er. »Dass er nach all den Jahren

noch am Leben ist.«

»Das kann man wohl sagen«, gab ich zurück, ohne ihm auf die Nase zu binden, dass Clayton vor wenigen Stunden gestorben war.

»Sachen gibt's«, sagte er.

»Wieso fragst du nicht auch nach Patricia und Todd?«, sagte ich. »Oder interessiert dich nicht, was

mit ihnen passiert ist?«

Rolly blinzelte unruhig.
»Natürlich. Aber man hat doch ihre Leichen gefunden.«

»Ja, stimmt. Und anscheinend weißt du ja bereits, wer sie umgebracht hat.« Ich hielt kurz inne.
»Sonst hättest du ja wohl danach gefragt.«

Rollys Miene verdüsterte

sich. »He, ich wollte dich
bloß nicht sofort mit
tausend Fragen
bombardieren, das ist
alles.«

»Willst du wissen, wie sie
umgekommen sind? Was
wirklich mit ihnen passiert
ist?«

»Natürlich«, sagte er.

»Gib mir 'ne Sekunde.«

Ich trank noch einen

Schluck Wasser und hoffte,
dass die Schmerztabletten
bald wirken würden.
»Rolly«, sagte ich. »Hast du
Tess das Geld gebracht?«

»Was?«

»Das Geld für Cynthias
Ausbildung. Du hast den
Boten für Clayton gespielt,
richtig?«

Er leckte sich nervös über
die Lippen. »Was hat

Clayton dir erzählt?«

»Was glaubst du denn?«

Rolly fuhr sich mit der Hand über den Kopf und wandte sich ab. »Er hat ausgepackt, stimmt's?«

Ich antwortete nicht. Sollte er ruhig glauben, dass ich bereits alles wusste.

»Verdammt noch mal«, sagte er kopfschüttelnd. »Der Mistkerl. Er hat mir

geschworen, für immer
dichtzuhalten. Er glaubt,
dass ich dich auf seine Spur
gebracht habe, oder?
Deshalb meint er, sich nicht
mehr an unsere Abmachung
halten zu müssen.«

»Eine Abmachung? So
nennst du das also?«

»Wir hatten ein
Abkommen!« Wütend
schüttelte er den Kopf. »Ich

stehe kurz vor der Pensionierung. Die verdammte Schule steht mir bis hier! Ich will einfach nur noch weg, Terry, endlich meine Ruhe haben. Sonst nichts.«

»Ich würde die Geschichte einfach gern mal aus deinem Mund hören, Rolly«, sagte ich. »Nur um zu sehen, ob sie

mit Claytons Version
übereinstimmt.«

»Er hat dir von Connie
Gormley erzählt, stimmt's?
Von dem Unfall.«

Ich schwieg.

»Wir hatten eine
Angeltour unternommen«,
sagte Rolly. »Und Clayton
wollte hinterher noch
irgendwo ein Bierchen
tanken. Ich wäre

durchgefahren, aber natürlich konnte ich nicht nein sagen. Na ja, wir sind dann in dieser Bar gelandet. Eigentlich wollten wir nur ein Gläschen trinken und wieder abzischen, aber auf einmal wirft sich mir dieses Mädel an den Hals.«

»Connie Gormley.«

»Ja. Sie war schon leicht angeschickert, und ich habe

dann auch noch das eine oder andere Bier getrunken. Clayton war locker drauf, ein Gläschen in Ehren und so, du weißt schon. Und während er dann für kleine Königstiger war, haben wir uns draußen die Füße vertreten. Und sind auf dem Rücksitz von ihrem Wagen gelandet.«

»Aber du warst doch

schon damals mit Millicent zusammen«, sagte ich. Es war gar nicht wertend gemeint, mehr eine Frage, da ich mir nicht sicher war, wie lange er überhaupt schon verheiratet war. Rollys finsterer Blick ließ jedoch keinen Zweifel daran, wie er meine Bemerkung auffasste.

»Ein Ausrutscher«, sagte

er. »So was kann eben mal passieren.«

»Na schön«, sagte ich.
»Und wie ging es dann vom
Rücksitz in den
Straßengraben?«

»Als wir ... nun ja, als
wir fertig waren, wollte sie
plötzlich fünfzig Dollar
von mir. Ich habe ihr
gesagt, so läuft das nicht,
ich hätte nicht gewusst,

dass sie eine Nutte ist –
aber vielleicht war sie auch
gar keine, vielleicht
brauchte sie einfach bloß
Geld. Egal, jedenfalls
wollte ich nichts
herausrücken, worauf sie
sagte, dann würde sie
vielleicht mal gelegentlich
bei mir zu Hause
vorbeischaun und ein paar
Takte mit meiner Frau

reden.«

»Oh.«

»Na ja, und dann kam es irgendwie zum Gerangel zwischen uns, und als ich sie wegschubste, stolperte sie und schlug mit dem Kopf gegen die Stoßstange. Und das war's.«

»Sie war tot.«

Rolly schluckte. »Das Problem war, dass uns jede

Menge Leute in der Bar
zusammen gesehen hatten.
Und so kam ich auf die
Idee, es wie einen Unfall
hinzudrehen. Eine
betrunkene Frau, die am
Highway entlang nach
Hause torkelt und
überfahren wird – da
würden die Cops doch nie
nach einem Typen suchen,
den sie in irgendeiner

Kneipe angebaggert hat.«

Ich schüttelte nur den Kopf.

»Terry«, sagte er, »an meiner Stelle hättest du genauso die Nerven verloren. Jedenfalls bin ich wieder in die Bar und habe Clayton die Sache erklärt. Und aus irgendeinem Grund war ihm anscheinend ebenfalls nicht

wohl bei dem Gedanken,
von der Polizei vernommen
zu werden. Damals hatte
ich keine Ahnung, dass er
nicht der Mann war, für den
er sich ausgab, dass er ein
Doppelleben führte.
Jedenfalls verfrachteten wir
sie in den Kofferraum,
fuhren auf den Highway,
und dann stieß Clayton ihre
Leiche vor den Wagen.

Danach haben wir sie dann in den Graben geworfen.«

»O Gott«, sagte ich.

»Ich muss immer wieder daran denken, Terry. Es war schauderhaft. Aber manchmal hat man eben keine Wahl.« Wieder schüttelte er den Kopf. »Clayton hat mir geschworen, niemandem etwas davon zu erzählen. In

tausend Jahren nicht. Der Dreckskerl.«

»Hat er auch nicht«, sagte ich. »Ich habe alles versucht, um ihm sein Geheimnis zu entlocken, und trotzdem hat er dich nicht verraten. Aber lass mich einfach mal raten, wie die Geschichte weitergeht. Eines Nachts verschwinden Clayton, Patricia und Todd.

Spurlos. Niemand hat auch nur die geringste Ahnung, was geschehen ist, du genauso wenig wie jeder andere. Und dann erhältst du eines Nachts einen Anruf, vielleicht ein Jahr, vielleicht mehrere Jahre später. Clayton ist dran. Quidproquo. Er hat dich damals gedeckt, und jetzt bist du an der Reihe, ihm

einen Gefallen zu tun. Du sollst einen kleinen Kurierdienst für ihn erledigen. Er schickt dir das Geld, und du leitest die Kohle weiter an Tess, deponierst sie in einem unbeobachteten Moment in ihrem Auto, wickelst sie in eine Zeitung vor ihrer Haustür ein.«

Rolly starrte mich an.

»Ja«, sagte er. »Das trifft es ziemlich genau.«

»Und dann«, sagte ich, »erzähle ich dir plötzlich beim Mittagessen, was Tess mir anvertraut hat. Dass sie jahrelang anonym Geld erhalten hat. Und dass sie die Umschläge und den Brief aufbewahrt hat, in dem sie der anonyme Spender aufgefordert hat,

k e i n e Nachforschungen
anzustellen und niemals
auch nur ein Wörtchen über
die finanziellen
Zuwendungen zu verlieren.
Kurz: dass sich sowohl die
Umschläge als auch der
Brief nach all den Jahren
noch in ihrem Besitz
befinden.«

Rolly schien es die
Sprache verschlagen zu

haben.

Ich beschloss, die Sache von einer anderen Seite anzugehen. »Nehmen wir mal an, ein Mann ist bereit, für seine Mutter zwei Menschen zu töten. Und während er drauf und dran ist, genau das zu tun, sagt er ihr plötzlich, dass er nie zuvor jemanden umgebracht hat. Würdest

du ihm glauben?«

»Was? Ich verstehe kein Wort.«

»Ich denke nur laut nach. Ich glaube nämlich, dass es die Wahrheit ist. Ein Mann, der schon einmal getötet hat, hätte nicht den geringsten Grund, in einer derartigen Situation damit hinter dem Berg zu halten.« Ich hielt kurz inne. »Tja,

jedenfalls hat mir das stark zu denken gegeben. Bis dahin war ich nämlich felsenfest davon überzeugt gewesen, er hätte bereits zwei Menschen ermordet.«

»Ich habe keine Ahnung, worauf du hinauswillst«, sagte Rolly.

»Ich rede von Jeremy Sloan. Von Claytons Sohn aus seiner anderen Ehe. Ich

nehme an, dass du Bescheid weißt. Mit ziemlicher Sicherheit hat Clayton dich eingeweiht, bevor du die Kurierdienste für ihn übernommen hast. Erst habe ich geglaubt, Jeremy hätte Tess umgebracht. Ebenso wie Denton Abagnall. Aber inzwischen bin ich mir da alles andere als sicher.«

Rolly schluckte.

»Bist du nach unserem Mittagessen zu Tess rausgefahren?«, fragte ich.
»Weil du Angst hattest, sie könnte sich mittlerweile das eine oder andere zusammengereimt haben? Oder weil du dir nicht sicher warst, ob vielleicht doch Fingerabdrücke auf den Umschlägen waren?

Weil du befürchten
musstest, dass man dich
irgendwie mit Clayton in
Verbindung bringen und er
euer Geheimnis vielleicht
doch ausposaunen würde?«

»Ich wollte sie nicht
töten«, sagte Rolly.

»Dafür hast du aber
ganze Arbeit geleistet«,
sagte ich.

»Ich wollte es nicht,

aber ... Du hattest mir ja erzählt, dass sie an irgendeiner tödlichen Krankheit litt, und so dachte ich, dass ich sie sowieso nur erlösen würde. O Mist, und kurz darauf habe ich dann von dir erfahren, dass alles nur ein Irrtum war.«

»Rolly ...«

»Tja«, sagte er. »Und den

Brief und die Umschläge hatte sie diesem Detektiv gegeben.«

»Die Visitenkarte an der Pinnwand«, sagte ich. »Du hast sie mitgenommen.«

»Ich habe ihn angerufen«, sagte er. »Und mich mit ihm in dem Parkhaus getroffen.«

»Und dort hast du ihn umgebracht«, sagte ich.

»Und seine Aktentasche entwendet. In der sich die Umschläge befanden.«

Rolly legte den Kopf zur Seite. »Mal ernstlich, glaubst du, sie hätten nach all den Jahren noch Fingerabdrücke von mir auf den Umschlägen gefunden?«

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Ich bin bloß

Englischlehrer.«

»Ich habe sie trotzdem vernichtet«, sagte Rolly.

Ich sah zu Boden. Nicht nur wegen der Schmerzen in meinen Rippen, sondern wegen der überwältigenden Traurigkeit, die mich zu übermannen drohte.

»Rolly«, sagte ich. »Du warst immer ein guter Freund, jemand, auf den ich

wirklich zählen konnte.
Okay, du hast vor
fünfundzwanzig Jahren
einen Fehler gemacht, einen
großen Fehler, aber ich gehe
davon aus, dass du Connie
Gormley tatsächlich nichts
antun wolltest, und
wahrscheinlich würde ich
darüber Stillschweigen
bewahren. Es würde mir
einiges abverlangen, aber

für einen echten Freund
würde ich unter Umständen
über meinen Schatten
springen.«

Er musterte mich
aufmerksam.

»Aber dass du Tess
umgebracht hast, ist etwas
völlig anderes. Tess, die
immer für uns alle da war.
Und dann hast du ebenso
kaltblütig weitergemordet.

Nein, Rolly, damit werde ich dich nicht davonkommen lassen.«

Er griff in seine Manteltasche und zog eine Pistole. Ich fragte mich, ob es die Waffe war, die er vor ein paar Wochen auf dem Schulgelände gefunden hatte.

»Verdammt noch mal.«

»Los, Terry«, sagte er.

»Geh nach oben.«

»Das meinst du nicht ernst«, sagte ich.

»Das Wohnmobil steht bereits vor meiner Haustür«, sagte er. »Ein Boot habe ich auch schon ausgesucht. Nur noch ein paar Wochen und ich kann endlich in Rente gehen. Und das habe ich mir auch verdient.«

Er wies zur Treppe und folgte mir nach oben. Kurz bevor wir den oberen Treppenabsatz erreicht hatten, wandte ich mich abrupt um und trat nach ihm, aber ich war zu langsam. Er wich meinem Tritt aus, hielt die Waffe weiter auf mich gerichtet.

»Was ist denn los?«, rief Cynthia aus Grace'

Zimmer.

Ich trat durch den Türrahmen. Cynthia stand an Grace' Schreibtisch. Erschrocken öffnete sie den Mund, als sie die Pistole in Rollys Hand sah.

»Es war Rolly«, sagte ich.

»Er hat Tess getötet.«

»Was?«

»Und Abagnall auch.«

»Das glaube ich nicht.«

»Frag ihn doch selbst.«

»Halt die Klappe«, sagte Rolly.

»Was hast du vor?« An Grace' Bett blieb ich stehen und wandte mich zu ihm um. »Willst du uns beide umbringen und dann vielleicht auch noch Grace? Glaubst du allen Ernstes, du kannst so viele Menschen töten, ohne dass

dir die Polizei auf die Schliche kommt?«

»Was bleibt mir anderes übrig?«

»Weiß Millicent davon? Ist ihr klar, dass sie mit einer Bestie zusammenlebt?«

»Ich bin keine Bestie. Ich habe einen Fehler gemacht. Ich hatte zu viel intus, und Connie Gormley hat mich

provoziert, als sie plötzlich Geld sehen wollte. Es ist eben passiert. Einfach so.«

Cynthias Gesicht war gerötet; mit weit aufgerissenen Augen starrte sie Rolly an. Wahrscheinlich war das, was sie gerade gehört hatte, schlicht zu viel für sie. Im selben Moment drehte sie durch, so ähnlich wie an

dem Tag, als sie die betrügerische Hellseherin hochkant aus unserem Haus geworfen hatte. Sie stieß einen Schrei aus und ging auf Rolly los, doch er reagierte sofort und schlug ihr mit der Waffe ins Gesicht. Sie ging neben Grace' Schreibtisch zu Boden.

»Es tut mir leid,

Cynthia«, sagte er. »Es tut mir wirklich leid.«

Ich war drauf und dran, mich selbst auf ihn zu stürzen, doch im selben Augenblick richtete er die Waffe bereits wieder auf mich. »Mein Gott, Terry«, sagte er.

»Es tut mir in der Seele weh, dass es keine andere Lösung gibt. Los, setz dich.

Auf das Bett.«

Er trat einen Schritt vor und ich setzte mich auf die Bettkante. Cynthia lag immer noch auf dem Boden. Blut lief über ihre Wange; mit seinem Schlag hatte er ihr eine böse Schramme zugefügt.

»Wirf mir ein Kissen rüber«, sagte er.

Das also hatte er vor. Er

wollte durch das Kissen
schießen, um den Knall zu
dämpfen.

Ich sah zu Cynthia. Ihre
Rechte lag halb unter
Grace' Schreibtisch. Sie
erwiderte meinen Blick und
nickte fast unmerklich, als
wollte sie sagen: »Vertrau
mir.«

Ich griff nach dem Kissen
am Kopfende des Betts. Es

war ein besonderes Kissen, auf dessen Bezug Mond und Sterne abgebildet waren.

Ich warf es Rolly zu, aber mit so wenig Schwung, dass er einen halben Schritt vortreten musste, um es auffangen zu können.

Und im selben Moment sprang Cynthia auf. Sie hielt etwas in der Hand. Etwas Langes, Schwarzes.

Grace' unbrauchbares
Teleskop.

Sie holte weit über die
Schulter aus und zog dann
ihre begnadete Rückhand
voll durch, legte alles in den
Schlag, was sie an Kraft
aufzubieten hatte.

Er wandte sich um, sah
noch das Teleskop
heransausen, hatte aber
nicht die geringste Chance.

Als ihn das Teleskop mit Urgewalt an der Schläfe traf, hörte es sich allerdings ganz und gar nicht nach einem Tennismatch an. Das Geräusch erinnerte eher an einen Baseball, der mit voller Wucht auf einen Schläger trifft.

Es war ein echter Homerun.

Rolly Carruthers fiel wie

ein Stein zu Boden. Es war ein Wunder, dass Cynthia ihn nicht erschlagen hatte.

FÜNFZIG

»Okay«, sagte Cynthia.
»Dann weißt du ja, was du zu tun hast.«

Grace nickte. Ihr Schulranzen war gepackt. Darin befanden sich ihre Lunchbox, ihre Hefte und

ein Handy. Ein brandneues,
pinkfarbenes Handy.
Cynthia hatte darauf
bestanden. Grace hatte sich
mit unserem Plan
einverstanden erklärt, aber
gleich Sonderwünsche
geltend gemacht: »Aber ich
will auch SMS. Es muss
SMS haben!« Und glauben
Sie bloß nicht, Grace wäre
die Einzige in ihrer Klasse,

die ein eigenes Handy besitzt. Tja, die Welt von heute.

»Also, was machst du mit dem Handy?«

»Wenn ich in der Schule bin, rufe ich an.«

»Genau«, sagte Cynthia.
»Und was noch?«

»Ich sage der Lehrerin, dass sie hallo sagen soll.«

»Richtig. Sie weiß

Bescheid. Und sie macht es nicht vor der Klasse, damit du dich nicht genierst.«

»Muss das denn wirklich jeden Tag sein?«

»Das können wir ja jede Woche neu entscheiden«, sagte ich.

Grace lächelte. Da sie nun endlich allein zur Schule gehen durfte, war es letztlich halb so wild, kurz

zu Hause anrufen zu müssen. Ich weiß nicht, wer von uns am nervösesten war. Zwei Tage zuvor hatten wir ein langes Gespräch zu dritt geführt. Wir stimmten überein, dass wir nach vorne blicken, unser Leben neu in die Hand nehmen mussten.

Grace' wichtigstes Anliegen war, endlich allein

zur Schule gehen zu dürfen.
Was uns, ehrlich gesagt,
ziemlich überraschte. Nach
allem, was sie
durchgemacht hatte, hätte
man eigentlich vermuten
müssen, dass sie sich
geradezu darum reißen
würde, zur Schule gebracht
zu werden. Dass sie von uns
unabhängig sein wollte,
betrachteten Cynthia und

ich als gutes Zeichen.

Wir umarmten sie und sahen ihr aus dem Fenster hinterher, bis sie um die Straßenecke verschwunden war.

Es war, als würden wir beide den Atem anhalten, als wir uns wie gebannt vor das Telefon in die Küche setzten.

Rolly lag mit einer

schweren
Gehirnerschütterung im
Krankenhaus, wo ihn
bereits Rona Wedmore mit
einem Haftbefehl besucht
hatte; er war dringend
tatverdächtig, Tess Berman
und Denton Abagnall
ermordet zu haben. Der
Fall Connie Gormley
wurde ebenfalls neu
aufgerollt, doch hier lag die

Sache komplizierter. Der einzige Zeuge, Clayton Sloan, war tot, und es gab keine konkreten Beweise; der Wagen, mit dem Rolly und Clayton den »Unfall« getürkt hatten, rostete wahrscheinlich auf irgendeinem Autofriedhof vor sich hin.

Rollys Frau Millicent schrie uns am Telefon an,

wir seien dreckige Lügner – ihr Mann habe niemandem etwas getan, sie seien quasi schon auf dem Sprung nach Florida gewesen, und dass sie sich einen Anwalt nehmen und uns mit Klagen überhäufen würde.

Es war an der Zeit, dass wir uns eine neue Telefonnummer zulegten; eine, die nicht im

Telefonbuch stand.

Bevor wir sie
beantragten, sprach uns
Paula Malloy von Deadline
mehrmals auf den
Anrufbeantworter; sie
wollte unbedingt eine
Folgesendung mit uns
machen. Wir riefen nie
zurück, und als sie bald
darauf persönlich vor
unserer Haustür stand,

machten wir nicht auf.

Im Krankenhaus wurde mein Brustkorb bandagiert, und Cynthia muss sich wahrscheinlich einer kosmetischen Operation unterziehen; Rolly hat ihr einen bösen Riss in der Wange zugefügt.

Clayton Sloans Nachlass wird noch geordnet. Cynthia ist unschlüssig, ob

sie das Erbe überhaupt antreten will, aber darüber werde ich noch mal ein Wort mit ihr reden.

Vince Fleming wurde vom Krankenhaus in Lewiston in die Klinik von Milford verlegt. Er erholt sich langsam. Bei meinem gestrigen Besuch meinte er, Jane müsse jetzt endlich mal was für ihren

Notenschnitt tun. Ich sagte,
ich arbeite dran.

Ich habe ihm
versprochen, Jane nach
ihrem Abschluss bei der
Wahl einer Uni oder einer
Journalistenschule zu
helfen. Obwohl ich dann
wahrscheinlich an einer
anderen Schule unterrichten
werde, denn ich werde mich
versetzen lassen. Kaum

denkbar, dass mir die Kollegen weiterhin unbefangen begegnen, nachdem ich unseren Direktor des zweifachen Mordes bezichtigt habe.

Das Telefon klingelte. Cynthia hielt den Hörer schon in der Hand, ehe das erste Klingeln verhallt war.

»Oh«, sagte sie. »Ist alles okay? Keine Probleme?

Gut ... Dann gib mir mal
deine Lehrerin ... Hallo,
Mrs Enders. Ja, wunderbar,
dann scheint ja alles in
bester Ordnung zu sein ...
Danke ... Vielen, vielen
Dank ... Ja, das war alles
ein bisschen viel in letzter
Zeit. Ich denke, ich hole sie
dann doch lieber persönlich
ab. Zumindest heute noch.
Okay ... danke. Ja, Ihnen

auch. Auf Wiederhören.«

Sie legte auf. »Alles okay«, sagte sie.

»Das habe ich mir gedacht«, sagte ich, und dann traten uns beiden Tränen in die Augen.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte ich.

Cynthia griff nach einem Papiertaschentuch und tupfte sich die Augen. »Ja.

Magst du einen Kaffee?«

»Gern«, sagte ich. »Warte kurz auf mich. Ich muss nur eben etwas holen.«

Ich ging zur Garderobe, griff in die Innentasche der Jacke, die ich in jener schicksalhaften Nacht getragen hatte, und zog den Umschlag heraus. Dann begab ich mich wieder in die Küche, wo Cynthia vor

ihrem Kaffee saß; an
meinem Platz stand
ebenfalls ein dampfender
Becher.

»Zucker ist schon drin«,
sagte sie, und im selben
Moment erblickte sie den
Umschlag in meiner Hand.
»Was ist denn das?«

Ich setzte mich.

»Ich habe auf den
richtigen Moment

gewartet«, sagte ich. »Darf ich dir kurz erklären, was sich in diesem Umschlag befindet?«

Cynthia sah mich an wie eine Patientin, die eine besonders schlimme Diagnose erwartet.

»An jenem Abend vor fünfundzwanzig Jahren, als du so sauer auf deine Eltern warst und auf dein Zimmer

gestürmt bist ... Na ja, deiner Mutter ging euer Streit offenbar sehr zu Herzen. Du hast mir ja selbst einmal erzählt, dass sie es nicht ertragen konnte, in Streit und Hader auseinanderzugehen.«

»Das stimmt«, flüsterte Cynthia. »Sie hat immer versucht, alles so schnell wie möglich zu bereinigen.«

»Ja. Und deshalb hat sie dir diesen Brief geschrieben. Sie hat ihn vor deine Zimmertür gelegt, bevor sie mit Todd losgefahren ist, um ihm sein Zeichenpapier zu besorgen.«

Wie gebannt starrte Cynthia auf den Umschlag in meiner Hand.

»Aber dein Vater war

damit nicht einverstanden.
Er war immer noch
aufgebracht über dein
Verhalten und die Sache mit
Vince. Er fand es zu früh,
um schon wieder gut
Wetter zu machen. Und als
deine Mom das Haus
verlassen hatte, ging er nach
oben und steckte den Brief
ein.«

Cynthia starrte mich

regungslos an.

»Aber innerhalb der nächsten Stunden bekam dieser Brief eine ganz andere Bedeutung. Es waren ihre letzten Worte an dich.« Ich hielt kurz inne. »Deshalb hat er ihn aufbewahrt, in einen Umschlag gesteckt und in seinem Werkzeugkasten versteckt – für den Fall,

dass er ihn dir vielleicht
doch eines Tages geben
könnte. Natürlich ist es
kein Abschiedsbrief. Aber
wenn du ihn heute liest,
vielleicht doch etwas so
Ähnliches.«

Ich reichte ihr den bereits
aufgerissenen Umschlag
über den Tisch.

Sie nahm den Brief
heraus und zögerte einen

M o m e n t, wie um sich
innerlich zu wappnen.
Dann entfaltete sie das Blatt
Papier.

Ich hatte den Brief
bereits vor einigen Tagen
gelesen. Im Keller der
Sloans in Youngstown.
Deshalb wusste ich genau,
was Cynthia nun las:

Mein liebes Mäuschen,

wahrscheinlich schlafe ich noch, wenn Du aufstehst und diese Zeilen liest. Ich hoffe, es geht dir nicht so schlecht. Du hast heute Abend eine große Dummheit begangen. Aber das macht man eben manchmal, wenn man jung ist.

Ich wünschte, ich könnte Dir jetzt sagen, dass es

Deine letzte Dummheit war oder der letzte Streit zwischen Dir und Deinen Eltern, aber das wäre einfach nicht wahr. Du wirst noch mehr Dummheiten begehen und wir werden uns noch öfter streiten. Manchmal wirst Du Fehler machen und manchmal vielleicht sogar wir.

Aber da gibt es eine Sache,
die Du wissen solltest. Ich
werde Dich immer lieben,
was auch geschehen mag.
Und es gibt nichts, absolut
nichts, was meine Liebe zu
Dir erschüttern könnte.
Weil wir untrennbar
miteinander verbunden
sind. Nichts kann das
jemals ändern.
Selbst wenn Du

irgendwann einmal ein
eigenes Leben führst, eine
eigene Familie hast (Stell
dir das mal vor!) oder ich
vielleicht nicht mehr sein
sollte, werde ich immer
über Dich wachen.
Vielleicht kommt es Dir
eines Tages so vor, als
würde Dir jemand über die
Schulter sehen, und wenn
Du Dich umdrehst, ist

niemand da. Aber in
Wirklichkeit ist da doch
jemand. Ich. Weil es mich
so stolz macht, Dich
aufwachsen zu sehen. Ich
werde immer bei Dir sein.
Ein Leben lang.

Alles Liebe

Mom

Ich sah ihr zu, wie sie den
Brief zu Ende las, und dann

hielt ich sie fest in meinen Armen, während ihr die Tränen über die Wangen liefen.